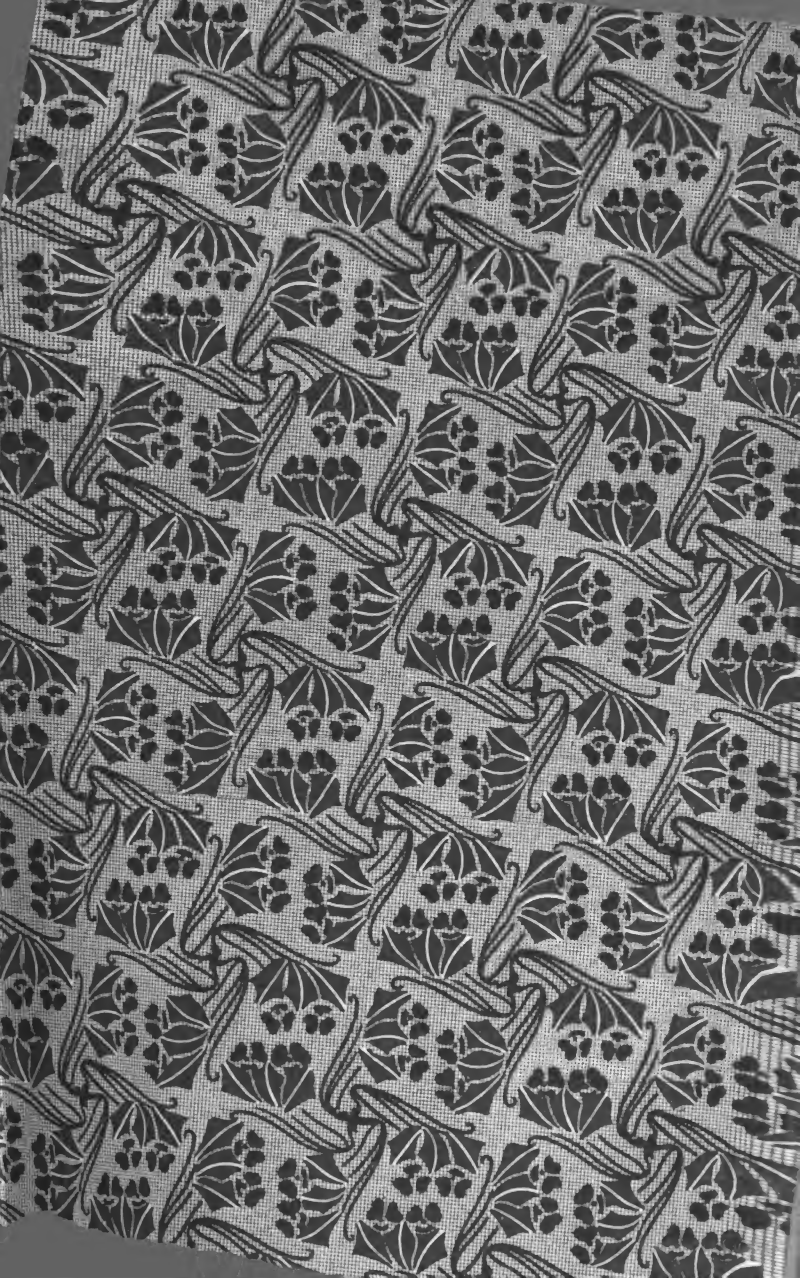
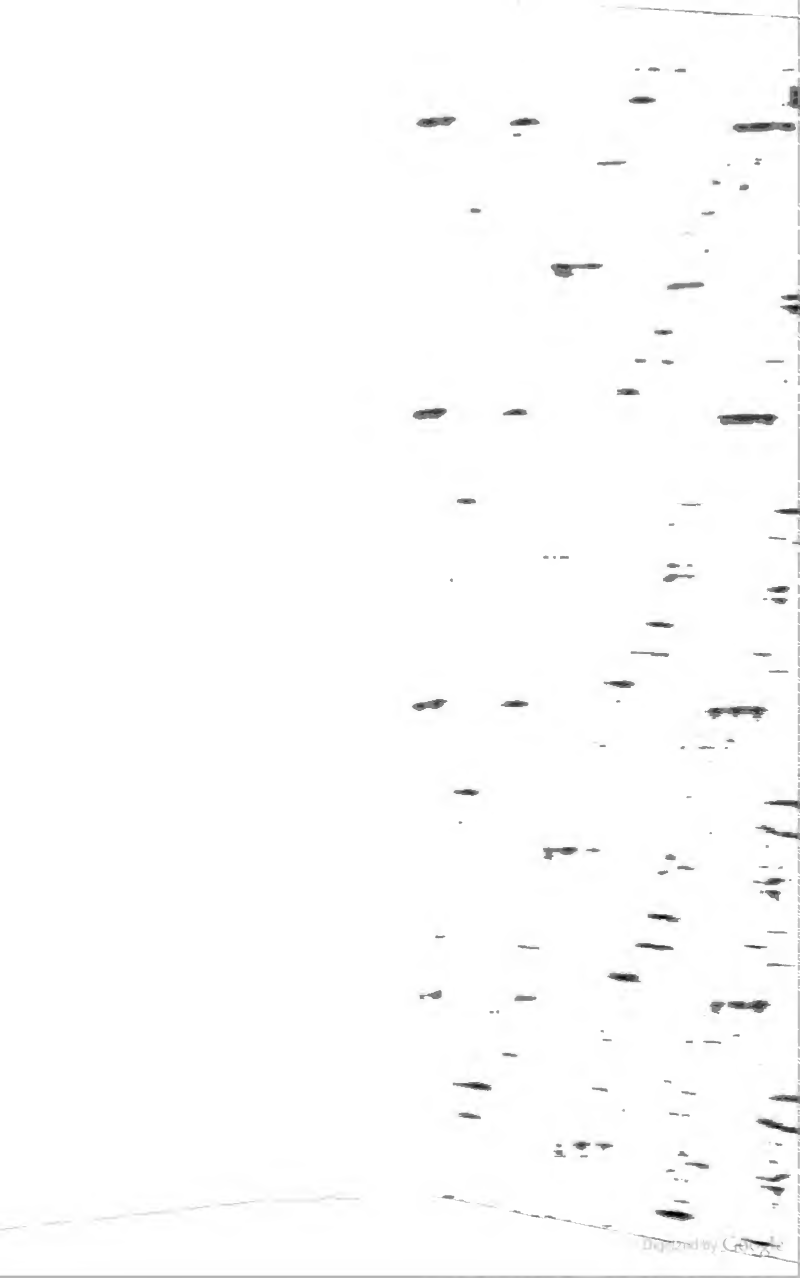

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY






Stanford University Libraries
3 6105 010 215 239
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE
F/S JUN 3 0 1996
JUL 2 4 1995

Grundsätze, des einen als schlechthin unbedingten, der beiden a
dern als nach Gehalt oder nach Form bedingten, zu behande
was eigentlich nur ein Ueberbleibsel des damaligen, durch Re
hold eingeführten Formalismus war, wo man einen „höchst
Grundsatz“ suchte, um aus ihm die ganze Philosophie abzuwicke
ebenso die Terminologie von Ich und Nicht-Ich, der nur sym
lische und deshalb ungenügende Ausdruck eines Anstoßes
Ich am Nicht-Ich, dies alles ist schon in den gleich da
geschriebenen Darstellungen (erste und zweite „Einleitung
die Wissenschaftslehre“; „Versuch einer neuen Darstellung
Wissenschaftslehre“, aus dem Jahre 1797, im „Philosophi
Journal“, Bd. 5, 6, 7, zuerst abgedruckt) so völlig verschwu
daß das Wort Nicht-Ich z. B. in Fichte's spätern Schrifter
nicht mehr vorkommen möchte. Dies Vermeiden jeder abgesc
nen Terminologie in Schrift und Vortrag war theils alle
besonnene Absicht, um, wie er ausdrücklich einmal erinn
seine Lehre vor dem Schicksal zu bewahren, in die Hände
sprechender Anhänger zu fallen, theils lag es auch im Gei
Lehre selbst, wie in Fichte's wissenschaftlicher Individualit
gerade in philosophischer Methodik, in der Kunst des Entr
und Darstellens eigenthümliche Meisterschaft und Neigung
Wir können dies ganze Verhältniß nicht bezeichnender auss
als er es selbst in einem Briefe an Reinhold gethan,
wir Folgendes mittheilen:

„Meine Theorie ist auf unendlich mannichfaltige Ar

---

*) „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre“ (zweite Aufl., 1798
S. XVI (Werke, I, 36). Diese Erklärung ist zu wichtig und cha
um nicht ihrem wesentlichen Inhalte nach hier aufgenommen zu wer
dem er die Hoffnung ausgesprochen, daß sein System nicht das Sch
werde wie das Kant'sche, „einen Haufen sklavischer und brutale
zu bilden“, fährt er so fort: „Theils sollte man glauben, daß di
durch diese zunächst vorhergegangene traurige Begebenheit sich abs
sen und nicht kurz hintereinander das Joch der Nachbeterei au
den; theils scheint sowol der bisjetzt gewählte, einen fe
staben vermeidende Vortrag als der innere Geist diese
gegen gedankenlose Nachsprecher zu schützen; auch ist es von d
den derselben nicht zu erwarten, daß sie eine solche
wohl aufnehmen werden!“

tragen. Jeder wird sie [illegible] ken müssen, um sie [illegible] sichten derselben [illegible] breitung gewinnen. [illegible] rede, daß hier und da [illegible] Gott weiß, wovon [illegible] baut. .... Ueber [illegible] 1794 gedruckte) [illegible] Sie die Mängel der [illegible] für äußerst unvollkommen. [illegible] ich wohl, aber [illegible]

„Ich habe [illegible] reich ist, [illegible] merkt habe, [illegible] wenn ich sie [illegible] Ich habe die [illegible] drucken, [illegible] lung der [illegible] Geistes [illegible]

[illegible]

[illegible]

* „[illegible] lehre“ [illegible] (Jena 1796).


LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel.

Erster Band.

Das Leben.





J G FICHTE

Nach dem Bronzemedaillon von L. Wichmann
auf dem Grabdenkmal Fichte's in Berlin

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Johann Gottlieb Fichte's

Leben und literarischer Briefwechsel.

Von

seinem Sohne

Immanuel Hermann Fichte.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Band.

Das Leben.

Mit dem Bildniß Johann Gottlieb Fichte's.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.

E. H

Vorrede.

Als vor mehr als dreißig Jahren (1830) diese Lebensbeschreibung zum ersten male ans Licht trat, da gab es für sie ganz andere Aufgaben zu erfüllen, als jetzt bei ihrem Wiedererscheinen ihr obliegen. Damals stand Fichte, einem stillschweigenden Proteste vergleichbar, nach Geist und Lehre den geltenden Tagesmeinungen völlig fremd gegenüber. In der Speculation herrschten andere Systeme, ja eine durchaus entgegengesetzte, der philosophischen Reflexion und ihren methodischen Ausgangspunkten abgeneigte Betrachtungsweise. Das Gesammturtheil der Zeit über den Denker floß dahin zusammen, daß man ihn, als einem längst überlebten Uebergangsstandpunkte verfallen, zu den Todten warf und die Acten über ihn geschlossen meinte.

Aeußerlich konnte dies sogar berechtigt erscheinen; denn es war dem Biographen damals noch nicht gelungen, weder den sehr wichtigen literarischen Nachlaß zu veröffentlichen, noch durch eine Sammlung der ältern, zum Theil vergessenen Werke ein vollständiges und zugleich urkundliches Bild seiner Denkweise und der Entwickelung seiner Lehre den später Lebenden darzubieten.

Dazu kam damals noch ein anderes, nicht minder ungünstiges Verhältniß. In dem Staate, welchem Fichte vorzüglich sein Wirken gewidmet hatte, war man allmählich, aber immer entschiedener dem Geiste entfremdet worden, in welchem er allein

Heil und Zukunftsgewißheit für Deutschland zu finden vermochte. Ja die ersten Symptome dieses Zurückschreitens fallen schon in eine Zeit, deren die Biographie zu gedenken haben wird. Später war man mit den Vertretern der gleichen politischen Denkart in einen immer offenern Kampf gerathen, der äußerlich zwar mit der völligen Niederlage der bekämpften Partei endete, innerlich aber, auch in dem eigenen Gefühle der Sieger, ein völlig unentschiedener blieb. Nach außenhin mußte jene Partei verstummen; doch fühlte sie sich weder gedemüthigt noch hoffnungslos. Den Siegern aber war jede Erinnerung an die Zeit der Erhebung und was mit ihr zusammenhing, durchaus unliebsam geworden. *)

Und sogar die Speculation schien zu solchem Abschluß und Stillstand den Segen zu sprechen, indem die damals herrschende Philosophie als die entschiedenste Verfechterin des Bestehenden galt und sich gelten ließ; freilich sich selbst damit zum grausamsten Gerichte, weil sie dadurch bekannte, am Gegebenen das Maß ihrer eigenen Begriffe zu haben und auf Gestaltung der Zukunft ausdrücklich zu verzichten. Dennoch erklärt sich vollgültig daraus die Abneigung, welche jedem Streben damals begegnete, ältern Philosophien erneuerte Anerkennung zu erkämpfen. **)

Bei dieser tiefen Ungunst der ganzen Lage — und es scheint wohlgethan, zur Warnung wie zur Vergleichung auch jetzt noch an ihre wahre Beschaffenheit zu erinnern — trat die Lebensbeschreibung hervor. Sie mußte versuchen, zuerst nur wieder das erkaltete Interesse zu wecken, die Urtheile zu berichtigen, indem sie ein urkundliches Bild von Fichte's Denkart und

*) Einen charakteristischen Zug dieser Art erzählt später die Lebensbeschreibung (I, 423).

**) Ein Beispiel, wie Versuche dieser Art von der damals herrschenden Kritik behandelt wurden, erwähnen wir später (I, 170, Note).

Persönlichkeit entwarf. Ihr Ton und ihr Charakter konnte daher nicht umhin, einerseits ein apologetischer, anderntheils ein polemischer zu werden. Doch ein parteiischer, glauben wir, ist er nirgends gewesen; denn wir dürfen ein Wort aus der Vorrede zur ersten Ausgabe wiederholen: „Fichte's Leben bedarf keiner Verschleierung oder Beschönigung; je treuer das Bild, je tiefer die Kenntniß, desto mehr wird man ihn ehren und lieben."

Nichts von dem allem ist jetzt mehr erforderlich. Durch die Wirkung der Biographie selbst, wie durch alles, was seitdem von Fichte und über Fichte erschienen, ist dies Verhältniß völlig verändert. Sein Charakter und seine Lehre haben längst die rechte Stelle der Anerkennung in der Gegenwart gefunden.

Dies mußte auch bei der Umarbeitung des Werks maßgebend werden. Die philosophischen Excurse der ersten Ausgabe sind getilgt, ebenso alles Kritisch-Polemische wider frühere Gegner, welchen er selbst zu antworten unterlassen.

Statt dessen konnte nunmehr die eigentliche Aufgabe einer Biographie reiner und objectiver hervortreten. Es ist versucht worden, noch eingehender zu zeigen, wie bei ihm, anders wie bei andern Denkern, seine Lehre aufs allereigentlichste nur Abdruck seiner Persönlichkeit war; wie beide jedoch, seine Denkweise und sein System, zusammen allmählich sich erweiterten und vertieften, nicht durch äußern Einfluß oder Aneignung von Fremdem (indem noch immer von einzelnen die unerweisliche Meinung gehegt wird, er habe späterhin, wenigstens unwillkürlich, nach Schelling's Lehre die seinige modificirt; wie er vielmehr von diesem Systeme dachte, wie wenig er es aber zugleich im einzelnen kannte, darüber lassen wir später sein eigenes Zeugniß sprechen), sondern durch die stillwirkende Kraft des Lebens und der reifern Jahre.

Die Behandlung des Ganzen ist übrigens die völlig gleiche geblieben. Wir haben das in andern Biographien seitdem nach-

geahmte Verfahren beibehalten, Fichte durch sich selbst, durch eigenes Wort und That sich darstellen zu lassen. Was wir hinzugethan, besteht nur darin, jene urkundlichen Züge zu gruppiren, ihre innere Bedeutung und ihren Zusammenhang zu zeigen und an sie die äußern Ereignisse und ihren Erfolg erklärend anzuknüpfen, deren nicht wenige und nicht unwichtige sein Leben begleitet haben. Hier nun, wie es nicht fehlen kann bei einfachen, aber starken Charakteren, stimmen Inneres und Aeußeres vollkommen ineinander. Absicht und Erfolg erklären sich wechselseitig; aber es tritt auch seine Eigenart, das Unpraktische oder, wie wir es bezeichnender nennen möchten, das Unkünstlerische seiner Natur, überall ihn selbst hemmend, zugleich mit hervor. Wir begreifen völlig die mächtige Wirkung, welche überall, wohin er kam, von seiner Persönlichkeit ausging, die aber ebenso jedesmal in Gegenwirkungen und Widerstand überschlug, weil er in seiner Einsicht, in seinen wohlgeprüften Entschlüssen das einzig Mögliche und allein Richtige zu erkennen glaubte und aus einer gewissen Unlenksamkeit des Denkens keine abweichenden Gesichtspunkte anzuerkennen vermochte; weil er zugleich, nicht minder seinem Charakter getreu, auf die Nebenpunkte und die beiläufigen Consequenzen denselben Nachdruck legte wie auf die Hauptsache.

Hieraus aber ergibt sich, daß bei Fichte sein Leben wesentlich anders sich verhält zum Verständniß seiner Philosophie, als dies bei den meisten andern Denkern, Jacobi etwa ausgenommen, zu gelten vermag. Vollständig wird seine Lehre nur durch seinen persönlichen Charakter begreiflich, denn sie ist eben der vollendete Ausdruck und die Consequenz desselben. Ihn muß man kennen, seine Bildungsbedingungen, seine Zeit; dann findet man auch in seiner Lehre das Einseitige und Schroffe, die unnachgiebige Starrheit seiner Ueberzeugung völlig versöhnt mit dem ewig Tüchtigen, unerschütterlich Wahren in derselben. Anders bei andern Denkern und Denksystemen, welche ihnen ein tiefes

theoretisches Bedürfniß befriedigen sollten und, ein Werk langwierigen Sinnens und vielseitiger Studien, langsam sich ausgestalteten. Bei Fichte war es eine einzige, unwiderstehlich praktische Evidenz, die ihn ergriffen hatte und die in Kant's Lehre ihre stärkste Bestätigung und theoretische Befestigung erhielt; die „Selbständigkeit des Ich" allem äußerlich Bedingenden gegenüber, die Hoheit und Herrlichkeit sittlichen Willens wurde ihm Inhalt und Ziel seines ganzen Systems, weil er nur so die Consequenz und die Würde seiner Persönlichkeit retten konnte. Und wenn Fichte in seiner Jugend Spinozist war, so ist es gleichfalls charakteristisch, daß er von dieser Lehre nur die praktische Folge hervorhob, die deterministische Freiheitsleugnung. Hierdurch aber wurde, wie er selbst in seinen Jugendbriefen bezeugt, der tiefste Zwiespalt zwischen praktischem Gefühl und theoretischer Einsicht ihm bereitet. Diesen wollte seine eigene Lehre mit der Wurzel ausrotten. Die vermeintliche Naturnothwendigkeit, deren Ketten Ihr fürchtet, ist selbst nur das Erzeugniß unwillkürlicher Selbstthätigkeit des Ich, das versinnlichte Material seiner bewußten Freiheit und seines sittlichen Wirkens. Durch die freien Iche hindurch und in ihrer Freiheit wirkt erst, als höchstes Harmonisirendes derselben, ein „heiliger Wille", eine „moralische Ordnung", die Gottheit, welche damit ebenso höchster Quell der Freiheit als der (innern) Nothwendigkeit ist.

Diese Hauptideen hat er zwar immer tiefer ausgebildet und immer reicher mit Gehalt ausgestattet, niemals aber ihren Umkreis eigentlich überschritten, um andern Seiten der Weltbetrachtung, der Natur oder der Kunst, mit eingehendem Interesse sich zuzuwenden. In ihnen allein fand er, wie er noch im Jahre 1810 in einer charakteristischen Erklärung an einen philosophischen Freund es ausspricht, die Wahrheiten, deren Erkenntniß vor allem dem Zeitalter und der Menschheit noth thue. Das Uebrige, ohne es gering zu schätzen, wolle er gern andern Denkern überlassen!

In dieser durch Individualität und Ueberzeugung ihm auferlegten Beschränkung lag jedoch gerade die eigenthümliche Kraft seines Wirkens auf die Nation, vor allem auf die deutsche Jugend. Er war ein eigentlich deutscher Denker. Der tief sittliche Kern unsers Volkes, die Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, biedere Unbestechlichkeit seines Wesens, wenn man in Urtheil und Handeln ihm Geduld läßt, das Rechte zu finden, oder wenn es, durch gewaltige Erschütterungen geweckt, auf diesen Geist sich zurückbesinnt und plötzlich allen täuschenden Tand hinwégschüttelt; alle jene einfachen und schmucklosen, aber ehrwürdigen Eigenschaften germanischen Wesens hatten in ihm ihren stärksten Ausdruck erhalten. Und sie ruhten nicht müßig in ihm oder verzehrten sich in unzufriedenem Grollen. Sie brachen mit unwiderstehlichem Drange des Handelns hervor und geboten ihm einen unablässigen Kampf gegen jedes Schlechte der Zeit, in welcher Gestalt es ihm erscheinen mochte, zuerst wider eine falsche eudämonistische Theologie und Religiosität, dann wider die erschlaffende Selbstsucht in Staat und Gesellschaft, zuletzt gegen den Erbfeind unsers Vaterlandes, in welchen allen er nur die verschiedenen Erscheinungen desselben Grundübels sah, des Abgestorbenseins für die sittlichen Mächte des Lebens.

Der heilige Ernst eines solchen Kampfes, eine so nachhaltige, durch keine Widerwärtigkeit gebeugte Ausdauer ist deutsche Gesinnung, ist, was uns auch in unsern Niederlagen unbesiegbar macht. Und darum wird Fichte's Name nicht untergehen im Gedächtniß der Nation, denn er bringt ihr in getreuem Spiegel entgegen, was sie selbst ist und will, was in jedem Falle und unter jeder Gestalt ihr Achtung abnöthigt und Vertrauen.

Vielleicht zu keiner Zeit passender als jetzt könnten ihr solche mahnende Erinnerungen entgegengebracht werden. Denn wer weiß es nicht und bekennt es sich laut oder im stillen, daß Deutschland jetzt gerade in einem ganz ähnlichen Zustande rath-

loser Versumpfung liege wie damals, als Fichte zu ihm redete. Dazumal war es äußerer Druck, der bald darauf kräftig abgeschüttelt wurde. Jetzt und eigentlich die ganze bisherige Vergangenheit hindurch ist es etwas Schlimmeres, was uns hindert, als ganze und als freie Nation dazustehen: der neu und künstlich hervorgerufene confessionelle Zwiespalt und die hartnäckige Eifersucht der Dynastien; denn was man gewöhnlich dazu fügt, die Abneigung unserer Volksstämme widereinander, ist kein ernstlich Trennendes und fängt schon an zu schwinden vor der steigenden politischen Einsicht. Wahrscheinlich wird Deutschland die denkwürdige und in der Geschichte noch nicht dagewesene Aufgabe zufallen, nicht von obenher, wie früher doch zumeist nur die Reformation gelang, sondern im langsamen Ringen von untenauf, durch die steigende Kraft des Volksgeistes die rechte Form der Einigung zu gewinnen. Wir können dies Los als kein günstiges und kein kampfloses preisen; aber es ist deutscher Ausdauer würdig, und einmal erreicht, scheint es keinen Rückfall mehr befürchten zu lassen, denn es hat sich nicht durch das Ungefähr, sondern aus Freiheit und Einsicht gestaltet. Die erste Bedingung dazu aber ist eine alle Schichten unsers Volkes durchdringende Gesammtbildung, wodurch Fichte's Wort vielleicht eine neue Deutung erhielte, daß einzig der germanische Volksstamm dazu bestimmt sei, das freie Bürgerthum zu erzeugen, und sein noch kühneres Wort, daß jeder Fortschritt des deutschen Nationalgeistes zugleich einen allgemeinen Fortschritt des Menschengeschlechts bezeichne.

Für alle diese hohen Ziele wird Fichte immer als Mahner und Wecker vor uns stehen. Dies ist das Denkmal, welches er selbst sich errichtet hat im Geiste seiner Nation, und er bedarf keines andern. Dies möchte auch die würdigste Erinnerungsfeier an den hundertjährigen Geburtstag Fichte's sein, welchem wir in diesem Jahre (19. Mai 1862) entgegensehen.

Zum Schlusse sage ich noch den würdigen Männern meinen Dank, welche durch ihre Beiträge dies Werk gefördert haben. Vor allem bin ich Herrn Professor Köpke in Berlin meinen Dank schuldig, der durch Mittheilung wichtiger Actenstücke, besonders der im Nachlasse Beyme's aufbewahrten Briefe von Fichte, einen der wesentlichsten Beiträge zu seiner Charakteristik gewährt hat. Ebenso haben Herr Professor Nicolovius in Bonn durch Mittheilungen aus den Aufzeichnungen seines Vaters, Herr Professor von Reichlin-Meldegg zu Heidelberg durch Beiträge aus dem Nachlasse von Paulus und Herr Bibliothekar Dr. Klüpfel zu Tübingen durch literarische Ermittelungen und Notizen diesem Werke die dankenswertheste Förderung zu Theil werden lassen.

Am Todestage Fichte's, den 27. Januar 1862.

Immanuel Hermann Fichte.

Inhaltsübersicht des ersten Bandes.

Drittes Buch.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Fichte's erste Jugendjahre.

In der schönsten Gegend der Oberlausitz, zwischen den Ortschaften Bischofswerda und Pulsnitz, unfern der Grenzmark, die das meißnische Gebiet von der Lausitz scheidet, liegt ein kleines Dorf, Rammenau mit Namen, der Geburtsort des Philosophen. Der Wanderer findet es, wenn er, die große Straße von Dresden nach Bautzen in Bischofswerda verlassend, sich nordwärts auf den Pfad nach Elstra und Camenz wendet. Er besucht ein reichbebautes Land, von schönen Waldhügeln durchzogen, mit klaren Bächen bewässert, und findet in den zahlreichen und wohlhabenden Ortschaften ringsumher ein Volk, das, wenn es jetzt noch seinen Vätern und Großvätern gleicht, wegen Fleiß und Tüchtigkeit weit umher belobt ist. Hier lebten vor achtzig Jahren noch Menschen, die, nicht roh, doch unerreicht von der ausglättenden Bildung ihrer Zeit, durch ihr Wesen einem frühern Jahrhunderte angehörten. In Sitte und Gebräuchen aufgewachsen, die seit der Reformation wol wenig Aenderung erfahren hatten, konnten sie noch Zeugniß geben von der Würde und Kraft unsers ursprünglichen Volkslebens. Jedem kam hier das Beste und Höchste, sittliche Zucht wie ermunterndes Beispiel, nicht aus allgemeiner Lehre, sondern aus dem Schose der Familie; nicht im Begriffe trat es ihm zuerst entgegen, gleichgültig und beziehungslos; es berührte ihn in naher Lebendigkeit und steter Umgebung. Ein frommer oder besonders kundiger Mann wurde der ganzen Nachkommenschaft Muster und Vorbild; ja auf die Familie selbst verbreitete sich dies Ansehen, und oft suchte man durch Ehe oder

sonstige Annäherung mit dem geehrten Namen in Verbindung zu kommen. Daher auch dort die nicht seltene Erscheinung, daß einzelne Familien durch einen gewissen Grundcharakter von den übrigen sich unterschieden, der, wie ein vererbtes Kleinod, durch viele Geschlechter sich fortpflanzend, je mehr der Ruf ihn anerkannte, desto heiliger gehalten wurde. Fichte's Voraltern, besonders sein Vater, gelten für vorzüglich redliche Männer, von starkem Willen und festem Wort, und er selbst hat durch Charakter und Leben wol nie verleugnet, daß er so kräftigem Stamme entsprossen sei.

In jenem Dorfe nun soll, nach der Familiensage, zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs ein schwedischer Wachtmeister, der mit dem Heere Gustav Adolf's zur Befreiung des glaubensverwandten Landes herübergekommen war, schwer verwundet bei einem Scharmützel in der Nähe zurückgeblieben sein. Er wurde aufgenommen und treulich gepflegt von einem dortigen Landmanne, der als eifriger Lutheraner nachher bei dem mannichfachen Wechsel des Kriegsglücks mit eigener Gefahr seinen Glaubensgenossen vor dem Feinde zu verbergen wußte. Dadurch zu längerm Weilen veranlaßt, soll der Gast später sogar sein Eidam geworden sein, und nachdem alle Söhne desselben in jenem verderblichen Kriege ihren Tod gefunden, endlich durch seine Frau der alleinige Erbe der kleinen Besitzung. Und dieser Eingewanderte schwedischer Abkunft wurde der Gründer jenes Namens, der durch zahlreiche Nachkommenschaft wenigstens in der dortigen Gegend ziemlich verbreitet ist.

Fichte's Großvater indessen, der bei der Zerstreuung der Familie allein im Dorfe zurückgeblieben war, hatte von seinen Aeltern, außer seinem Antheil an Garten und Feld, als Haupterwerb einen kleinen Bandhandel ererbt: er webte nämlich auf eigenen Stühlen schmale leinene Bänder und handelte damit im Dorfe und in der umliegenden Gegend. Aber rüstig und unternehmend, wünschte er seinen Kindern jenes Gewerbe einträglicher zu hinterlassen. Er sendete deswegen seinen ältesten Sohn, Christian Fichte, in die benachbarte Stadt Pulsnitz zu Johann Schurich, der dort eine nicht unansehnliche Band- und Leinwandfabrik besaß; so, hoffte der Vater, werde der Sohn neben der bessern Kenntniß des Gewerbes seinem Geschäfte in der Stadt

auch größern Spielraum verschaffen können. Aber der Ausgang wendete es anders. Christian, durch Treue und Geschick schnell im Vertrauen seines Lehrherrn steigend, wurde endlich sein Hausgenosse und Vertrauter. Da gewann er die Tochter des Hauses lieb, wagte dies aber niemand zu bekennen, weil er den Stolz des Vaters kannte. Wie aber so oft schon beharrliche Treue den Widerstand der Aeltern besiegte, so gelang es auch ihm nach manchem Jahre der Geduld und der wechselnden Hoffnungen, seine Braut heimzuführen. Doch in eine Ansiedelung neben ihm in der Stadt wollte der bürgerstolze Vater nicht einwilligen; und so kehrte der Schwiegersohn wieder in sein Dorf zurück und erbaute sich von der für jene Verhältnisse ansehnlichen Mitgift ein Haus, das noch jetzt von einem seiner Enkel bewohnt wird, der dem Gewerbe seines Großvaters treu geblieben ist; und dieselben Webstühle klappern wol noch darin, die früher vom Großvater und von Fichte selbst in seinen jüngern Jahren bewegt wurden.

In dieses Haus nun führte Christian Fichte seine junge Ehefrau, und hier gebar sie ihm am 19. Mai 1762 den ersten Sohn, Johann Gottlieb. Kräftig wuchs der Knabe auf im Kreise schnell ihm nachkommender Geschwister, und es zeigte sich, daß er an Geistesart und äußerer Gestalt ganz das Ebenbild der Mutter sei, klug, behend im Auffassen wie im Antworten, selbständig in jedem Entschlusse. Man hat aber oft schon beobachtet, daß Kinder von vorzüglicher Anlage still und zurückgezogen erscheinen und nur wie halb theilnehmend an ihren Umgebungen dahingehen. So war auch der Kleine selten bei den Spielen, an denen seine lebhaftern Geschwister Freude hatten. Dagegen liebte er es, allein seinem stillen Treiben nachzuhängen, und man sah ihn oft einsam auf dem Felde verweilen, den Blick unverwandt in die Ferne richtend. So stand er nicht selten stundenlang, wol bis nach Untergang der Sonne, wo dann der Schäfer, der den seltsamen, einsam wandelnden Knaben kannte und liebte, ihn aus seinem Halbtraume aufweckte und nach Hause geleitete. Und was wir nicht unbemerkt lassen können, jene Stunden, die in seine frühe Kindheit fielen, deren man sonst sich nur undeutlich erinnert, waren noch dem Manne die hellste und liebste Erinnerung; in ihnen scheint sein Geist am stärksten sich entwickelt und am kräftigsten gelebt zu haben. Und gewiß, was erregt

ahnungsvoller die ersten Keime des Geistes, in dem eine unbekannte Welt noch schlummert, als der Blick in die unbestimmte Ferne wie in eine Zukunft, die eben durch ihre grenzenlose Weite die Phantasie auffordert, ihre Leere auszufüllen und zu gestalten!

Fichte's erster Lehrer war der eigene Vater, der seinen Gottlieb wegen seines zarten Alters noch nicht zur Schule schicken wollte und den fähigen Knaben doch schon zu beschäftigen wünschte. Abends, wenn das Handwerk ruhte und auch die Gartenarbeit gethan war, nahm er den Kleinen vor, übte ihn im Lesen, lehrte ihm fromme Lieder und Sprüche und erzählte ihm dann auch wol manches von seinen Wanderungen durchs Sachsenland und Franken. Besonders aber pries er dann die Ufer und das gesegnete Land der Saale; und der Knabe, dem jene Gegend, wie er wol als Mann noch lächelnd zu erwähnen pflegte, dann im sonnenhellsten Schimmer dalag, wie ein fernes seliges Land, ahnte damals wol nicht, das ihn das künftige Leben zweimal an jene Ufer führen, daß er die wichtigsten Jahre seiner Jünglings- und Manneszeit dort verleben werde. So hatte denn der Kleine bald das Amt im Vaterhause, der Familie das Morgengebet und den Abendsegen vorzulesen; und wie denn ein Pfarrer dem Landmanne die höchste und heiligste Würde ist, so mochte der gute Vater wol schon damals die stille Hoffnung nähren, sein Sohn könne vielleicht einmal von der Kanzel des eigenen Dorfes der ganzen Gemeinde den Segen sprechen.

Einstmals, der Knabe war etwa sieben Jahre alt, hatte ihm der Vater zur Belohnung seines Fleißes aus der benachbarten Stadt die Volkshistorie vom gehörnten Siegfried mitgebracht. Das Buch, wol das erste, was außer der Bibel und dem Gesangbuch in des Kleinen Hände kam, erfüllte ihm Gemüth und Aufmerksamkeit so sehr, daß er für nichts anderes mehr Lust behielt; und auch im Lernen wurde er unachtsam und fahrlässig, was ihm ernste Bestrafung zuzog. Da sah er endlich ein, daß er sein geliebtes Buch ganz von sich thun müsse, wenn es nicht schlimm mit ihm gehen solle. Zugleich wollte er es auch strafen für den Schaden, den es ihm angethan. So ging er, das Buch in der Hand, an den Bach, der bei seines Vaters Hause vorbeifloß, mit dem Vorsatze, es ins Wasser zu werfen; aber lange zauderte er,

die erste Selbstüberwindung seines Lebens zu üben. Endlich, mit erneuertem Entschlusse, schleuderte er es weit von sich ins Wasser hinein. Als er es aber dahinschwimmen sah, übermannte ihn der Verlust, und er fing an bitterlich zu weinen. Hier traf ihn der Vater und vernahm von dem weinenden Kinde den Verlust des Buchs, aber aus Scheu oder Verwirrung verschwieg es ihm den wahren Grund und Zusammenhang. Da zürnte der Vater sehr wegen der Vernachlässigung seines Geschenks und bestrafte den Knaben mit ungewöhnlicher Härte — ein Vorspiel seines spätern Lebens, wo nicht selten auch gerade dasjenige, was er aus Ueberzeugung und mit ernstem Vorbedacht gethan, am meisten verkannt und misdeutet wurde, oft auch aus dem ähnlichen Grunde der Unkenntniß des eigentlichen Zusammenhangs und der wahren Motive. Späterhin, als der Schaden vergessen war und der Vater seinen Sohn wieder zu belohnen und zu erfreuen wünschte, kaufte er ihm ein anderes ähnliches Buch; aber da wollte der Knabe es gar nicht annehmen, sondern bat, es lieber seinen Geschwistern zu schenken, damit er nicht von neuem jener Versuchung ausgesetzt werde.

Hier müssen wir zugleich noch eines Ereignisses gedenken, das, ursprünglich unbedeutend, nachher für Fichte's ganze Zukunft von der entscheidendsten Wichtigkeit wurde. Der Pfarrer des Dorfes, ein trefflicher, von seiner Gemeinde hochverehrter Mann, Namens Diendorf, ließ den Knaben, der ihm lieb geworden war, oft zu sich kommen, um ihn zu unterrichten und sonst sich mit ihm zu beschäftigen. Einst fiel es ihm ein, ihn zu fragen, was er wol von der Predigt des vergangenen Tages ihm noch erzählen könne. Der Knabe beginnt, und es gelingt ihm, den Gedankengang derselben nach den Hauptwendungen und mit den angeführten Bibelstellen ziemlich treu wiederzugeben. Jener erstaunte über die Fassungskraft des Knaben und beschloß, ihn auf jede Weise zu fördern, ja wo möglich ihm zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung zu verhelfen, und so machte er auch gelegentlich die Gutsherrschaft mit dem Talente seines Schützlings bekannt. Nun geschah es — der Knabe mochte bereits acht oder neun Jahre alt geworden sein — daß der Freiherr von Miltitz bei dem Grafen von Hoffmannsegg zum Besuche eintraf. Jener Edelmann, einem der edelsten Geschlechter Sachsens ange-

hörend, welches auch noch jetzt ausgezeichnete und berühmte Glieder zählt, war außerdem noch durch Wohlthätigkeit und frommen Sinn überall hochverehrt. Schon lange hatte er sich darauf gefreut, einer salbungsvollen, gediegenen Predigt des wackern Diendorf beizuwohnen, und wollte daher schon Sonntag früh vor der Morgenandacht bei seinem Gastfreunde eintreffen; aber er verspätete sich, und dieser zufällige Umstand entschied über Fichte's Schicksal und machte es ihm möglich, seine Lebensbestimmung zu erreichen. Denn als der Gast mit Bedauern der versäumten Predigt erwähnte, äußerte man wie im halben Scherze, daß man allenfalls noch im Stande sei, diesen Verlust ihm zu ersetzen; es sei ein Knabe im Dorfe, der das Talent habe, eine gehörte Predigt aus dem Gedächtnisse wiederherzustellen. Der kleine Gottlieb wurde sofort geholt, und bald trat er mit seinem leinenen Bauernjäckchen und mit einem Blumenstrauße in der Hand, wie solchen seine Mutter der freundlichen Gutsherrschaft wol manchmal zu verehren pflegte, in die Mitte der versammelten Gesellschaft. Die ersten Fragen beantwortete er einfach und ohne Scheu, in dem stillen Wesen bleibend, welches ihm gewöhnlich eigen war; als er aber aufgefordert wurde, aus der Predigt des Vormittags einiges zu erzählen, und er dabei sich anstrengend in Feuer gerieth, belebten sich Stimme und Ausdruck immer mehr. Er schien die Gesellschaft fast ganz zu vergessen, und unter dem Zuströmen der Gedanken aus der Erinnerung konnte er gar nicht enden, bis der Hausherr ihn unterbrach, indem das zur Probe Begonnene allzu viel Zeit einzunehmen schien, und die ernsten Gegenstände der Predigt wenig zur fröhlichen Stimmung der Gesellschaft passen mochten. Dennoch schien der kleine Vorgang auf den Freiherrn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und er beschloß, bei dem Pfarrer sich weiter nach dem merkwürdigen Kinde zu erkundigen. Dieser, der schon lange eine Gelegenheit wünschte, seinen Liebling empfehlen zu können, befestigte den Freiherrn in seinem halb schon entworfenen Plane, für die Erziehung des Knaben zu sorgen, falls die Aeltern sich bewegen ließen, ihm denselben zu überlassen. Ein Landmann mit zahlreicher Familie, welcher er bei seinen andern Arbeiten außerdem wenig Sorge schenken kann, wird sich sonst wol nicht leicht bedenken, eins seiner Kinder, noch dazu unter solchen Bedingungen,

von sich zu lassen; und auch hier leuchtete den Aeltern sogleich die Wichtigkeit jenes Vorschlags für die ganze Zukunft ihres Sohnes ein, und sie hätten leicht eingewilligt, wäre die Mutter in ihrem Gewissen nicht beunruhigt worden, ihr theueres, bisher so fromm erzogenes Kind fremden Menschen, besonders denen eines üppigen Edelhofs zu überlassen. Der Freiherr selbst, meinte sie, sei gewiß ein edler und frommer Mann, doch könne er einmal nicht alles wissen, was in seiner Nähe vorgehe, und besser sei es, ihr Kind bleibe ungelehrt und unbedeutend, als daß es an seiner Seele Schaden leide. Da ließ der wackere Freiherr sich die Mühe nicht verdrießen, mit den Aeltern zu unterhandeln und ihnen ausdrücklich die Versicherung zu geben, daß ihr Knabe ihm wie seine eigenen Kinder empfohlen sein solle, daß er dieselbe Aufsicht und Erziehung wie diese genießen werde. Nun willigten die Aeltern ein auf das Zureden des Predigers, und der Freiherr nahm den Knaben bei seiner Abreise sogleich mit sich. Zuerst kam er nach Oberau, einem Schlosse des Freiherrn, unfern der Stadt Meißen am Elbstrome, und noch in spätern Jahren äußerte er, welch einen gewaltigen Eindruck das Schloß und seine Umgebungen auf ihn gemacht hatten: die Parkanlagen und gebirgigen Eichenforsten um dasselbe, das Gebäude selbst, das in seinem damaligen Zustande die ehemalige Ritterburg nicht verleugnen konnte — alles gab dem unerfahrenen Kinde ein Gefühl des Düster-Erhabenen, fast Schreckenden. Zugleich war er zum ersten male allein in der Fremde, ohne ein Wesen, dem er die Sorge um ihn hätte ansehen, dem er hätte vertrauen können; und so befiel ihn eine tiefe Traurigkeit, ein Heimweh nach den Aeltern, das sogar seine Gesundheit anzugreifen schien. Aber auch hier trat der treffliche Pflegevater besonnen und wohlmeinend dazwischen; er beschloß, den Kleinen einem Prediger in der Nachbarschaft anzuvertrauen, der, selbst ohne Familie, zugleich eine große Liebe für Kinder hegte; und bei diesem Manne, im Dorfe Niederau bei Meißen, verlebte Fichte seine schönsten Jugendjahre. Leider wissen wir den Namen des trefflichen Mannes nicht, wol aber erinnern wir uns, daß Fichte noch in seinen spätern Jahren mit Rührung und herzlichem Danke des frommen Predigerpaars gedachte. Er erfuhr hier eine Liebe, wie sie nur wahre Aeltern zu erweisen pflegen, und noch später erzählte er

wie sie auch die kleinsten häuslichen Genüsse mit ihm getheilt und in Leid und Freude ihn als den Ihrigen angesehen hätten. Deshalb schloß sich aber auch der Knabe unauflöslich an sie an, besonders an seine Pflegemutter, und ihre frommen Lehren und Ermahnungen machten auf ihn einen Eindruck, der ihn weit in sein künftiges Leben hinein wohlthätig begleitete. *)

Hier legte er nun auch bei seinem Prediger den ersten Grund in den alten Sprachen; doch blieb er dabei mehr sich selbst überlassen, als daß er durch regelmäßigen Unterricht angeleitet worden wäre, ein Umstand, wodurch seine Fassungskraft zwar frühzeitig entwickelt wurde, zugleich aber auch eine gewisse Unsicherheit in den grammatischen Anfangsgründen in ihm zurückblieb, welche sein rasches Fortkommen in Schulpforta anfangs verzögerte. Doch war dies wiederum Veranlassung für den gewissenhaften Geistlichen, das Unzulängliche seiner eigenen Lehrmittel für den Knaben frühzeitig einzusehen und in den Freiherrn von Miltitz zu dringen, ihn in einer gelehrten Anstalt seine Bildung fortsetzen zu lassen. So wurde Fichte zur Vollendung seiner Schulstudien etwa im zwölften Jahre zuerst in die Stadtschule zu Meißen, einige Zeit nachher in die Fürstenschule Pforta bei Naumburg aufgenommen; und es läßt sich nicht leugnen, daß dies für

---

*) Anmerkung zur zweiten Auflage. Spätere Erkundigungen bei den jetzt lebenden Nachkommen des Freiherrn von Miltitz geben die Familiensage bestätigend, aber mit einigen veränderten Nebenzügen wieder, welche hier einzuschalten uns erlaubt sei.

„Es wird erzählt, unser Großvater sei einmal auf Besuch bei seinem Schwager in Rammenau zu spät in die Kirche gekommen und habe vor der Kirchthür stehend einem dortigen Bewohner sein Bedauern geklagt, der Predigt verlustig zu gehen; darauf habe ihm der andere geantwortet, er brauche sich nur nach der Kirche den Gänsejungen Fichte kommen zu lassen, der würde ihm die ganze Predigt aus dem Kopfe hersagen können. Bei Tische habe nun unser Großvater mit H. v. Hoffmannsegg über den Gänsejungen gesprochen, und als ihm die wunderbare Begabung desselben bestätigt worden, sich entschlossen, ihn zu sich nach Oberau zu nehmen. Ob dies eine Thatsache oder nur eine Anekdote ist, kann ich freilich nicht sagen. Ich erinnere mich aber, daß sie mein Vater erzählte, und habe noch kürzlich von einem emeritirten Geistlichen aus der rammenauer Gegend gehört, daß man sich die Geschichte dort ebenfalls als Tradition erzählt.“

Fichte's Charakter wie für seine ganze wissenschaftliche Bildung entscheidend wurde.

Erwähnen wir nämlich genauer der damaligen Verfassung jener Bildungsanstalt, so finden sich bei den trefflichsten Einrichtungen dennoch die Nachtheile nicht ganz beseitigt, welche eine Erziehung außer dem Schose der Familie fast unvermeidlich begleiten. Unsers Erachtens liegt das Beste und Heiligste aller Bildung im Familienbande: nicht als Gebot und allgemeines Gesetz, sondern in der Gestalt der Liebe, der Warnung wie der Ermahnung, des persönlichen Beispiels und der sorgenden Treue tritt dort jedes Gute und Heilsame dem jugendlichen Alter nahe; es lebt, es gewöhnt sich hinein in die heilige Zucht, daß sie ihm zur geistigen Natur wird, in der es allein leben mag und leben kann.

Dabei hatte die innere Einrichtung der Fürstenschule von Ort und Ursprung her noch einzelne Merkmale des Klösterlichen behalten, und selbst die Lebensweise trug davon manche Spuren. Knaben und Lehrer wohnten in Zellen, und jene durften nur einmal in der Woche unter Aufsicht das Innere verlassen, um bestimmte Spielplätze der Nachbarschaft aufzusuchen. Ueberhaupt umgab die Schüler allerorten ein festgeregelter und stets wiederkehrender Lebenskreis ohne jede Abwechselung und Freiheit auch im Gleichgültigen, und wenn diese an sich nöthige und zweckmäßige Einrichtung auf den minder lebendigen Geist leicht lähmend und abstumpfend wirken konnte, so hinderte sie doch nicht ganz, daß der kräftig aufstrebende sich auf andere Weise Bahn brach, während er schon durch ein so natürliches Bestreben sich Ahnung und Strafe zuziehen mußte. Ebenso bestand die Einrichtung, daß ein jüngerer Schüler der unmittelbaren Aufsicht und Leitung eines ältern anvertraut wurde: beide bewohnten eine Zelle, und der jüngere mußte die kleinen nöthigen Dienstleistungen verrichten, während der ältere ihm im Arbeiten nachhalf und ihn unterrichtete. Aber auch dies schöne und beiden nützliche Verhältniß führte manches Schädliche mit sich, ohne daß dies durchaus verhindert werden konnte. Daß nämlich diese Herrschaft und Oberaufsicht des ältern Gelegenheit zu kleinen Bedrückungen gab, war nicht zu vermeiden, und eine Geschichte, die man noch jetzt in Schulpforta sich überliefert, kann am besten dies Verhältniß



bezeichnen. Einstmals, in der ersten Zeit seines Aufenthalts, belauschte Fichte ein Lehrer, wie er in seiner Zelle sich übte, ein Buch abwechselnd mit der rechten und linken Hand auf einen Schlag vom Tische zur Erde zu schleudern. Verwundert fragte ihn der Lehrer: was er da mache? Und halb lachend, halb beschämt gab jener die Antwort: er übe sich in der Kunst, Ohrfeigen auszutheilen, damit er, einst Obergesell geworden, dies ebenso gut verstehe wie sein jetziger Gefährte, von dem er sie jetzt geduldig ertragen müsse.

Gefährdender für den Charakter der Jünglinge war es aber, daß so mannichfacher Zwang den Geist der Verheimlichung, der List mit allen seinen Folgen fast unausbleiblich erzeugen mußte. Auf allen öffentlichen Anstalten herrscht dieser mehr oder minder; denn es ist fast natürlich, daß die Jüngern und Schwächern gegen die Obergewalt, gegen das Gesetz, auch wenn diese in der mildesten Form sich zeigen, in eine Art von Bündniß zusammentreten, und auch bei Volk und Bürger findet man ja fast das Gleiche gegen Staat und Obrigkeit. Hier aber kann die häusliche Erziehung der Liebe und des Vertrauens den schädlichen Einfluß leicht ausgleichen, und der Kern des Charakters bleibt unangetastet von jenem Uebel. Anders bei dieser Art von öffentlicher Erziehung, wo das heilsame Gegengewicht der Häuslichkeit abgeht, wo das ganze Leben des Zöglings diese Verheimlichung begleitet, ja wo — wir bezeichnen die Wurzel des Uebels — sich die unnatürlichste Verzerrung des Menschen, die List und die Lüge selbst, oft in dem täuschenden Scheine des Geistreichen und Nachahmungswerthen, der erlaubten Klugheit und Gewandtheit dem Jünglinge darstellen möchte. Und wenn dies die ernsteste und beklagenswertheste Seite jener in der Jugend weit verbreiteten Erscheinung ist, so halten wir es sogar für bedeutend, das unbefangene Zeugniß eines Mannes darüber mitzutheilen, der, durch seinen kräftigen Charakter mehr vielleicht als andere vor den schädlichen Folgen geschützt, dennoch dies schleichende Unheil in seinen Jünglingsjahren zu überwinden hatte. Fichte selbst hat in späterer Zeit seiner Gattin mehr als einmal gestanden, daß der Aufenthalt in Schulpforta seinem Gemüthe nicht wohlthätig gewesen sei, daß er, welchem vorher in seiner einfach ländlichen Erziehung jeder Gedanke einer absichtlichen Unwahrheit völlig

fern geblieben, um nur gleichen Schritt mit den andern halten zu können und um bei Fleiß und Talent dennoch nicht immer zurückzustehen, endlich dieselben Listen und Künste wie die andern habe anwenden müssen. — Man führe gegen diese nachtheilige Schilderung nicht die vielen ausgezeichneten Männer an, welche Schulpforta zu allen Zeiten gebildet und die, neben vorzüglichen Kenntnissen, doch, wie Fichte selbst, den reinsten Charakter sich erhalten haben. Dies beweist die unbezweifelten Vorzüge der gelehrten Ausbildung, die man daselbst empfangen konnte, zugleich aber nur, was man auch sonst, bei dem Wechsel so vieler verkehrten Erziehungstheorien, zu bewundern Gelegenheit hat, die unverwüstliche Anlage des Menschen zum Rechten und Guten, die, von außen her fast nicht zu bewältigen, aus jedem Experimente und jeder falschen Richtung sich immer wieder selbstheilend zurecht findet.

In diese fremde Welt voll widerstrebender Kräfte trat der zwölfjährige Knabe *), seinen freien Bergen und luftigen Wäldern entnommen; alles, was ihn bisher erfreute, tröstete, erquickte, entbehrte er hier; und je scheuer der einsam Erzogene in der neuen Umgebung dastand, aber je mehr er innerlich keimende Charakterkraft aufzuwenden hatte, desto entschiedener mußte die Wirkung sein. Seit diesem Lebensalter stand er völlig allein in der Welt, nur auf sich selbst angewiesen und der eigenen Kraft vertrauend. **) Und eben hierin, in dem Kampfe mit einer oft ungünstigen Umgebung, den er von Jugend auf in den wechselndsten Gestalten zu bestehen hatte, sehen wir den Grund, daß bei seinem tiefen Gemüthe, bei den wohlwollenden Regungen, deren er in einem so hohen Grade fähig war, dennoch in seiner Jünglings- und frühern Manneszeit dies alles zurücktrat vor dem Gefühle überlegener Selbständigkeit, welche im Kampfe mit widerstrebenden Verhältnissen bis zur Unbeugsamkeit sich steigern konnte. Die Horazischen Worte: „Si fractus illabatur orbis, impavidum

*) Er wurde am 4. Oct. 1774 in die Anstalt aufgenommen.

**) Sein Pflegevater war in demselben Jahre (1774) gestorben, und es findet sich keine Spur, daß die Erben sich seines Pfleglings angenommen hätten. So berichten auch die schon früher erwähnten Mittheilungen aus der Miltitz'schen Familie.

ferient ruinae", waren damals sein Wahlspruch, welchen er auch wol den von ihm erworbenen Büchern einschrieb, um sie dadurch als die seinigen zu bezeichnen.

Gleich anfangs machten die fremde Umgebung, das klösterlich Düstere des Hauses, selbst die Abgeschiedenheit von Wald und Feld, in denen er sonst frei umherzuschweifen gewohnt war, einen tiefen Eindruck auf den Knaben. Alles drückte ihn in sich selbst zusammen, und während sein stiller Trübsinn von den andern nur verspottet wurde, fehlte es ihm an Besonnenheit, darauf nicht zu achten, oder an Muth, einem Lehrer seine Noth zu vertrauen. Er beschloß zu fliehen, und indem Scham und die Furcht, nach Pforta zurückgebracht zu werden, ihn abhalten mochten, zu seinen Pflegeältern sich zurückzuwenden, kam ihm der Gedanke, überhaupt nur das Weite zu suchen und auf irgendeiner fernen Insel, von Menschen abgeschieden, herrliche Tage der Freiheit zu verleben. Campe's „Robinson", der auf irgendeine Art in seine Hände gekommen sein mochte, hatte ihm den seltsamen Gedanken eingegeben. Die Ausführung des Plans war leicht; er durfte nur an dem Wochentage, wo man die Schüler ins Freie führte, unbemerkt von den übrigen sich entfernen. Aber verstohlen von dannen gehen wollte er nicht; es sollte als eine That einleuchten, zu der Nothwendigkeit ihn getrieben. Er erklärte daher seinem Obergesellen, daß er seine schlimme Behandlung nicht länger ertragen wolle, daß er nächstens davongehen müsse, wenn es nicht besser damit werde. Natürlich wurde diese Drohung mit Lachen und Spott aufgenommen, und nun glaubte der Knabe gleichsam mit Recht und Ehre davonziehen zu können. Die Gelegenheit war bald gefunden, und er eilte rüstig auf dem Wege nach dem benachbarten Naumburg dahin, nachdem er schon vorher durch Landkarten über die weitere Straße nach Hamburg sich orientirt hatte. Da gedachte er im Laufen des Spruches seines alten Predigers, daß man jedes Werk mit einem Gebete um göttlichen Beistand beginnen solle; und auf einem schönen Hügel sank er auf die Knie. Aber während des Gebets fielen ihm seine Aeltern ein, ihre Sorge um ihn und der vielleicht sie tödtende Gram, wenn er jetzt plötzlich verschwände. Sie niemals wiedersehen zu dürfen, dieser Gedanke faßte ihn mit ganzer Gewalt, und sein Muth und seine Freude am Wagstücke waren mit einem male dahin.

Er beschloß eilig umzukehren und jeder Strafe sich auszusetzen, um nur seine Mutter einst wiedersehen zu können. Auf der Heimkehr begegnete er aber auch schon den nach ihm Ausgesandten, indem sein Obergesell, durch das Ausbleiben seines Pflegebefohlenen aufmerksam geworden, von seinem Verschwinden Anzeige gemacht hatte. Vor den Rector geführt, gestand der Knabe sogleich, daß es sein Vorsatz gewesen sei, zu entfliehen; zugleich aber erzählte er so treuherzig und offen sein ganzes Ergehen und Gefühl, daß der Rector, innig gerührt, ihm nicht nur jede Strafe erließ, sondern auch besonders für ihn zu sorgen und ihn in Obhut zu nehmen beschloß. Er wurde einem andern Obergesellen übergeben, der durch treuherzige Freundlichkeit bald seine ganze Liebe gewann und der auch noch auf der Universität und später sein Freund und Genosse blieb; es war, irren wir nicht, sein Landsmann, Karl Gottlob Sonntag, der später als livländischer Generalsuperintendent und evangelischer Prediger in Riga durch Wort und That so verdienstlich wirkte.

Von nun an wurde der neue Aufenthalt dem heranwachsenden Knaben allmählich lieber, da er sich kräftig angezogen, geistig genährt und beschäftigt fand; ja bald fühlte er sich vollkommen glücklich in der neuen Lage. Zwar waren anfangs in seinen Kenntnissen noch manche Lücken auszufüllen; aber bei Fleiß und bedeutenden Fortschritten ward auch dies Hinderniß besiegt; er wurde bald Obergesell, und nun begann eigentlich für ihn die bildende Zeit seines Jünglingslebens auf jener Anstalt, die auch für die spätern Jahre in jeder Beziehung wichtig wurde. Es fand nämlich dort ein steter Wetteifer unter den Talentvollern statt, wer rascher, leichter, glücklicher arbeiten könne; und indem so Fleiß und Eifer mannichfach angespornt wurden, mußte auch wol, was eigentlich verboten war, die Nacht für die Arbeit zu Hülfe genommen werden. Man verhängte die Fenster der Zellen, um den Lichtschimmer zu verbergen, und gesellig oder einsam war Fichte manche Nacht beschäftigt, ein heimlich erworbenes Buch zu lesen oder lateinische Verse zu machen. Zugleich war damals bei den ältern Schülern die Richtung vorherrschend, in Urtheil und Wissen soviel als möglich von ihren Lehrern sich unabhängig zu machen, vorzüglich von den bejahrtern, die das Hergebrachte in jeder Art wol besonders aufrecht erhalten mochten; ja der Zu-

friedenheit oder des Tadels solcher Lehrer achtete man wenig, wenn man nur der eigenen gegenseitigen Achtung gewiß war. Ueberhaupt trat in dem Geiste der Zöglinge eine eigene Mischung von geistiger Frische, kräftigem Streben und dem Triebe hervor, keine Autorität mehr anzuerkennen, ja es schien sich dort im kleinsten fast der Kampf zu wiederholen, der in Deutschland damals im großen zwischen der alten Generation und der jungen, fast gewaltsam aufstrebenden Zeit obwaltete. Aus diesem Grunde suchten auch die ältern Lehrer allen Schriften den Eingang in die Schule zu verwehren, welche ihnen das Gepräge dieser neuen Zeit zu tragen schienen. Wieland, Lessing, Goethe waren streng verboten, nicht minder das, was Aufklärerisches von Berlin ausging. Statt dessen wurden die Schüler an die Alten verwiesen, als ob nicht gerade in ihnen auch nach dieser Ansicht des Verfänglichen viel wäre, und von den neuern Dichtern wurde nur Haller und nicht einmal alles von Klopstock und Gellert ihnen verstattet. Es gelang indeß Fichte, von einem jüngern Lehrer Lessing's Streitschriften mit Götze mitgetheilt zu erhalten; und wiewol der eigentliche Gegenstand des Streits seinem Urtheil und Interesse fremd sein mußte, so zog ihn doch die Frische der Darstellung, die Kraft der Polemik gewaltig an. Der „Antigötze", dessen Nummern bogenweise in kleinen Zwischenräumen erschienen, wurde mit Ungeduld erwartet und aber- und abermals von ihm so oft gelesen, daß er ihn stellenweise im Gedächtniß behielt. Es war die erste Anregung eines mächtigen, ihm verwandten Geistes, die gewaltig zündend in ihm die rechte Mitte traf. Der Trieb nach unbedingter Prüfung, nach freiester Forschung wurde geweckt, ja es mußte, indem zum ersten male in ihm zum Bewußtsein kam, was wissenschaftliche Einsicht sei, durch die also erworbene Erkenntniß dem Jüngling die Ahnung eines neuen geistigen Lebens aufgehen. Und wenn man späterhin in Fichte's Darstellungsweise, in seiner Polemik besonders, Spuren jener Geistesverwandtschaft zu erblicken glaubte *), so möchten wir wol nicht mit Unrecht den Grund davon in jener ersten Anregung suchen. Auch war schon damals Lessing für Fichte ein Gegenstand solcher Verehrung, daß er es sein Erstes sein lassen

*) Vgl. F. Schlegel's „Charakteristiken und Kritiken", I, 183, u. a.

wollte, von der Universität aus zu ihm zu wandern, um an seinem persönlichen Worte sich zu erfreuen, ebenso wie er später Kant aufsuchte. Leider blieb dieser Plan aus Geldmangel unausgeführt, und weil auch bald darauf, nachdem Fichte die Universität bezogen, der Treffliche durch frühzeitigen Tod dem Vaterlande entrissen wurde.*)

*) Die Probearbeit, durch welche er nach der Sitte der Schule seine Reife zu documentiren hatte, führte den Titel: „Oratio de recto praeceptorum poeseos et rhetorices usu." Das Manuscript dieser Rede wird noch unter den Merkwürdigkeiten der Schulbibliothek in Schulpforta aufbewahrt, und so ist ihr Inhalt auch zur Kunde des Biographen gekommen. Derselbe ist charakteristisch genug, um mit einigen Worten hier erwähnt zu werden. Jede Zeile der in fließendem Latein geschriebenen Abhandlung verräth, daß ihr Verfasser selbständige Gedanken, selbsterworbene Ergebnisse vorträgt. Doch gehören sie keineswegs dem eigentlichen philosophischen Gedankenkreise an; auch würde man kaum darin den künftigen tiefsinnigen Denker, eher den scharfsinnigen Beobachter der menschlichen Natur vorausahnen. Es sind Untersuchungen kritisch-ästhetischer Art, und Lessing, welchen er auch öfters anführt, scheint ihm dabei Vorbild gewesen zu sein. Bei der „Dichtkunst" vergleicht er die von der Poetik gegebenen Regeln mit den Mustern der größten Epiker und kritisirt jene nach diesen; in der „Rhetorik" verwirft er die gewöhnlichen Regeln als ungenügend und geht auf die verschiedenen im Wesen des Menschen liegenden Quellen der Ueberzeugung zurück, nach beiden Seiten hin den gleich am Anfange der Abhandlung aufgestellten Grundsatz dadurch erhärtend: daß jene Regeln nur dann wahr und wirksam sein könnten, wenn sie Ausdruck der menschlichen Natur seien; denn die menschlichen Anlagen seien überall dieselben, ihre Entwickelung nur sei eine verschiedene („ut rem verbis philosophorum explicem, in omnium hominum animis eorumdem affectuum semina inclusa iacent, sed non apud omnes eodem modo evolvuntur"). Dabei zeigt er eine nicht unbeträchtliche Literaturkenntniß: außer den alten Classikern sind ihm Milton und Young, Pope und Sterne, Klopstock und Hagedorn, Gellert und Lessing wohlbekannt; auch Rousseau's erwähnt er gelegentlich. Nur von der neuern Literaturepoche, von Herder's Schriften und von Goethe verräth sich noch keine Spur. — In dem angehängten, deutsch geschriebenen „Lebenslauf" erzählt er dann kurz, daß er am 4. October 1774 in die Schule aufgenommen sei, wie er allmählich durch die verschiedenen Klassen vorgerückt und welche Ober- und Untergesellen er gehabt habe. Am Schlusse heißt es: „Oeffentlich aufgetreten bin ich nur einmal, da ich beim Abschiede meines Freundes Posse den Tod Heinrich's IV., Königs in Frankreich, besang."

Zweites Kapitel.

Leben auf der Universität. Vorblick auf seine philosophische Entwickelung.

Im vollendeten achtzehnten Jahre, zu Michaelis 1780, bezog endlich Fichte die Universität Jena, um Theologie zu studiren, weniger vielleicht aus entschiedener Neigung oder aus besonnener Wahl, als weil es für so gänzlich Unbemittelte wie ihn als der einzige Weg des Fortkommens erscheinen mußte. Denn bald zeigte es sich, wie ihn auch andere, selbst philologische Studien anzogen *); und auch in den spätern Jahren seines Universitäts- und Hauslehrerlebens sehen wir ihn fast niemals mit eigentlichen Fachstudien beschäftigt. Allgemeine Bildung strebte er an, ebenso ein allgemeineres Wirken als das letzte Ziel derselben; und auch das Predigen, in welchem er lange Zeit eifrig sich übte, betrachtete er als propädeutisches Mittel für ein solches Ziel, welches ihm, wie wir sehen werden, zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Gestalt vorschwebte. — Eine alte, noch übriggebliebene Matrikel jenes Jahres trägt den Namen Griesbach's, als des Prorectors, und dieser wurde zunächst auch sein Lehrer und vorzüglichster Gönner, wie er noch später mit Dankbarkeit zu erwähnen pflegte.

Uebrigens werden wir die geistige Stimmung, mit welcher er schon die Universität bezog, am besten uns vergegenwärtigen,

*) So war er einer der eifrigsten Zuhörer an einem Privatissimum über den Aeschylus bei dem bekannten Philologen Schütz, welcher damals eine Ausgabe dieses Dichters vorbereitete.

wenn wir sein eigenes späteres Zeugniß über sich selbst vernehmen.

„Sie philosophiren mit und aus praktischem Interesse“ — so schreibt er an Reinhold am 2. Juli 1795 — „und dieses ist das Herrschende in Ihren Schriften. Ich, durch eine freiere Erziehung in der frühesten Jugend, darauf durch einen Druck, den ich bald abwarf, in der Schulpforte, durch ein leichtes Blut, durch ziemlich gute Gesundheit und, was durch jenes sehr erleichtert wird, durch ein festes Beruhen in mir selbst — dessen schädliches Uebermaß ich zu vermeiden suchen werde — unterstützt, habe der Speculation seit sehr früher Jugend getrost und kalt unter die Augen gesehen. Ohneachtet es freilich kein geringes Gut für mich ist, einer Philosophie mich bemächtigt zu haben, die mein Herz in Uebereinstimmung mit meinem Kopfe setzt, so würde ich doch keinen Augenblick mich besinnen, sie aufzugeben, wenn man mir ihre Unrichtigkeit zeigte, eine völlig diese Eintracht störende Lehre dafür annehmen, wenn sie richtig wäre, und auch dann meine Pflicht zu thun glauben. — — Ich philosophire, soweit ich mich kenne, ohne alles andere Interesse als das für Philosophie.“

Was ihn indeß zuerst auf eigentlich philosophische Untersuchungen hinleitete, hat er später ausdrücklich erwähnt. Er hörte theologische Dogmatik bei Pezold *) in Leipzig. Indem er aber die theologischen Lehren von Gottes Eigenschaften, von der Schöpfung, von der menschlichen Freiheit u. s. w. sich völlig klar zu machen suchte, traf er auf Dunkelheiten, die er nur unabhängig forschend auszugleichen hoffte. Aber der Umkreis dieser

*) Chr. Fr. Pezold, geboren 1743, habilitirte sich im Jahre 1769 an der Universität Leipzig, wurde Dr. theol., rückte 1782 zur ordentlichen Professur der Logik vor und starb 1788. Daß er auch über Dogmatik gelesen, ist nicht zu bezweifeln, indem noch ein von Fichte's Hand geschriebener Auszug aus diesen Vorlesungen übrig geblieben ist. Er scheint einer von denjenigen Lehrern gewesen zu sein, die sich dem Einflusse der Kant'schen Philosophie auf der Universität entgegensetzten. So schrieb er ein Programm: „De argumentis nonnullis, quibus Deum esse philosophi probant, observationes adversus Immanuelem Kantium“ (Leipzig 1787), und eine „Dissertatio inauguralis de imperio et majestate Dei“ (Leipzig 1787) von derselben Tendenz.

Untersuchungen vergrößerte sich ihm stets, und so wurde er allmählich immermehr aus dem blos theologischen Standpunkte auf den philosophischen hingedrängt; kurz, er äußerte bestimmt, daß alle seine philosophischen Untersuchungen ursprünglich davon ausgegangen seien, sich eine haltbare Dogmatik zu verschaffen, überhaupt durch diesen Umweg über die höhern Fragen der Theologie sich vollkommen aufzuklären; dasselbe also, was auch in der geistigen Entwickelung der gesammten Menschheit die Quelle aller philosophischen Forschung, der Sporn jeder höhern Wißbegier geworden ist.

Welcher Leitung er indeß anfangs bei seinen philosophischen Studien folgte, ist uns unbekannt; nur die Resultate seiner frühern Ansichten sprechen einige Briefe jener Zeit aus, die wir später mittheilen werden, mehr jedoch im allgemeinen hindeutend auf dieselben, als nach ihren Gründen sie vollständig ausführend. Doch bekennt er sich darin zu einem entschiedenen Determinismus. Es scheint also das Problem von der Freiheit des Willens und bestimmter die Frage, wie eine solche sich vereinbar denken lasse mit der Nothwendigkeit, die ordnend alles umfaßt, zuerst seine Aufmerksamkeit besonders erregt zu haben.

Und hier zuerst treffen wir bei Fichte auf die Spur einer Gedankenrichtung, deren Faden eine geraume Strecke weit sich verfolgen läßt in sein späteres Leben und die den Gang seines Forschens unwiderruflich bestimmte. *Freiheit oder Nichtfreiheit des menschlichen Geistes* — dies wär für ihn die entscheidende Frage. Denn der geborene Denker — wohl zu unterscheiden und specifisch verschieden von denen, die aus gelehrtem Interesse oder mit bestimmten Absichten der Speculation sich zuwenden, zu meist nur secundären Erfolgen darin — der geborene Forscher entschließt sich nicht mit bewußtem Vorsatz dazu, „überhaupt Philosoph zu werden", sondern ein ganz bestimmtes Problem, eine einzelne Frage, an welcher tausend andere achtlos vorübergehen, überrascht plötzlich sein Nachdenken, fesselt es bleibend und erzeugt so einen immer weitern Kreis eigener Gedanken, durch die er gerade schöpferisch wirkt. Descartes, vom Gefühle des Zweifels und des Widerstreits der Meinungen beängstigend ergriffen, sucht den ersten Punkt aller menschlichen Gewißheit und wird so der Gründer der ganzen neuern Speculation.

Leibniz erzählt, wie er schon im vierzehnten Jahre über den Ursprung und die Bedeutung der Individuation gegrübelt habe. Seine spätere Lehre ist lediglich aus diesem Probleme erwachsen. Locke, ein originaler und heller Kopf wie wenige, ursprünglich Arzt, berichtet selbst, daß nur eine „äußere Veranlassung", die Nothwendigkeit nämlich, in den Verhandlungen mit seinen Freunden gewisse letzte Erkenntnißprincipien festzusetzen, sehr langsam und allmählich seine „Untersuchungen über den menschlichen Verstand" hervorgerufen habe, die im ganzen zwar einseitig, für die damalige Zeit aber berechtigt und von mächtigster Nachwirkung waren. Und Kant selbst wurde nur dadurch Gründer der Transscendentalphilosophie, daß er eine überraschend durch Hume in ihm geweckte Einsicht weiter verfolgte, indem er ihr größere Ausdehnung und tiefere Begründung gab.

So nun scheint für Fichte das Problem: „ob der Mensch frei sein könne inmitten der nothwendigen Causalverkettung aller übrigen Dinge", der erste Sporn philosophischen Denkens geworden zu sein; gewiß ein glücklicher, die vielseitigsten weitern Anregungen in sich schließender Ausgangspunkt! Und befremden kann es dabei nicht, wenn er im ersten muthigen Versuche philosophischen Forschens nicht denen sogleich sich beigesellte, die, wie Jacobi damals Spinoza gegenüber, auf eine speculative Lösung der Frage verzichteten. Es bildete sich ihm eine streng deterministische Ansicht, in welcher er mit allen ihren Consequenzen sich standhaft befestigte und von der er erst durch Kant's Einfluß befreit wurde. In dem Schreiben an seine Verlobte vom 5. Sept. 1790, einem wichtigen Actenstücke über seine philosophische Bildung, bezeugt er dies ausdrücklich. „Ich habe", sagt er, „mich durch eine Veranlassung, die ein bloßes Ungefähr schien, ganz dem Studium der Kant'schen Philosophie hingegeben, welche dem Geiste eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge gibt. Ich habe eine edlere Moral angenommen und, anstatt mich mit Dingen außer mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftigt. Dies hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden. Ich habe bei einer schwankenden äußern Lage meine seligsten Tage verlebt. Sage Deinem Vater, wir hätten uns bei unsern Untersuchungen über die Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen, so richtig wir auch geschlossen hätten, dennoch geirrt, weil wir aus einem

falschen Principe disputirt hätten. Ich bin jetzt gänzlich überzeugt, daß der menschliche Wille frei sei."

Die Bemerkung ist treffend, daß bei jenen Verhandlungen aus einem falschen Principe disputirt worden sei. Der Schein unwiderstehlicher Consequenz, welcher dem Determinismus anhaftet, entsteht lediglich daraus, daß man den Begriff der Nothwendigkeit nur in mechanischem Sinne, als eine von außen her die Weltwesen zwingende Verkettung von Ursachen zu denken gewohnt ist. Erhebt man sich zu der Einsicht, daß in jedem Weltwesen ein Mittelpunkt selbständigen Gegenwirkens wider die von außen kommenden Einwirkungen gegeben sei, so ist jener Gedanke blos mechanischer Verkettung unter den Weltwesen für immer verschwunden. Solche Einsicht in großartigstem Maßstabe gewährt nun eben die Kant'sche Moral; sie erweckt auf das unwiderstehlichste das Gefühl der von innen her sich bestimmenden, von außen unbezwinglichen Macht („Autonomie",) des menschlichen Geistes; und damit war gerade für Fichte in speculativem Begriffe gegeben, was er durch persönlichen Charakter besaß. Erst jetzt hatte er eine Philosophie gewonnen, wie er gegen Reinhold rühmte, die „sein Herz in Uebereinstimmung mit seinem Kopfe setzte".

Bald aber erweiterte er jenen großen, durch Kant ihm gewordenen Gedanken. Fichte's eigene Lehre macht zum universalen Principe der ganzen Philosophie, was er bei Kant nur als ethischen Begriff gefunden hatte. Der Gedanke der Autonomie ist nicht nur praktisch wahr, er ist nach ihm auch theoretisch das rechte Erklärungsprincip. Alles im Ich ist seine eigene That, seine besondern Zustände nur Selbstbeschränkungen seiner unendlichen Thätigkeit. Und so erklärt sich, wie Fichte auf seinem damaligen Standpunkte mit Recht behaupten konnte: es habe vor der Erfindung des transscendentalen Idealismus nur ein consequentes System gegeben, das des Spinoza, welches Determinismus wurde, weil es, das Ich miskennend, dies unter die Objecte warf. Dies alles aber sei für immer widerlegt durch seine Lehre, welche, das Wesen des Ich erkennend, eben darum seinen Umkreis niemals überschreitet. (In ähnlichem Sinne scheint er auch Leibniz' Monade sich gedeutet zu haben, nach seinem bekannten Urtheile, daß Leibniz der einzige wahrhaft überzeugte Philosoph gewesen sei,

er allein es aber auch habe sein können.) Welche innere Erweiterung und Vertiefung diesem Systeme in Fichte selbst nachmals bevorstand, wird der weitere Verfolg ergeben.

Hier dürfen wir vielleicht noch einen Vorblick thun zu Fichte's weiterer Charakteristik. Wie er in den folgenden sehr wichtigen Briefen an seine Verlobte seine innerste Neigung und Eigenthümlichkeit schildert, ist es am wenigsten ein speculatives Forscherleben, welches man hiernach von ihm erwarten durfte. Er spricht es scharf und entschieden aus, daß er nicht zum Sinnen und Forschen, vielmehr zu praktischer Thätigkeit, zum Wirken in möglichst großen Verhältnissen sich bestimmt halte. „Der Hauptendzweck meines Lebens", schreibt er, „ist der, mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke darin viel Eitles — sondern von) Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal nur irgend erlaubt." Und weiter sagt er: „Ich habe zu einem Gelehrten von métier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht blos denken, ich will handeln; ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken. Ueberdies ist ein schweizerischer Professor, d. i. ein Schulmann, mein Fach nun eigentlich gar nicht."

Nun zeigte er sich dessenungeachtet späterhin nicht nur als einen vortrefflichen akademischen Lehrer, sondern auch ausgezeichneter Schulmann, Lehrer für das Knabenalter konnte er sein, wie der Biograph zu seinem höchsten Segen an sich selbst erfahren hat. Ja das Talent wie der echt theoretische Trieb zum Entwerfen großer systematischer Gedankenreihen, ebenso aber auch des Auseinandersetzens und Klarmachens der Principien (wir dürfen nur an seinen „Sonnenklaren Bericht" und vieles Aehnliche erinnern) traten bei ihm in so energischer Virtuosität hervor, daß gerade seine speculative Begabung nie auch nur im entferntesten bezweifelt werden konnte.

Sollte nun Fichte dennoch in jener Selbsterforschung und diesen Bekenntnissen über sich so gänzlich fehlgegriffen, seine wahrhafte Natur und Bestimmung so völlig miskannt haben? Wir glauben es nicht. Allgemein halten wir dies für unmöglich bei kräftig angelegten und eigener Entwickelung überlassenen Individualitäten; und auch hier, glauben wir, hat er sich richtig beurtheilt. Die Beachtung dieses Moments bietet erst den tiefsten

Aufschluß über seine gesammte Denkweise, ja nicht zum kleinen Theile über den Charakter seines Systems.

Schon in der ersten Zeit, als die Kant'sche Lehre ihn völlig dahinnahm und über sein inneres Lebenslos entschied, war es die praktische Seite derselben, die ihn ergriff, die er wirksam zu machen für die Welt als seine eigene Bestimmung ansah. Umschaffung der gesammten sittlichen Denkweise seines Zeitalters — dies war damals, wie zu aller Zeit späterhin, sein eigentliches Ziel. Dessen blieb er stets sich bewußt, und er hat es sich zerlegt bis in seine einzelnen Aufgaben. Als akademischem Lehrer genügte ihm niemals der blos theoretische Unterricht: Vorträge über die sittliche Bestimmung des Gelehrten haben in jeder Epoche (zu Jena, Erlangen, Berlin) seine theoretischen Vorlesungen begleitet. Aber sie waren nicht abgelöst von seiner philosophischen Denkweise, sie gingen als die höchste Blüte derselben organisch aus ihr hervor. Seine populär gehaltene, aber durchaus speculative „Anweisung zum seligen Leben", selbst seine politisch vaterländischen Reden und Schriften ruhen auf demselben Grunde. Ueberall und stets ist ihm das Theoretische nur die dazwischen sich schiebende Vorbereitung auf jene höchsten, allein ihm werthvollen Ziele geblieben.

Und hier drängt eine tiefgreifende Betrachtung sich auf. Dergleichen „Vorbereitungen" können die Dauer eines ganzen Lebens verschlingen. Das „Ziel" wird niemals deutlich erreicht; es verliert sich in ferne, täuschende Nebel, weil das „Dazwischengeschobene" immer mehr sich eindrängt. Hier, bei dem Misverhältniß der ursprünglichen Intention mit dem wirklich Erreichten, könnte vielleicht der bekannte, übrigens apokryphe Ausspruch eines neuern Philosophen sinnvolle Deutung gewinnen: „daß nur einer ihn verstanden, auch dieser indeß ihn misverstanden habe", — misverstanden nämlich in jener innersten, niemals klar herausgebildeten Intention! Wir glauben, daß dies bei Fichte nicht zutreffen würde. Es war eben, sagen wir, die ursprüngliche Stärke seiner praktischen Natur, welche in den spätern Jahren der Reife immer unaufhaltsamer jenem letzten Ziele ihn zutrieb. Die Ergebnisse seiner „Staatslehre" (1813), des großen politisch-socialen Testaments, welches er uns hinterlassen, wie unabhängig sind sie von seinen anfänglichen theoretischen Speculationen, welche Ge-

dankenweiten mußte er durchschritten haben, um von jenen Ausgangspunkten hier anzulangen! Er hat, in voller Manneskraft (im noch nicht vollendeten zweiundfunfzigsten Jahre) dahinscheidend, dennoch seinen Umlauf vollendet und ist mit ganzen Erfolgen, zwar nicht nach außen, wohl aber für seine Selbstbildung dem irdischen Schauplatz entrückt worden.

Drittes Kapitel.

Erste Reisen. Zeit unruhigen Suchens und endlicher Wurzelung in der Kant'schen Philosophie.

Was seine äußere Lage um diese Zeit betrifft, so begannen eigentlich jetzt die sorgenvollsten Jahre seines Lebens. Sein großmüthiger Pflegevater war längst gestorben; die Angehörigen desselben hatten keine Verpflichtung mehr, ihn zu unterstützen, und so sah sich Fichte völlig auf die eigene Kraft zurückgewiesen, zumal da er auch, wie ein später anzuführender Brief es bezeugt, nie an einer Unterstützung Antheil hatte, die arme Theologen, auf sächsischen Universitäten besonders, so häufig genießen. Er lebte während seiner Studienzeit von Privatunterricht höchst kümmerlich und im Verborgenen, denn, wie er selbst es sagt: „er schämte sich seiner Armuth!"

Wie aber in der Geschichte ganzer Völker und einzelner Individuen die erhebende Betrachtung sich uns aufdrängt, daß das Schicksal und die Fügungen des Einzelnen nur seine Erziehung sind zu dem ihm beschiedenen Berufe, so müssen wir auch in den schweren Bedrängnissen, die manches Jahr von Fichte's Jünglingsleben trübten, für seinen Charakter wie für seine ganze Geistesentwickelung eine entscheidende Wirkung anerkennen. Die Nothwendigkeit, der Welt und der Umgebung alles abzukämpfen, kann allein starke Naturen zum ganzen Bewußtsein ihrer Kräfte bringen, während schwächere freilich in jenem Kampfe oft erliegen. So war es für Fichte damals die Epoche, worin sein Lebensmuth, die Kraft geübt und gestählt wurde, der Welt gegenüber und durch die gewöhnliche Meinung hindurch den eigenen Weg zu gehen und, unbekümmert um jedes fremde Urtheil, in der

Einsamkeit dem selbstgewählten Ziele zuzustreben. Und wie groß auch die Anlage zu einem starken Charakter in ihm gewesen sei, jene Selbständigkeit im Denken und Wirken, die seine Persönlichkeit und sein Leben kennzeichnet, konnte doch nur also zu ganzer Stärke sich entwickeln, während eine glücklichere Jugend, günstigere Verhältnisse ihn kaum zu dem Manne gemacht hätten, der gerade so oft kämpfend zu wirken berufen war.

Von seinen äußern wechselnden Verhältnissen um diese Zeit wissen wir nur Einzelnes und Abgerissenes; doch legt ein noch vorhandenes Schreiben desselben an den damaligen Consistorialpräsidenten Sachsens, Herrn von Burgsdorf, ein so aufrichtiges Zeugniß darüber ab, daß es hier seinen Platz finden möge. Zugleich kann es auch darlegen, wie bescheiden seine Wünsche waren und wie leicht ihre Befriedigung gewesen wäre. Aber indem auch diese nicht erfüllt worden sind, deutet dies auf den wahren Grund, der überhaupt in Sachsen seinem Fortkommen als Geistlichen im Wege stand: es war derselbe, der auch seinem Freunde Weißhuhn und manchem andern damals zum Hinderniß gereichte. Man hegte nämlich Zweifel an seiner theologischen Rechtgläubigkeit, wie später mitzutheilende Briefe dies noch bestimmter bezeichnen. Nur so scheint es möglich, zu erklären, wie das nachfolgende Gesuch bei einer wohlwollenden Behörde ohne Wirkung bleiben konnte. Das Concept dieses Schreibens, das allein noch übrig ist, trägt kein Datum, doch muß es, wie sein Inhalt beweist, im Jahre 1787 geschrieben sein, indem wir bald darauf Fichte zum ersten male sein Vaterland verlassen sehen. Wir theilen es hier im wesentlichen mit:

— „Ew. erlauben gnädigst, daß ich Denselben meine Lage aufrichtig, so aufrichtig entdecke, wie ich selbst sie kenne."

„Auf der Schule war ich nicht ungeschickt in den Kenntnissen, die man sich daselbst erwerben kann, wie meine damaligen Arbeiten und mein Schultestimonium beweisen. In meinen akademischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als — ich wage mich Ew. mit allen meinen Fehlern zu zeigen — ich mich desselben bitterlich schämte; und dies benahm mir alle Möglichkeit emporzukommen. Ich nannte mich studiosus theologiae. Seit dem Jahre 1784 bin ich

in verschiedenen Häusern in Sachsen nicht ohne Ehre Hauslehrer gewesen."

„Von dem Einflusse, den die classischen Autoren auf die ganze Wendung des Geistes haben, ist mir vielleicht etwas übrig geblieben, das eigentliche gelehrte Studium derselben habe ich aber nicht fortsetzen können, weil ich den größten Theil meiner Zeit andern Geschäften schuldig war und einen gänzlichen Mangel an eigenen Büchern hatte. Doch habe ich seit der Zeit viel französische und deutsche Schriften gelesen, meinen Stil nie ohne Uebung gelassen, oft gepredigt und mir durch Umgang die Leichtigkeit, meine Gedanken zu entwickeln, und diejenige Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben gesucht, deren gänzlicher Mangel ein Unglück über meine ersten Jahre verbreitete, dessen traurige Folgen wol nie aufhören werden."

„Ich habe über die meisten Gegenstände der Theologie gedacht, geredet und gearbeitet; aber ich gestehe, daß ich in einzelnen historischen Zweigen derselben, besonders im Hebräischen, Lücken habe."

„Ich hatte deshalb schon vorlängst den Plan gemacht, diesen Weg gar nicht zu gehen, sondern meine Versorgung von irgendeiner glücklichen Fügung außer meinem Vaterlande abhangen zu lassen, einige Correspondenz zu halten und von der Protection eines Großen, wenn ich die Erziehung seiner Kinder zu seiner Zufriedenheit vollendet, meine künftige Versorgung zu erwarten. In dieser Hoffnung bestärkte mich der Beifall, mit dem ich in allen Gegenden, in die ich kam, predigte, und die Leichtigkeit, die ich in einigen fand, mir Bekanntschaft und Gönner zu erwerben."

„Jetzt mehr als je, wo es Entscheidung gilt, und da ich vielleicht die letzte Veranlassung habe, umzukehren, fühle ich das Gewagte, das Unregelmäßige und das Unvaterländische dieses Plans. Aber ich allein kann mir nicht helfen, und deshalb wage ich es, mich an Ew. zu wenden."

„Ich glaube überhaupt sagen zu dürfen, durch den Fleiß, den ich gewiß anwenden würde, mit den natürlichen Gaben, die mir Gott verlieh und bisjetzt gnädig erhielt, binnen hier und Ostern das Versäumte nachholen und dann nicht mit Unehren vor dem Oberconsistorium zur Prüfung erscheinen zu können, wenn ich, von andern Beschäftigungen und Nahrungssorgen frei, meine

Zeit ganz und freudig diesem Geschäfte widmen dürfte. Ohnedies hilft mir mein Aufenthalt in Leipzig nichts, weil ich alle meine Zeit auf ganz heterogene Dinge wenden muß, um zu leben."

„Ich habe in meinen akademischen Jahren nie einen Antheil an den öffentlichen Wohlthaten für Studirende gehabt, nie ein Stipendium oder deß etwas genossen, ohnerachtet meine Armuth klar zu erweisen ist. Wäre es möglich, in dieser Rücksicht eine auf die kurze Zeit völlig hinreichende Unterstützung zu erhalten, die mich in den Stand setzte, nur bis Ostern sorgenfrei mich der Theologie widmen zu können? Wollen Ew. mich dazu Ihres gnädigen Fürworts und Ihrer Verwendung würdigen?"

„Wenn Ew. so gnädig gewesen sind, bis hierher zu lesen, so wage ich es Dieselben zu bitten, beiliegende Predigt durchzusehen. Ich sehe, wieviel ich durch ein Verlangen wage, das Ew. Geschäfte noch weiter stört; und ich kann nichts zur Entschuldigung anführen, als daß ich es ganz von Ew. Urtheil wollte abhängen lassen, ob eine Unterstützung an mich zu wenden sei. Die Predigt selbst halte ich nur für sehr mittelmäßig; aber ich kann sie vor der Hand nicht besser machen. Ich habe es durch einige Uebungen darin nicht weiter gebracht, als zu sehen, was und wieviel mir noch fehlt, und wie unendlich viel zu einer guten Predigt gehört, das Ziel dunkel schimmern zu sehen, dessen Erreichung meine Kräfte oder meine Lage wol nie mir erlauben werden. Ueberdies ist die gegenwärtige nie gehalten worden, und es fehlt ihr daher ein gewisses Leben, das ich ihr erst nach dem gehaltenen Vortrage geben kann."

„Ueber mein moralisches Betragen, seitdem ich in Leipzig bin, kann der Herr Professor Palmer und der Herr Kreissteuereinnehmer Weiße Zeugniß ablegen. Aus den übrigen Gegenden, wo ich gelebt habe, kann ich die unbescholtensten Zeugen dafür aufstellen."

„Sollten Ew. geruhen, mir meine Bitte zu gewähren, so versichere ich Sie bei allem, was mir heilig ist, daß ich mich ganz dann meinem Zwecke widmen, meinem Vaterlande, das mich auf der Schule unterstützte, und das mir seitdem nur theuerer geworden ist, mich ganz weihen, nach meinem Examen vor dem Oberconsistorio im Lande in Condition gehen und meine Bestimmung von seiner fernern Verfügung ruhig erwarten würde."

„Ich bitte Ew., die Versicherungen meiner unbegrenzten Hochachtung, die ich mit allen Wohlgesinnten im Lande theile, die von Denselben die glücklichsten Zeiten für Religion und Wissenschaften erwarten, gnädig anzunehmen, mit welcher ich die Ehre habe" u. s. w.

* *
*

So weit das Schreiben. Aber auch ein so billiges und so bescheiden vorgetragenes Gesuch scheint keine Berücksichtigung gefunden zu haben, vielleicht eben, weil die mitgetheilte Predigt dem Geiste nicht entsprach, den man nun einmal unter den jungen Theologen aufrecht erhalten wollte. Bald darauf sehen wir nämlich Fichte sein Vaterland verlassen, was er nach seiner ganzen Denkweise und nach dem in jenem Briefe so feierlich gegebenen Versprechen gewiß nicht gethan haben würde, hätte es nicht selbst ihn von sich zurückgewiesen. Aber so groß war auch später noch die Anhänglichkeit an dasselbe, daß er bis zu seiner Berufung an die Universität Jena nie den Plan aufgegeben hatte, einmal noch sächsischer Landgeistlicher zu werden, um in der schönen Muße dieses Berufs desto ungestörter seiner Selbstbildung leben zu können.

Jetzt verschwand aber immermehr die Hoffnung für ihn, in seinem Vaterlande zu einer angemessenen Beförderung zu gelangen, und es blieb ihm nichts mehr übrig, als sein Muth und sein Vertrauen auf die Vorsehung. Und diese war es, wie er selbst in einem seiner Briefe sagt, die, wie schon oft, so auch jetzt mit dem einleuchtendsten Beweise höherer Fügung ins Mittel trat.

Im Jahre 1788, am Abend vor seinem Geburtstage, schienen alle Aussichten verschwunden und jedes ehrenvolle Mittel, sich fortzuhelfen, erschöpft. Die Gegenwart ließ ihm nichts mehr übrig, und die Zukunft erlaubte ihm nichts zu hoffen. Stolz und Ehrgefühl, die desto verletzbarer sein mochten, als sie wol schon oft in den Kampf mit dem Leben und seinen Verhältnissen gerathen waren, wiesen jeden Gedanken zurück, sich einem seiner Gönner in seiner ganzen Hülflosigkeit zu entdecken. Er schien sich völlig ausgestoßen von der Welt; darum schien auch er sie zurückstoßen zu dürfen: er glaubte seinen letzten Geburtstag zu erleben, indem er fest entschlossen war, jetzt am wenigsten seiner Ehre, wie er meinte, etwas zu vergeben.

Von solchen Gedanken erfüllt kam er abends nach Hause. Hier erwartete ihn eine Botschaft von seinem Gönner und Freunde, dem Steuereinnehmer Weiße *), daß er sogleich zu ihm kommen möge. Kaum wagt Fichte noch etwas für sich zu hoffen: da eröffnet ihm der wohlwollende Mann, daß er ihm einen Antrag zu einer Hauslehrerstelle in Zürich zu machen habe, die er in drei Monaten antreten könne. Fichte, ergriffen von der vorbedeutenden Fügung, kann seine tiefe Rührung nicht verbergen, und Weiße, dem dies nicht entging, wiewol er sonst nur selten aus seiner gemessenen Haltung heraustrat, forscht theilnehmend nach dem Grunde dieser plötzlichen Empfindung. Da gesteht ihm Fichte, in welcher wichtigen Krise ihn dieser unerwartete Antrag treffe, daß er ihn vor Verzweiflung bewahre! Daran schloß sich natürlich das Geständniß von seiner gegenwärtigen Lage. Noch waren es drei Monate bis zur Reise, und eine harte Zeit blieb bis dahin zu überstehen; aber Hoffnung uud Muth waren wiedergefunden, und auch hier half Weiße mit Rath und That willig aus, der seit dieser Zeit den jungen Mann mit entschiedenerm Wohlwollen und Vertrauen behandelte.

Im August desselben Jahres endlich trat Fichte die erste Reise an, welche ihn über die Grenzen seines Vaterlandes hinausführte, und die, indem sie ihm neue Verbindungen und Erfahrungen bereitete, äußerlich wie innerlich für sein ganzes Leben entscheidend geworden ist. Er lernte hier nämlich seine nachherige Gattin kennen, und diese Verbindung, wie sie überhaupt erheiternd und beruhigend auf sein Inneres wirkte, gewährte ihm auch äußerlich zum ersten male eine vollkommen unabhängige Lage, die er so lange sich gewünscht hatte. Aber auch jetzt schon fühlte er sich von allen beengenden Banden entledigt, wie an der Schwelle eines neuen Lebens stehend; und mit frischen Hoffnungen und in jugendlicher Gesundheit reiste er zu Fuß, oft in gewaltigen Tagemärschen, über Nürnberg, Ulm, Lindau, dann den herrlichen Bodensee überschiffend und die Schweizeralpen aus der Ferne zum ersten male begrüßend über Konstanz und Winterthur nach Zürich,

---

*) Dem bekannten Verfasser des „Kinderfreund", der Lieder und Singspiele u. s. w., zugleich einem sehr wohlthätigen und alles Gute fördernden Manne.

wo er am 1. September in seine neuen Verhältnisse eintrat. Das Haus, in welchem er Erzieher werden sollte, war der auch noch jetzt bestehende, allen Schweizerreisenden bekannte Gasthof zum Schwerte, welchen damals ein reicher und angesehener züricher Bürger Namens Ott besaß. Dieser Mann, gebildet und wohlmeinend, hatte schon dadurch gezeigt, daß er von manchem damaligen Vorurtheile seiner Mitbürger sich befreit habe, indem er einen Erzieher vom Auslande berufen hatte. Auch nahm er Fichte wohlwollend auf und überließ ihm die Leitung seiner Kinder mit uneingeschränktem Vertrauen. Es war ein Knabe von etwa zehn und eine Tochter von sieben Jahren. Anders war es vielleicht mit der Mutter, welche nur mit Widerstreben zusah, daß manche Form und Aeußerlichkeit der bisherigen Erziehung, die sie für wesentlich hielt, allmählich beseitigt wurde. Kurz, es entdeckte sich bald, daß Fichte ihre Kinder zu mehr erziehen wollte als zu züricher Bürgern und Bürgerinnen. Wie sehr daher auch der Vater, welcher übrigens der Leitung seiner Kinder ferner stand, das Zweckmäßige des neuen Erziehungsplans einsehen mochte, so bildete doch die Mutter eine stete, unmittelbar eingreifende Opposition, zu welcher sie auch beständig ihren Gatten herüberzuziehen suchte. Daraus entwickelte sich in jenem Hause ein Verhältniß für Fichte, das des Charakteristischen zu viel enthält, um hier nicht näher bezeichnet zu werden. Ueberall, wohin er kam, pflegte seine Persönlichkeit anregend zu wirken auf seine Umgebung, meist aber auch Widerstand hervorzurufen. Er war ein herrscherlicher Geist, nicht aber, wie er meinte, aus Willkür und nach eigenem Belieben, sondern aus der praktischen Consequenz des Syllogismus und logisch zwingender Ueberzeugung, welcher sich aber die Vernunft der andern nicht sofort unterwerfen wollte. Ein Vorspiel dieses fortgesetzten Lebenskampfes begann schon hier. Er sah bald ein, daß zu einer gründlichen Reform kein gewöhnliches Erziehungsmittel hinreiche, daß die Bildung eigentlich bei den Aeltern anfangen müsse, und er versuchte einen Ausweg, wie ihn wol nicht leicht unter seinen Verhältnissen ein Erzieher gewagt hätte, die Aeltern selbst nämlich über ihr Benehmen gegen die Kinder unter seine Aufsicht zu stellen und darüber ein Tagebuch zu halten, das er wochenweise, oft mit scharfen Rügen über ihre Erziehungsfehler, der Mutter vor-

legte. Bruchstücke davon sind noch übrig; es führte die Aufschrift: „Tagebuch der auffallendsten Erziehungsfehler, die mir vorgekommen sind!" Bedenken wir dabei, wie noch damals in den meisten Familien das Verhältniß des Hauslehrers betrachtet, wie er selbst oft behandelt wurde, so muß man erstaunen, wie Fichte dies fast zwei Jahre lang durchzusetzen vermochte, zumal in einer Lage, wo ihm eigentlich nicht rechte Ueberzeugung und Hingebung entgegenkam, und wo jene Fügsamkeit daher mehr aus Scham und Furcht vor überlegenem Verstande hervorging.

Neben der Erziehung seiner Zöglinge, die ihn den größten Theil des Tages beschäftigte, versuchte er sich noch in kleinen schriftstellerischen Uebungen, wie er durch Liebhaberei oder äußere Veranlassung dazu angeregt wurde. Allgemeinere philosophische Studien scheint er noch nicht planmäßig verfolgt zu haben, doch beschäftigten ihn, wie aus erhaltenen Uebersetzungsbruchstücken hervorgeht, Montesquieu und Rousseau. Auch schrieb er, durch einen Freund veranlaßt, der, selbst Dichter, den Plan zu einem biblischen Epos gefaßt hatte, eine Abhandlung über diese Dichtungsart mit besonderer Rücksicht auf Klopstock's „Messias" und die unpoetische Wirkung der Orthodoxie in demselben; so übersetzte er einzelne Oden des Horaz in metrischer Nachbildung und den ganzen Sallust mit einer Einleitung über Stil und Charakter dieses Schriftstellers. Von seiner Uebersetzung der Oden sind noch einzelne übrig; der Sallust und die Abhandlung über das biblische Epos aber sind verloren gegangen. — Zugleich beschäftigte ihn noch ein anderer Plan, der, wenn er in seinem ganzen Umfang zur Ausführung gekommen wäre, ihn vielleicht auf immer in der Schweiz festgehalten haben würde. Er hatte einigemal im Münster zu Zürich, in Flaach und an mehreren andern Orten in der Umgegend mit entschiedenem Beifalle gepredigt. Wiewol Zürich an Lavater und Pfenninger ausgezeichnete Kanzelredner besaß, so gefiel doch die Klarheit und die eindringende Kraft seines Vortrags. *) Konnte er nun darauf auch nicht die Hoffnung einer

*) Von seinen Predigten haben wir einzelne Proben in den „Sämmtlichen Werken" (VIII, 245 fg.) und in den „Nachgelassenen Werken" (III, 209 fg.) mitgetheilt. Im ganzen charakterisirte er sie in einer dort abgedruckten dialogisirten Vorrede aus dem Jahre 1791 als „eine bunte Muster-

Anstellung in Zürich oder in der Umgegend gründen, theils weil die Confessionsverschiedenheit zwischen Lutheranern und Reformirten dies unmöglich machte, theils weil es überhaupt einem Ausländer damals noch schwer wurde, in der Schweiz zu einer Anstellung zu gelangen, so faßte er doch den Plan, veranlaßt durch Aufforderungen seiner Freunde, wie durch eigene Neigung, eine Rednerschule zu errichten, die bestimmt sein sollte, durch theoretischen Unterricht wie durch praktische Uebungen das ganze Gebiet der Redekunst systematisch zu umfassen. Ein vollständig ausgearbeiteter Plan dazu ist noch vorhanden *), wobei die Redekunst von den leichtesten Aufgaben in Stil und Declamation bis zu den eigentlich homiletischen Uebungen umfaßt werden sollte. Wiewol Lavater selbst ihm seine Unterstützung zusagte, so scheint der Plan doch unausgeführt geblieben zu sein, und auch er gehört zu den vielen fehlgeschlagenen Versuchen seines mühsamen Jünglingslebens.

Die glücklichste und bildendste Seite seines züricher Aufenthalts war ihm indeß seine Verbindung mit den geistvollsten und angesehensten Männern daselbst. Lavater, Steinbrüchel, Hottinger mit seiner trefflichen Frau, besonders auch Chorherr Tobler und Pfenninger gehörten zu seinen Freunden. **) Auch erwähnt er in Briefen und Tagebüchern unter seinen vertrautern Freunden noch eines gewissen Achelis, Candidaten der Theologie aus Bremen, und eines talentvollen Dichters, Escher, des Sohnes eines benachbarten Geistlichen, den jedoch ein früh-

---

karte der Veränderungen seines Systems seit zehn Jahren und mehr". Doch scheint uns seine im Jahre 1791 am Fronleichnamstage zu Warschau gehaltene Predigt („Nachgelassene Werke", a. a. O.) auch jetzt noch Aufmerksamkeit zu verdienen.

*) Mitgetheilt in der zweiten Beilage.

**) Johann Jakob Steinbrüchel (1729—96), Professor der griechischen Sprache und biblischen Hermeneutik am Collegium humanitatis zu Zürich. — J. Jakob Hottinger (1750—1819), Professor und Kanonikus, College des erstern, gründlicher und geschmackvoller Philolog und besonders bis an sein Ende Kämpfer für freiere theologische und religiöse Ansichten. — Johann Konrad Pfenninger (1747—92), Diakonus zu St.-Peter in Zürich, Amtsgenosse und Freund Lavater's, zugleich diesem in manchen Punkten seiner theologischen Richtung verwandt.

zeitiger Tod an der Entwickelung seiner Anlagen hinderte: alle drei, durch ähnliches Streben und gleiche Neigung verbunden, gelobten sich auch für jede Folgezeit ihre Freundschaft fortdauern zu lassen und durch gemeinsames Wirken in Schrift und That ihr ein würdiges Denkmal zu setzen. Doch nahm den einen schon im folgenden Jahre der Tod hinweg, und auch der andere scheint nach Fichte's Entfernung aus der Schweiz mit ihm außer Verbindung gekommen zu sein.*)

Von entscheidendem Einflusse auf sein ganzes künftiges Leben war aber die Bekanntschaft eines Mannes daselbst, dessen Haus in gewissem Sinne einen geselligen Mittelpunkt für Zürich bildete. Es war der Wagmeister Rahn, sein nachheriger Schwiegervater, bei welchem sich Donnerstag abends ein größerer Kreis, auch von Fremden und Durchreisenden, Freitags die gewähltern Freunde zu versammeln pflegten. Hier durch Lavater eingeführt, erwarb er sich bald die innigste Freundschaft des geistreichen, jedes Talent auszeichnenden Mannes, der selbst durch mancherlei Schicksale und Lebenserfahrungen, mehr noch durch vertrauten Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit reich und vielseitig sich gebildet hatte. Er war der Schwager von Klopstock und von seinen Jünglingsjahren an in engster Verbindung mit ihm und dessen Freunden geblieben. Wie sich aber dies Verhältniß bildete und wie es fortbestand, scheint uns so viel Charakteristisches für die damalige Epoche wie für die Personen selbst zu

---

*) Ueber Achelis ist dem Biographen erst durch das soeben erschienene Werk von Dr. C. H. Gildemeister: „Briefe des Dr. Gottfried Menken, weiland Pastor prim. zu St.-Martini in Bremen, an G. Nik. Achelis, weiland Pastor zu Arsten“ (Bremen 1860), nähere Kunde zu Theil geworden. Geboren zu Bremen im Jahre 1764, war er nach vollendeten theologischen Studien zu Göttingen, gleichzeitig mit Fichte, Hauslehrer bei einer Familie Römer in Zürich. Später, im Jahre 1790, wurde er Vicar zu Uedem unweit Kleve, welchen Beruf er bald mit einer Hauslehrerstelle bei dem jungen Grafen von der Lippe zu Kleve vertauschte. Später wurde er Universitätsprediger zu Göttingen. Im Jahre 1801 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und erhielt die Predigerstelle im Dorfe Arsten bei Bremen, die er in spätern Jahren seiner schwachen Gesundheit wegen niederlegte. Sein Todesjahr wird uns nicht gemeldet. Fichte hat in den nachfolgenden Briefen seinem Charakter ein sehr ehrenvolles Denkmal gestiftet.

enthalten, daß es uns erlaubt sei, desselben umständlicher zu gedenken.

Man erinnert sich nämlich, mit welcher Begeisterung die ersten Gesänge des „Messias" bei ihrem Erscheinen aufgenommen wurden. Es war die Jugendzeit unserer wiedererwachenden Poesie, wo das Treffliche rein und gewaltig wirken konnte, weil es ungetheilte Empfänglichkeit traf, weil der Geschmack, noch unentwickelt, aber auch noch unverworren, erst zu leiten und zu bilden war. Zugleich mußte die Wirkung um so allgemeiner sein, weil sie in den Gefühlen der Frömmigkeit ihre Nahrung fand und fast alle Stände und Geschlechter wetteiferten, dem Dichter ihren Dank und ihre Verehrung darzubringen. So wurde Klopstock im Jahre 1750 von Bodmer und seinen Freunden nach Zürich eingeladen, und hier, wo seine Ankunft als ein öffentliches Fest betrachtet wurde, nahm ihn zuerst Bodmer bei sich auf; als er sich später zu einem längern Aufenthalte während des Winters entschloß, war es das Rahn'sche Haus, welches ihn gastlich empfing.*) Der älteste Sohn, glühend von Begeisterung für den Dichter, hatte keinen höhern Wunsch, als einst die Liebe Klopstock's sich erringen zu können, in dessen Oden das Gefühl für Freundschaft mit einer Tiefe ausgesprochen war, wie sie nur der edelste Jüngling empfinden, wie sie nur einen Edeln begeistern kann. Und sein Wunsch wurde erreicht: Klopstock gewann ihn bald so herzlich lieb, daß er in einem Briefe an Gleim ihn selbst und Schultheß als die einzigen wahrhaft treuen Freunde rühmt, welche er in Zürich gefunden. Aber bald sollte ihr Verhältniß noch inniger werden. Klopstock sprach immer mit besonderer Liebe von seiner ältesten Schwester Johanna, erzählte, wie er dieser alle seine Dichtungen zuerst vorzulesen pflege, wie ihr feines Gefühl, ihr frommer Sinn ihm sicherer Leiter sei, wie sie allein ganz ihn kenne und verstehe. Diese Aeußerungen machten auf den Freund einen tiefen Eindruck: dies sei das Mädchen, fühlte er, das er so lange schon suche, würdig und fromm, die geliebte Schwester des trefflichsten Bruders; und sein Entschluß stand fest, Klopstock um die Hand seiner Schwester und um seine Vermittelung dabei zu bitten. Endlich in einer vertrauten

*) H. Döring, „Klopstock's Leben" (Weimar 1825), S. 119, 121 fg.

Stunde auf einer gemeinsamen Alpenwanderung entdeckte er dem Freunde sein liebstes Geheimniß. Klopstock versprach ihn nach Deutschland mitzunehmen und bei Aeltern und Schwester sein Wort für ihn einzulegen. Wie edel und uneigennützig dagegen die Plane Rahn's für seinen Freund waren, dafür zeugt Klopstock selbst in einem Briefe an Fanny aus Zürich, aus dem wir hier einiges einschalten *):

„Ich habe bisher zwei Freunde gefunden, den König von Dänemark und einen hiesigen jungen Kaufmann."

— — „Sie werden vielleicht neugierig sein, den jungen Kaufmann kennen zu lernen? — Er hat etwa vor einem Jahre eine neue Art, auf weiße Seide zu drucken, erfunden: eine Entdeckung, die die Franzosen und Engländer schon lange vergeblich haben herausbringen wollen. Diese Färberei ist so schön, daß nicht wenige, die seine Zeuge das erste mal sahen, darauf verfallen sind, es sei Malerei. — — Er besitzt ungemein vielen Geschmack in der Angabe der Muster, und hierin ist ihm die Kenntniß der schönen Wissenschaften, die er nach Art der britischen Kaufleute studirt hat, sehr nützlich gewesen. — Dieser wahrhaft edelmüthige junge Mensch will, daß ich sein Glück mit ihm theilen soll, ohne einen andern Antheil an den Geschäften der Handlung zu haben, als daß ich mich bisweilen über seine Erfindungen (deren er immer neue hervorbringt) und über die allgemeinen und wichtigsten Geschäfte der Handlung mit ihm unterrede, wozu man nur einen hellen Kopf und Herz genug, sich zur rechten Zeit glücklich zu entschließen, gebraucht. Er kennt mein wahres Glück zu sehr, als daß er mich für so viele Freundschaft bei sich behalten wollte."

Rahn begleitete nun seinen Freund bei dessen Rückkehr nach Deutschland, und Klopstock selbst im Hause seiner Aeltern schloß den Bund zwischen Freund und Schwester, welchem nach einigen

*) „Klopstock und seine Freunde; Briefwechsel aus Gleim's Nachlasse, herausgegeben von Klamer-Schmidt" (Halberstadt 1810), I, 128, 129. In derselben Sammlung befindet sich auch ein Brief von Rahn an Klopstock's Mutter, der die herzlichste Pietät gegen dieselbe athmet (II, 191). — In „Gruber's Leben" von Wieland, neu bearbeitet 1827 (I, 164, 165), wo dieses Verhältniß erwähnt wird, wird er fälschlich Rahe genannt.

Jahren des Harrens und nach manchen Schwierigkeiten, als Rahn endlich eine Niederlassung in Lingbüe bei Kopenhagen in der Nähe seines Klopstock gefunden hatte, ihre völlige Vereinigung folgte. Und aus dieser Ehe mit der Klopstockschwester entsprang außer mehreren andern Kindern die älteste Tochter, Johanna Maria, welche späterhin Fichte's Gattin wurde. Sie ward am 15. März 1758 zu Lingbüe geboren, und Klopstock mit seinem Freunde, dem Hofprediger Cramer, waren ihre Pathen. — Unterdeß waren aber durch den ausgebrochenen Seekrieg zwischen Frankreich und England mehrere Handelsunternehmungen Rahn's fehlgeschlagen, die ihm einen bedeutenden Theil seines Vermögens raubten und ihn endlich nöthigten, mit dem Reste desselben in sein Vaterland zurückzukehren. So wuchs die Tochter, zum Theil getrennt von ihren Aeltern, unter mancherlei ungünstigen Verhältnissen und Entsagungen auf, nicht unähnlich denen, welche auch ihres Gatten Jugend trübten. Aber auch hier war die Frucht solcher Mühen schön und belohnend. Denn dürfen wir gleich jetzt den Charakter jener trefflichen Frau bezeichnen, so war tiefe Religiosität und eine seltene Gewalt treuer Liebe der Grundzug desselben, wie er eben nur in solchen Entsagungen sich entwickeln und zu voller Kraft gedeihen konnte. Wie sie vorher ganz nur ihren Aeltern sich widmete und ihnen jeden Glanz der Welt und manche Verbindung ohne Mühe geopfert hatte, so lebte sie späterhin nur ihrem Gatten, ihrem Sohne, glücklich allein im Glücke der Ihrigen. Aber bald wurde ihr Werth ihrem Vater noch fühlbarer. Nicht lange nämlich nach ihrer Rückkehr ins Vaterland starb ihre Mutter an der Lungensucht, ein unersetzlicher Verlust für den Gatten, dem sie in dem harten Wechsel des Lebens oft der letzte Trost gewesen war, und er wäre diesem Unglück erlegen, hätte er nicht an der heranwachsenden Tochter, der Erbin des mütterlichen Sinnes, einen Ersatz gefunden. Beide schlossen sich unauflöslich aneinander, und diese that im stillen das Gelübde, ihren Vater unter keiner Bedingung zu verlassen, ein Wort, das sie sich gehalten hat. Dafür lebte aber auch jener nur noch der Bildung seiner Tochter, sodaß bei ihrem früh entwickelten Gemüthe auch ihr Urtheil, ihre Ansichten über das Leben frühzeitig gebildet wurden.

Da lernte Fichte sie kennen, und beide, schon in einem

Alter, wo leidenschaftliche Blendung ernste Gemüther nicht mehr täuscht und verwirrt, gründeten ein Verhältniß, das, durch genauere Kenntniß und innigere Achtung immer tiefer sich befestigend, endlich für das ganze Leben geschlossen wurde. Am treuesten schildern dasselbe und seine allmählich tiefere Entwickelung die Briefe, welche Fichte in jenem Zeitraume an sie schrieb, von denen einige hier mitzutheilen ebendeshalb uns nöthig scheint.

Zum Verständnisse einiger Stellen im Folgenden werde vorausgeschickt, daß sich unterdeß das Verhältniß Fichte's mit seinem Hause getrübt hatte; und man kam überein, es zu Ostern 1790 aufzulösen. Fichte, schon lange und besonders seit den letzten Erfahrungen des Hauslehrerlebens überdrüssig, wollte versuchen, als Führer eines Prinzen auf Akademien oder als Lector bei einem Hofe eine Anstellung zu finden, wozu ihm Rahn durch seine Verbindungen in Dänemark, besonders mit Bernstorff und Klopstock, Lavater durch seine mannichfachen Bekanntschaften mit andern Großen behülflich werde sollte.

Meine theuerste Freundin! *)

Kein Wort über die Begier, mit der ich Ihren Brief wie ein Dieb und ungeschickt genug zu mir steckte, mit ihm nach Hause eilte, mich auf mein Zimmer einschloß und ihn nicht, wie ich sonst wol pflege, mit Heißhunger verschlang, sondern mit langsamem Genusse, Zug für Zug hinunterschlürfte!

Ich eile vor allen Dingen auf Ihre Fragen zu antworten. — Ob vielleicht meine Freundschaft für Sie aus Mangel an anderm weiblichen Umgange entstanden? — Hierauf glaube ich entscheidend antworten zu können: Ich habe mancherlei Frauenzimmer gekannt und bin mit ihnen auf mancherlei Fuß gestanden; ich habe mancherlei empfunden, wo nicht die verschiedenen Grade, doch höchst wahrscheinlich die verschiedenen Arten der Empfindungen gegen Ihr Geschlecht glaube ich durchlaufen zu haben; aber noch nie habe ich gegen eine empfunden, was ich gegen Sie empfinde. So ein inniges Zutrauen, ohne Verdacht, daß Sie

*) Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diesem Briefe andere vorhergegangen sind, die von uns ihres minder bedeutenden Inhalts wegen nicht mitgetheilt worden.

sich gegen mich verstellen könnten, und ohne Wunsch, mich gegen Sie zu verbergen; so eine Begierde, von Ihnen ganz so gekannt zu sein, wie ich bin; so eine Anhänglichkeit, in die das Geschlecht auch nie den entferntesten merklichen Einfluß hatte — denn weiter ist es keinem Sterblichen vergönnt, sein Herz zu kennen; — so eine wahre Hochachtung für Ihren Geist und Resignation in Ihre Entschließungen habe ich noch nie empfunden. — Urtheilen Sie also selbst, ob es vom Mangel andern weiblichen Umgangs herkam, daß der Ihrige einen Eindruck machte, den noch keiner gemacht hat, und mich eine ganz neue Art von Empfindung kennen lehrte. — Ob ich Sie in der Entfernung von Ihnen vergessen werde? — Vergißt man eine ganz neue Art von Sein und die Veranlassung dazu? Oder werde ich auch einst vergessen, aufrichtig zu sein? Oder wenn ich das vergessen könnte, verdiente ich dann noch, daß Sie sich bekümmerten, wie ich von Ihnen dächte?

Ob mir auf meiner Reise ein Unglück zustoßen könne? — wie meine nächsten Schicksale sein werden? — ob nun eben Ihr Papa und nun eben bei Bernstorff reussiren werde? — alles dies ficht mich nicht an, und es wäre meiner und Ihrer Ruhe vortheilhafter, wenn Sie die Sorge dafür dem überließen, dem ich sie überlasse, und der allein es besorgen kann. Daß ich auf meiner Reise für meine Gesundheit und Sicherheit sorge; daß ich mir traurige Schicksale erträglich und glückliche unschädlich zu machen suche, ist meine Pflicht; daß Ihr guter Papa, und alle guten Menschen, die es können und wollen, ihr Möglichstes thun, um mir nützlich zu werden, ist ihre Güte; aber daß sie und ich reussiren, — o wenn die ganze Welt so gütig sein wollte, sich darüber krank zu sorgen, so würde die ganze Welt mit allen ihren Sorgen dazu nichts thun können. Es ist unsere Sache, es an uns nicht fehlen zu lassen; aber der Erfolg steht ganz in den Händen des Ewigen.

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit gold'nes Bild
Oft verwehen und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will:
Oft erfüllet er auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.

Der warme Antheil, der aus allen jenen Aeußerungen hervorblickt, die reizende Güte, die Sie mir allenthalben erzeigen, die Wonne, die ich empfinde, einer solchen Person nicht gleichgültig zu sein — Theuerste, Sie sind es werth, daß ich Ihnen nichts sage, das schon irgendeinmal durch die Schmeichelei entweiht sein könnte; daß der, den Sie ihrer Freundschaft werth halten, sich nicht in falscher, übelverstandener Bescheidenheit erniedrige. Ihre schöne offene Seele verdient es, daß ich mir auch nicht einmal den Anschein gebe, als ob ich den reinen Abdruck derselben nicht für echt erkenne; und deshalb ist es auch von meiner Seite durchgängig Offenheit, die ich gelobe.

* * *

Ob man lieben könne ohne Hochachtung? — O ja, theure, reine Seele! Der Liebe ist mancherlei. Rousseau unter andern, durch sein Raisonnement und noch besser durch sein Beispiel beweist das. La pauvre Maman und Mad. N. . . liebte er auf sehr verschiedene Art. Aber bei weitem nicht alle Arten von Liebe, glaube ich, kommen in Rousseau's Leben vor, wo doch verschiedene vorkommen. Sie haben aber sehr recht, daß keine wahre und dauerhafte Liebe ohne innige Werthschätzung bestehen kann, daß jede andere Art derselben Reue nach sich zieht und einen edlen menschlichen Charakter entwürdigt.

Noch ein Wort über Frömmlerin. Frömmlerinnen setzen die Religion meist ins Aeußere, in Uebungen der Andacht, zwecklos, maschinenmäßig und wie ein Frondienst an Gott vollbracht; in Rechtgläubigkeit u. s. w., und haben unter andern das charakteristische Kennzeichen, daß sie sich angelegentlicher um die Gottesfurcht anderer bekümmern als um ihre eigene. Diese — hassen sollte ich sie nicht, man soll keinen Menschen hassen — aber sie sind mir sehr verächtlich; denn ihr Charakter setzt die erbärmlichste Leerheit des Kopfes und die traurigste Schiefheit des Herzens voraus. Das kann meine theure Freundin nicht sein, das kann sie nie werden, mit allen möglichen*) Verderbnissen ihres Charakters, die auch nicht möglich sind, in Ewigkeit nicht werden;

*) Ein übelgewähltes Wort; Sie werden es aber verstehen. Quand se gâteroit même son caractère — wollte ich sagen.

denn ihr Charakter hat dazu zu viel Gehalt. Ihr Vertrauen auf die Vorsehung, Ihr Hinüberblicken ins künftige Leben ist weise und christlich. Ich hoffe wenn ich von mir reden darf, daß man mich für alles eher als für einen Frömmling und steifen Orthodoxen halten wird; aber ich wüßte keine Empfindungen, die mehr mit dem Innersten meiner Seele verwebt wären als eben diese.

Doch Mitternacht ist vorbei. Schlafen Sie wohl: ein Lieblingstraum umschwebe Sie! — Ich hoffe morgen zu diesem Papier noch einmal zurückzukehren, und nehme Ihren Brief, um ihn vor dem Schlafengehen noch einmal zu lesen.

* * *

Das Urtheil Tobler's, welches er nach meinen Aufsätzen über mich selbst gefällt hat, ist mir sehr schätzbar, weil ich glaube es annehmen zu dürfen, und weil der Mann — Ihnen darf ich's sagen — richtig gesehen zu haben scheint. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir's gemeldet haben, obgleich ich wünschte, daß ihm das propos vom Publiciren nicht entwischt wäre. Entweder, er redete zu Gefallen, — so müßte mir das auch sein erstes Urtheil verdächtig machen, — oder er ist nicht competenter strenger Richter genug, um zu sehen, daß beide Aufsätze noch sehr roh waren, und daß, wenn ich bin, was er zu sein mir zugestand, ich solche Aufsätze gewiß nicht publicire. Sie sind, aus Achtung für Ihr und Ihres guten Papas Urtheil, im Schmelztiegel. Anders werden sie herauskommen: aber besser? Je n'en sais rien!

Ich arbeite schon seit mehreren Tagen an dem versprochenen Liede für Sie; — ich langsamer Dichter, dem jeder Reim eine Stunde kostet! Wann es fertig sein wird, steht noch bei den Göttern. Dazu habe ich die Eitelkeit, Ihnen nichts ganz Schlechtes geben zu wollen.

Wie empfindlich schmerzt mich's indeß, daß ich Ihnen den Aufsatz über die Vorsehung nicht versprechen kann, den Sie wünschen! Ich sehe voraus, daß ich bis zu meiner Abreise mit Arbeiten genug überhäuft bin. Aber ich will Ihnen, wenn es irgend in Zürich aufzutreiben ist, ein Buch verschaffen, wo eine Predigt über diese Materie steht, die ganz meine Ueberzeugungen enthält,

und die ich um jeden Preis möchte gemacht haben. Und dann verspreche ich Ihnen heilig, daß ich diese Materie die ersten ruhigen Tage, die ich in Sachsen haben werde, bearbeiten und sie Ihnen geschrieben oder gedruckt zusenden werde.

Doch von meiner Abreise wollen Sie nichts hören, und ich rede so oft davon. Aber wissen Sie nicht, daß die Kinder singen, wenn sie sich fürchten? — Ich schließe, um nicht ins Gerührte zu fallen. Leben Sie wohl, meine Seele ist bei Ihnen.

N. Sch. Nachdem ich schon zugemacht hatte. — Eben überzähle ich Ihre Briefe wie ein Geiziger seine Schätze. Ich habe ihrer nur fünf. Mich däucht, Sie haben mehrere. — Wie sonderbar! Ich habe noch nie etwas ohne Brouillon oder Copie geschrieben; Ihre Briefe sind das erste dieser Art. Erklären Sie das! — Noch eins! Können Sie meine Briefe leicht weglesen? Wo nicht, so sagen Sie es; so schreib' ich deutlicher. Die Klagen über meine Hand werden sehr häufig.

* *
*

Wieder zurückgekehrt in die Mauern, die mir nur dadurch lieb sein können, weil sie Sie einschließen und mich zuerst wieder mir selbst, meiner Einsamkeit und meinen Gedanken überlassen, flieht meine Seele unaufhaltsam zu Ihnen. — Wie kommt es doch? Ich habe Sie erst vor drei Tagen gesehen, ich muß es wol oft länger ertragen, Sie nicht zu sehen: Entfernung ist doch immer Entfernung, und ich bin gleich abgesondert von Ihnen, ob ich in Flaach, oder ob ich im Schwerte in Zürich bin; aber wie kommt es, daß die jetzige Entfernung mir länger geschienen hat, daß mein Herz sich stärker nach Ihnen sehnt, daß ich Sie wochenlang nicht gesehen zu haben glaube? Habe ich neulich etwa falsch über Entfernung philosophirt? O daß doch immer unsere Empfindungen unsern strengsten Schlüssen widersprechen müssen!

Ich habe seitdem viel gelebt, bin so ganz in der Sphäre gewesen, wo mir's wohl ist, in einer starken, angestrengten, mannichfaltigen Beschäftigung. Hätte ich die Lücken dieser Geschäfte mit Ihrem süßen Umgange ausfüllen können, hätte ich mit Ihnen, edle, gleichgestimmte Seele, laut empfinden und denken können, was ich größtentheils im Innern meiner Seele verschließen mußte

diese Tage wären beneidenswerth gewesen. Von der Geschichte derselben mündlich. — Daß ich hier mitten in meiner stillen Lust durch die Nachricht von dem Tode eines Mannes unterbrochen wurde, den ich schätzte und liebte, dessen Achtung einer meiner süßesten Genüsse war, die mir Zürich gegeben hat, und dessen Freundschaft ich mir noch erwerben wollte, wissen Sie ohne Zweifel schon und werden mich bedauert haben, wenn Sie wußten, wie lieb mir der Mann war.

Ich werde Sie morgen sehen. Wie freue ich mich auf den Augenblick! Aber wie schmerzt es mich schon — sehen Sie das ungenügsame Herz! — daß es nur ein Augenblick sein wird.

Aber es hat eben 12 Uhr geschlagen. Schlafen Sie wohl und sanft. Ich hoffe morgen noch eine oder ein paar Viertelstunden zu erhaschen, sie meinen übrigen Geschäften abzustehlen, um sie bei diesem Papiere, das mir theuer ist, weil es in Ihre Hände kommt, zuzubringen.

Wie mögen Sie diese Tage, wie besonders den Sonnabend Abend zugebracht haben? Das werde ich ohne Zweifel aus Ihren Briefen sehen, die immer ein so schönes und so getroffenes Gemälde Ihrer Seele sind; aber doch kann ich es kaum erwarten. Werden Sie meiner gedacht, werden Sie mit Ihren Gedanken meine Beschäftigungen begleitet haben? Fast hoffe ich, daß Sie es thaten, denn ich habe es gethan! Besonders waren von 6 bis 8 Uhr Sonnabends meine Gedanken nur bei Ihnen, und ich spielte gegen meine Gesellschafterin in Flaach, eine gewisse Jgfr. O. aus Sch., eine sonderbare Rolle. Sie bemerkte mein Stillschweigen und meine Trockenheit, und da sie mich sonst nicht ganz so gekannt hat, so hätte sie mich lieber aufgezogen. Ich wendete Müdigkeit und Ermattung von der Reise vor, und nun bedauerte sie mich so umständlich und so gênant, daß sie nahe daran war, mir fatal zu werden. Wie kommt es doch, daß die Frauenzimmer am wenigsten sich von einer gewissen auswendig gelernten Etikette losmachen können und dadurch öfters ihre weit glücklichere Natur verzerren? Stoff zu einer Unterhaltung, wenn ich den Sonnabend werde ersetzt bekommen.

Fast würde ich mich schämen, des Ihnen versprochenen Liedes zu gedenken, wenn Sie es nicht in Ihrem letzten Briefe erwähnten. — Ja, Sie sollen mir es noch vorsingen: ich will es

noch aus Ihren Munde hören, um mich aus der Entfernung sicher an Ihr Klavier und in Ihre Gegenwart zu zaubern, in den Stunden, da ich erwarten kann, daß Sie es singen; aber ich habe lange nicht mehr daran gearbeitet, und ich sehe kaum, wie ich diese Woche noch dazu kommen werde. Es sollte meine letzte süße Arbeit in Zürich sein, wenn die andern abgethan sind, die mir auch dadurch angenehm werden, weil ich sie in Beziehung auf Sie betrachte.

Das Buch, wovon ich gesagt habe, will ich noch zu verschaffen suchen, wenn es nur zu finden ist. Tobler kannte es nicht; heute will ich Nüscheler fragen, der fast alles hat und kennt, was gut ist. Es sind Bastholm's Predigten. Ich halte sie für die schönsten, welche existiren.

Wie ungern trenne ich mich von diesem Papiere! Wie gern legte ich noch einen oder auch wol zwei Bogen an; aber ich kann nun nichts mehr meinen Geschäften abstehlen. Ihnen, die Sie mich in allem beschämen, — ich sage dies mit innigem Gefühl, daß es wahr ist, und mit Schmerz, daß ich's nicht ändern kann, daß ich leider! nach Ihrer Bestimmung ein männliches Geschöpf bin, welches, besonders jetzt, den Kopf immer voll hat, immer voll Projecte und Plane, in einer beständigen Unruhe ist: — Ihnen ist vorbehalten, mich auch im Briefschreiben zu übertreffen, schwerlich aber in den Empfindungen, mit welchen ich bin Ihr wärmster Freund.

* *
*

— — Morgen, Theuerste, ob ich um 5 Uhr kommen werde, weiß ich nicht. Ich habe eine Pflicht, gegen einen sehr werthen Todten nicht; — der lacht gewiß schon jetzt, wenn er es nicht eher that, unserer närrischen Etikette — aber gegen seine hinterlassene Familie. Ich weiß nicht, wann ich zurückkommen werde.

Daß Sie mir eine so schöne Ersetzung meines Sonnabends machen, dafür danke ich Ihnen herzlich. Daß Sie B. eingeladen haben — dafür möchte ich Ihnen wol danken, aber ich wäre lieber mit Ihnen allein.

Br. macht sich mir immer kleiner; er hat es heute im Punkte Rousseau's wieder gethan; aber in der Kaufgeschichte kennen wir seine Lage nicht genug. Ich weiß nicht, wie es mit seinen

Finanzen steht. Ueber einer Schwachheit in Ansehung dieser Dinge habe ich ihn noch nie betroffen. Dr. B. aber habe ich schon einigemal über Dingen betroffen, die bei mir schmuziger Geiz sein würden, die aber bei ihm wol auch Mangel an Lebensart und Geistesgegenwart (an welchen beiden Dingen es ihm auch zu fehlen scheint) sein können. Ueberdies kennen wir seine ökonomische Lage gar nicht: er ist zurückhaltend. Die Umstände seiner Aeltern sind gewiß gut, aber es ist nicht bekannt, auf welchem Fuße er mit seinem Vater steht.

Achelis aber, — o wie freue ich mich, daß er etwas von dem Guten auch gegen Sie gezeigt hat, um deswillen ich ihn so herzlich liebe! — hat sich als ein edler Mann betragen, und das um so mehr, da ich sicher weiß, daß er am wenigsten etwas übrig hat. Ich werde bei erster Gelegenheit es ihm merken lassen. — Sonderbar — aber unter uns! Eben dieser Mann knickert zuweilen um ein paar Schillinge, und doch habe ich immer gewußt, daß er auch in diesem Punkt edel ist.

Und nun zu mir! — Ich gestehe Ihnen ohne Beschämung, weil Sie, ich darf es hoffen, in mein Herz kein Mistrauen setzen, und weil ich einer zufälligen Lage gegen Sie mich nicht schäme, daß ich am Sonnabende etwas, aber nicht von vielem Werthe, hätte kaufen können; daß ich es aber jetzt nicht kann, weil ich seit der Zeit unerwartete Ausgaben bekommen habe und bis zu meiner Abreise nicht mehr bei baarem Gelde sein werde. — Sie können nicht wissen, welch ein Zutrauen gegen Sie dieses Geständniß bei mir voraussetzt, wenn Sie nicht einen vielleicht verwahrlosten Winkel meines Herzens kennen, — einen gewissen Stolz, nie eine Geldverlegenheit merken zu lassen und keine Ausgabe auszuschlagen, und wenn ich es borgen sollte.

Wie liebenswürdig Sie selbst mir — nicht werden, — ich habe Ihr edles Herz längst gekannt und gegen Mad. Titot sehen können — sondern hier, in dieser warmen Theilnehmung gegen den guten B. von neuem erscheinen, — könnte, dürfte ich darüber Ihnen ein Wort sagen?

Doch es ist wieder 12 Uhr. Es ist mir der süßeste Beschluß meines Tages, mich mit Ihnen zu unterhalten. Einen guten Theil des Abends, den ich sonst Ihnen gewidmet hätte, mußte ich mit Herrn Ott verplaudern. Der Mann würde mir zuletzt

noch lieb werden, wenn er mir nicht wol eine Stunde genommen hätte, die ich besser im Andenken an Sie zugebracht hätte.

Schlafen Sie wohl! — Ueber Ihre Begebenheit morgen — eine Menge philosophischer Bemerkungen.

Daß Sie nicht immer so verständig, so gesetzt gewesen als jetzt, daß Sie Ihre jetzige vernünftige Denkungsart, Ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens nur durch Erfahrung erwarben; daß auch Sie durch das Lebhafte der ersten Jugendjahre hindurchgegangen, konnte ich mir wol denken. Solch einen Charakter wie den Ihrigen erhält man nicht ohne mannichfache Prüfungen. Und da hat denn besonders das Verlangen nach der größern Welt Sie gereizt! Sehr natürlich, da Sie Kräfte, stark wirkende, nach Entwickelung ringende Kräfte in sich fühlen mußten. Das häusliche Leben konnte für Sie keinen Reiz haben, solange Sie noch nicht die volle Kraft hatten, darinnen zu wirken. Sie wurden von Ihrer seligen Mutter geliebt; aber Sie waren dies von Ihrer Kindheit an nicht anders gewohnt, es war Ihnen kein neues, besonderes Gefühl. Jetzt wurde durch den Tod dieser vortrefflichen Mutter Ihr Herz ganz durchdrungen, zermalmt, gleichsam auf eine Zeit lang getödtet; und nun wandte sich die Liebe Ihres Vaters, die Ihnen eine neue Erscheinung, ein unerwartetes Glück war, zu Ihnen und wurde Ihnen dadurch nur desto theurer. Sie konnten ihm dienen; Sie konnten ein Hauswesen führen und zur Erleichterung eines so geliebten Vaters führen: da ging ein neues Herz in Ihnen auf, da waren Sie wie umgeschaffen. Sehen Sie hier einen Plan, einen weislich angelegten Plan der Vorsehung, Sie dazu zu machen, was Sie werden sollten, was Sie jetzo sind, und was nach der Weisheit dieser Vorsehung die beste Art der Existenz für Sie war. So, glaube ich, geht die Vorsicht mit allen Menschen.

M—n kenne ich und liebe ihn nicht: ich möchte durch ihn nicht gern etwas für meinen Freund erhalten.

Nothwendig ist es nicht, in der verderbtesten Gesellschaft mit verdorben zu werden; B. ist doch überspannt. Es muß ihm immer an Weltkenntniß gefehlt haben, und es scheint, es fehlt ihm noch daran. Komme ich zu diesem Papiere zurück, so werde ich weitläufiger darüber reden; wo nicht, so leben Sie wohl!

* * *

Ich bin eher wieder zurückgekommen, als ich gerechnet hatte: schon gestern Abend. Ich reiste nicht allein, sondern in der Gesellschaft des Baron von Walldorf und des Dr. Beyr. Die Geschichte meiner Reise und meines Aufenthalts in Flaach, die nicht uninteressant ist, einmal mündlich, wenn wir — nicht etwa nichts Interessanteres zu reden haben, — das werden wir immer haben, sondern, wenn wir es, weil wir nicht allein sind, nicht können.

Wie viel ungleich Wichtigeres habe ich Ihnen hier mitzutheilen! Sie haben ein Geheimniß, ein unerklärliches Geheimniß, immer stärker und fester an sich zu ketten: meine Anhänglichkeit an Sie entstand nicht urplötzlich, wie sie sonst wol zuweilen entsteht und ebenso plötzlich verschwunden ist. Mein Genius zwar deutete mir, als ich Sie das erste mal sah, ganz leise, daß diese Bekanntschaft für mein Herz, für meinen Charakter, für meine Bestimmung nicht gleichgültig sein werde. Aber sowie ich Sie näher kennen lernte, zog mein Verstand und mein Herz mich immer näher zu Ihnen hin, und jetzt — zieht sich das Band immer enger zu! — Wie machen Sie das? oder vielmehr, wie mache ich es? — O ich weiß es nur zu wohl! In Ihnen ruht ein Schatz, der sich nur willkürlich eröffnet, der sich nicht ohne Wahl vergeudet; und einer gleichgestimmten Seele eröffnet er sich immermehr und zieht sie an sich.

Ihr Anerbieten vom Freitage hat mich gerührt, hat mich noch weit mehr von Ihrem Werthe überzeugt, als ich es war, wenn das möglich ist. Nicht, daß Sie sich etwas, was Ihnen vielleicht, wie Sie es nennen, eine Kleinigkeit sein kann, für mich berauben wollten — tausend andere konnten das auch thun — sondern, daß Sie, da Sie doch etwas von meiner („stolzen" nennt es die Welt) Denkungsart bemerkt haben mußten, es mir mit so einer Natürlichkeit und Offenheit antrugen, als wenn Ihr ganzes Herz Ihnen sagte, daß ich Sie nicht verkennen könnte; daß, wenn ich noch auf der Erde von keinem Menschen so etwas angenommen hätte, ich es von Ihnen annehmen würde; daß wir zu einig wären, um über solche Dinge zweierlei Meinung zu haben. — Theuerste, Sie haben mir dadurch einen Beweis Ihres Zutrauens, Ihrer Güte — Ihrer (darf ich das Wort schreiben?) Liebe gegeben, worüber ein größerer nicht möglich ist. —

Wäre ich jetzt nicht ganz der Ihrige, so wäre ich ein Ungeheuer, das weder Kopf noch Herz, noch Ansprüche auf Glück hätte.

Um aber auch mich in meinem wahren Lichte zu zeigen, so haben Sie hier meine wahren Gedanken über diese Sachen und meine Empfindungen, sowie ich sie selbst in meiner Seele lese.

Anfangs regte sich in mir, ich gesteh' es mit tiefer Beschämung, der Stolz. Es fiel mir ein, was ich Ihnen neuerlich geschrieben; ich — Thörichter! — konnte einen Augenblick — länger nicht — glauben, Sie hätten mich misverstanden. Doch war ich selbst in diesem Augenblicke mehr betrübt als beleidigt. Der Schlag kam von Ihrer Hand. — Plötzlich erwachte die bessere Seele; ich fühlte den ganzen Werth Ihres Herzens in dieser Begegnung und war tief gerührt. Wäre nicht in diesem Augenblicke Ihr Papa gekommen, ich wäre meiner Rührung nicht Meister gewesen. Nur etwas Beschämung, Sie und mich einen Augenblick herabgewürdigt zu haben, hielt sie so lange in Schranken.

Doch annehmen konnte ich es nicht: nicht als ob Ihr Geschenk mich erniedrigte, nur erniedrigen könnte. — Eine Gabe aus bloßem Mitleid mit Dürftigkeit könnte ich verabscheuen, ja den Geber hassen: hier ist vielleicht die verwahrlosetste Seite meines Herzens. Aber die Geschenke der Freundschaft, einer Freundschaft, die, wie die Ihrige, innige Achtung zum Grunde hat, können aus Mitleiden nicht kommen, sie ehren, statt zu entehren. — Aber wahrhaftig, ich brauche es nicht! Ich bin ohne Geld, das heißt bei mir: ich habe keins, unberechnete Ausgaben zu machen; zu den sehr kleinen regelmäßigen habe ich bis zu meiner Abreise genug. In Verlegenheit — ich glaube, die Vorsehung waltet über mir, komme ich selten, wenn ich kein Geld habe. Ich habe Beispiele davon, die ich drollig nennen würde, wenn ich nicht auch da die Wege der Vorsicht erkennen müßte, der es nicht zu gering scheint, sich bis zu unsern kleinen Bedürfnissen herabzulassen.

Das Geld im ganzen erscheint mir ein sehr geringfügiges Möbel. Ich glaube, daß man mit etwas Kopf immer seine Bedürfnisse findet, und weiter ist das Geld doch wahrlich zu nichts nütze. Ich habe es daher immer verachtet; aber leider ist beson=

ders hier zu Lande ein Theil der Achtung unserer Mitmenschen daran gebunden, und diese ist mir nie gleichgültig gewesen. Vielleicht werde ich auch diese Schwachheit nach und nach los; sie trägt eben nicht zu unserer Ruhe bei.

Durch diese Verachtung des Geldes nehme ich schon seit vier Jahren keinen Heller von meinen Aeltern, weil ich noch sieben Geschwister habe, die alle jünger, zum Theil noch ganz unerzogen sind, und weil ich einen Vater habe, der in seiner Zärtlichkeit gegen mich das, was er seinen übrigen Kindern schuldig ist, an mich wenden würde, wenn ich es zuließe. Ich nehme selbst nicht Geschenke, unter welcherlei Vorwand es sei, und habe seit der Zeit mich recht wohl erhalten und mich gegen meine Aeltern, besonders gegen meinen zu zärtlichen Vater, mehr à mon aise gestellt, als ich zuweilen war.

Dennoch — wie glücklich fühle ich mich, theure, herrliche Seele, mit Ihnen so reden zu dürfen! — verspreche ich Ihnen, daß, wenn ich in Geldverlegenheiten kommen sollte, wie es nach meiner Denkungsart und nach meinem Glücke nicht das Ansehen hat, Sie die erste Person sein werden, an die ich mich wende, an die ich je, seitdem ich von meinen Aeltern nichts haben will, mich gewendet habe. Ihr Herz ist es werth, diese Versicherung zu erhalten, und das meinige nicht unwerth, sie zu geben.

Weil wir bei diesem Artikel sind, etwas von Herrn Achelis. Er war vorige Woche bei mir, und ich bezeugte ihm meine Verehrung seiner braven Handlung. „Ich denke darüber so“, antwortete er mir: „Wenn jemand, der mehr Verdienst hat als ich, weniger Vermögen hat, so halte ich das für eine Ungerechtigkeit und ich suche es so viel als möglich abzustellen. Ich glaube dann, daß ich nur aus Barmherzigkeit so von der Vorsehung getragen werde.“ — Daß dies bei ihm nicht so ein zur Schau ausgehängtes Sentiment, sondern das ganze Herz ist, weiß ich. Und zugleich erfuhr ich, daß er ein so schlechter Wirth ist, daß er nie weiß, wie er mit seinen Schulden und mit seiner Einnahme steht. Das letztere ist ohne Zweifel ein Fehler, aber es erhöht den Werth seiner Handlung, es zeigt sein Herz offen. Es ist ein herrlicher Mensch, aber man muß sein Gutes erst herauszugraben wissen. — Daß er Ihr Mitleid erregt hat, lassen Sie sich nur nicht reuen; er steht unter der Vormundschaft der Vor-

sehung, wie ich. Er ist bestimmt zu geben, solange er hat, und nicht zu darben, wenn er auch einmal nichts hat.

Ueber Hofleben hätte ich noch sehr viel zu sagen. Den Gesichtspunkt, aus dem ich es ansehe — als eine neue Bearbeitung des Charakters — wissen Sie. Mündlich oder ein andermal schriftlich mehr davon! Nur dies noch: Aufrichtigkeit und Geradheit wirken am meisten, wo sie am seltensten sind; ich habe mit diesen Dingen nie mehr gewirkt als bei falschen Leuten.

M—n habe ich in Olten unter einer Gestalt kennen lernen, die man allenfalls dem jungen Studenten verzeiht, die aber dem gesetzten, ernsthaften Manne nicht wohl ansteht, und die bei ihm eine große Verdorbenheit des Geschmacks und Mangel an Gefühl fürs Gute und Edle anzeigt. Ueberdies habe ich ihn schon vorher mehrmals gesehen, ohne zu ihm die geringste Anziehung zu fühlen; und einen solchen werde ich nie lieben können und ihm gern verbunden sein. Mit mir ging es ihm, scheint mir's, ebenso, und wenn er sich meines Namens noch erinnert, so hält er mich gewiß für einen du commun. Ueberdies war er der Freund eines Clubs, den ich nicht liebe — —; zugleich mit ihm lernte ich den Baron von Salis, den bekannten Dichter, kennen; diesen sah ich nur einmal, habe gewiß weit weniger mit ihm gesprochen als mit jenem; aber wie gern wäre ich diesem verbunden!

Für die Bekanntschaft, die Sie mir mit der berner Dame verschaffen wollen, und das Interesse, das Sie bei ihr für mich erregen wollen, danke ich Ihnen tausendmal. Einer Freundin von Ihnen mag ich gar zu gern verbunden sein; dieser Weg scheint mir weit liebenswürdiger. Der Erfolg desselben sowie alles andere sei der Vorsehung überlassen, von der allein ich abhange und der allein ich folgen werde. Was sich mir Passendes zuerst anbieten wird, das werde ich als aus ihren Händen annehmen und will daran ihren Wink erkennen.

Dienstags.

Ich hoffe Sie heute zu sehen, darf es aber leider nur hoffen, und dennoch habe ich es nie mit mehr Sehnsucht gewünscht. Ich weiß nicht, ob Sie unwillig auf mich sind. Sie könnten es wohl sein; Sie hätten Ursache genug. — Ich bin in Angst wegen meines Billets am Sonnabend; ich weiß nicht, ob es sicher in

Ihre Hände gekommen ist. Ich glaube, Sie, von der ich so gern alle liebenswürdigen Eigenschaften in mich überpflanzen möchte, haben mir auch etwas von Ihrer kleinen Schwachheit, Ihrer Aengstlichkeit, mitgetheilt. Können Sie glauben, daß ich es nicht über mich habe erhalten können, den Knecht zu fragen, an wen er das Billet abgegeben hat, da ich sonst eben nicht schüchtern gegen ihn bin? Und werden Sie es mir vergeben haben, daß ich Sie am Freitage ruhig in der Meinung ließ, ich käme den Sonnabend zu Ihnen? Ich glaubte wirklich schonend und zärtlich zu handeln; es ist aber sehr möglich, daß ich nur eigennützig gehandelt habe. Ich wollte nur Ihr Misvergnügen darüber nicht sehen; aber konnte ich verhindern, daß Sie es nicht ebenso wohl, obgleich in meiner Abwesenheit, empfanden? Ich wollte nur meine Betrübniß darüber nicht Ihnen zeigen; aber konnte ich verhindern, daß Sie sie nicht ebenso wohl sich dachten und mich vielleicht bedauerten?

Könnte etwas für einige Stunden Ihres Umgangs entschädigen, so wäre ich entschädigt. Ich habe die rührendsten Beweise von der Zuneigung der guten alten Witwe erhalten, die ich doch nur zum dritten male sah, und von ihrer Dankbarkeit für einige Gefälligkeiten, die mir nichts, gar nichts wären, wenn sie mir nicht zwei Tage bei Ihnen gekostet hätten. Sie weinte, als ich Abschied von ihr nahm, ohnerachtet ich ihr Hoffnung gelassen hatte, daß ich sie vor meiner Abreise noch sehen würde. — Ich suche alle Eitelkeit abzulegen: mit einer z. B., mit dem gelehrten Ruhme, sehr früh, mit der Begierde, witzig zu sein u. dgl., hat es mir angefangen ein wenig zu gelingen; aber die Begierde, geliebt, von simpeln treuen Seelen geliebt zu werden, kann keine Eitelkeit sein, und diese will ich nie ablegen.

Welch ein ganz neues, fröhlicheres, herrlicheres Dasein ich habe, seitdem ich sicher bin, es von Ihnen zu sein; wie sehr wohl es mir thut, daß eine so edle Seele an mir Antheil nimmt und solchen Antheil nimmt: dies kann ich Ihnen nicht aussprechen. Ich möchte es wohl, um Ihnen danken zu können.

Meine Abreise, Theuerste, naht heran, und Sie haben endlich das Geheimniß gefunden, mir den Tag derselben, der mir sonst ein Tag der Erlösung schien, zum bittersten meines Lebens zu machen. Ich will Ihnen nicht sagen, ob der Tag schon be-

stimmt ist. Wenn Sie es nicht schlechterdings wissen wollen, so sollen Sie ihn nicht erfahren. Wegen des Abschiednehmens, — ja es ist bitter, es ist sehr bitter, und die Erinnerung desselben hat immer etwas Schmerzliches. Aber eins von uns, und das bin ich, muß doch das Bewußtsein tragen, es ist jetzt — für einige Zeit, wenn Gott nicht über eines von uns Leben befiehlt — das letzte mal, daß wir uns sehen. Wenn Sie also nicht schlechterdings das Gegentheil wollen, so sollen Sie nicht erfahren, wann ich das letzte mal bei Ihnen bin.

* * *

Traurig breche ich meinen Brief wieder auf. — O, warum bin ich so ungeschickt, warum mußte eben die häßliche alte Frau auf dem Lindenhofe sein, warum mußte ich so lange aufgehalten werden?

Wie bitter wurde mir das Vergnügen vereitelt, das ich gehofft hatte! — Ich habe Sie gesehen. Ja; aber nur auf einen Augenblick; ich habe nichts gesehen, als daß Sie in Verlegenheit waren. Weiter habe ich keinen Gedanken auf Ihrem lieben Gesichte entwickeln können. Hat mehr darauf gestanden: — wer so in Verlegenheit war als ich, wer so hier- und dorthin sah und so manches dachte und empfand, der ist eben nicht bestimmt, auf einem Gesichte wie das Ihrige zu lesen, das immer den Grundzug des Verstandes an sich trägt. — Ich hoffte, nachher Sie noch zu finden; ich lief, nachdem ich mich von meiner Verlegenheit erholt hatte und Sie schon weit genug glaubte, um Sie nicht mehr in der Stadt zu treffen, auf die Promenade, wo ich Sie noch zu finden hoffte; ich durchrannte sie pfeilschnell mit der Lorgnette vor dem Auge, wurde durch jedes Frauenzimmer, aus der Ferne nämlich, getäuscht, — wollte nun gerne noch Ihren Brief verschlingen und konnte nicht, — rannte nach Hause, wo kein Mensch mich erwartete, von 55—60 Minuten auf 5 Uhr verschlang ich ihn wirklich und ging dann nach Ihrem Hause, in der Hoffnung, Sie da zu finden, — klingelte, — die theure Barbel, que Vous connaissez, antwortete; und indem kam Ihr Papa. — Wäre er nicht zu gut, um scharfer Beobachter zu sein, er hätte mir meinen Verdruß über seine Erscheinung ansehen müssen, — ich machte eine lustige Miene zu schlechtem Spiel und ging mit ihm, ruhig,

wie ich schien, zu Tobler. Auf dem Rückwege fragte ich nach Ihnen. Sie wären zu Wagmeister Tobler. Ich erwartete beim Abschiede noch — wie kindisch! — ich könnte da noch mit ihm hinaufgehen, Sie sehen und Ihnen den Brief geben. Nichts; ich ging also verdrießlich nach Hause.

Daß er heute die Gesellschaft hat, weiß ich; aber es ist mir erstens verdrießlich, in solcher Gesellschaft zu sein; zweitens brauche ich meine Zeit nothwendiger; drittens würde ich Sie doch nicht sehen. Doch hätte ich ihm, wenn er mich ausdrücklich dazu eingeladen hätte, was er nicht that, mit un peu de libertinage gesagt: ich würde mit der Bedingung kommen, wenn er Ihnen sagte, daß ich Sie einen Augenblick sehen müßte. Und nun ist die Sache so geworden und muß so bleiben; und ich, aus Verdruß, verriegele mich auf meine Stube, sehe keinen Menschen und arbeite im Aerger am Aufsatze über den Messias. — Meine Aufwärterin wundert sich über meine heutige böse Laune. O, wenn sie wüßte, wie viel Ursache ich dazu hätte! Sonst ist sie gewohnt, mich, wenn ich nicht Stunden gebe, an mein Pult angekettet zu sehen, sodaß sie sagt, wenn ich stürbe, so würde mein Geist an diesem Pulte spuken.

Den Sonnabend hoffe ich ersetzt zu bekommen. Arrangiren Sie sich darüber; ich habe mich arrangirt. Ich lasse mir keine Stunde von den wenigen Stunden, die ich vor der Hand noch Sie sehen werde, abbrechen. — Ich lache, und die Thränen stehen mir in den Augen.

Ueber Ihren Brief, den ich dann freilich langsamer genossen habe, werde ich Ihnen weiter antworten, besonders über den Vorschlag wegen Bern, sobald ich ruhiger bin. Jetzt bin ich's nicht. Wie sehr ich auf Ihre Versicherung, daß Sie meine Hand leicht lesen können, lossündige, das sehen Sie.

Nur über Eins. Ihr Mädchen hat gelogen, wenn sie gesagt hat, daß ich vorigen Sonntag manchmal zu Ihrem Fenster hinaufgesehen. Einmal — wohlberechnet, in welcher Lage — lange vorher auf der Brücke berechnet, welche Lage die günstigste sei, habe ich hinaufgesehen, und das mit einem Blicke, daß ich mit meinen schwachen Augen einen großen Theil Ihrer Stube übersehen zu haben glaube; aber dann zogen sich auch gleich meine Augen zurück und blickten auf die Erde, wie ein Dieb, der auf

der That ertappt ist, ohne daß ich's ihnen befahl. Ich habe alsdann nachgedacht, wie ich, der ich doch nicht immer wegen meiner Bescheidenheit berühmt gewesen bin, zu dieser Schüchternheit komme. O, ich habe es wohl gefunden!

Ich komme zur Beantwortung Ihres Briefs, besonders in Absicht des Artikels von Bern. Ihnen sagen, wie sehr ich hieraus von neuem Ihre Güte gegen mich erkenne, wie ich sehe, daß Sie einen großen Theil Ihrer theuern Gedanken mir widmen: wie könnte ich das? Wie könnte ich Ihnen würdig dafür danken?

Bern oder Kopenhagen, Lissabon oder Madrid oder Petersburg ist mir in Absicht auf mich gleich; ich glaube auch, daß mein Körper so ziemlich alle Klimate verträgt. Wahre Winterkälte, wie z. B. die sächsische, ist mir nie sehr drückend gewesen; aber die scharfen Winde vor Zürich waren es mir zuweilen. Vielleicht kam zu meiner mehreren Kränklichkeit allhier auch die veränderte Lebensart. Ich kann mich mit der hiesigen Kocherei und vielleicht auch mit dem hiesigen Weintrinken nicht vertragen. Geräuchertes, Gesalzenes, Seefische, Bier, voila, ce qui faut à mon éstomac! Von dieser Seite aus also würde ich von Kopenhagen wenig befürchten. Aber Ihnen, meine Theuerste, Ihnen wäre es lieber, mich näher zu wissen? Ich bin von Ihrer Zärtlichkeit gerührt; ich erkenne sie mit dem wärmsten Danke: ich empfinde auch hier gleich mit Ihnen, wiewol ich darüber nicht ganz gleich denke. Die Briefe gehen von Kopenhagen z. B. ebenso sicher und machen eben die Freude als von Bern. Reise ist Reise, sei sie lang oder kurz, und schon jetzt ist es mir ziemlich gleichgültig, ob ich 10 oder 100 Meilen reisen soll. So schließt mein Verstand, und ich kann ihn nicht widerlegen, so gern dies täuschende Herz auch es möchte.

Im ganzen denke ich darüber so: Der Hauptendzweck meines Lebens ist der, mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke darin viel Eitles) sondern von Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal nur irgend erlaubt.

Ich forsche dem Gange der Vorsehung in meinem Leben nach und finde, daß eben dies auch wol der Plan der Vorsehung mit mir sein könnte. Ich habe manche Situationen erlebt, manche Rollen gespielt, mancherlei Menschen und Stände kennen gelernt, und im ganzen habe ich gefunden, daß durch alle diese Vorfälle

mein Charakter immer bestimmter geworden ist. Es fehlte mir bei meinem ersten Eintritte in die Welt alles, als ein bildsames Herz. Manche dieser mir mangelnden Eigenschaften habe ich seitdem erhalten; viele, unter andern die, mich zuweilen nach andern zu accommodiren, falsche oder meinem Charakter ganz entgegengesetzte Personen zu behandeln, etwas ins Größere zu wirken, fehlen mir noch gänzlich. Ohne dies kann ich die Kräfte, die mir die Vorsicht etwa könnte gegeben haben, nie so brauchen, wie ich es damit kann.

Sollte die Vorsicht etwa den Plan haben, auch diese Fähigkeiten in mir zu entwickeln? Sollte sie es etwa durch mein Auftreten auf einem größern Schauplatze wollen? Sollte etwa mein Treiben an einen Hof, mein Project, eine Fürstenerziehung zu erhalten, Ihres Papas Plan, mich nach Kopenhagen zu bringen, Winke oder Wege der Vorsicht zu diesem Zwecke sein? Und sollte ich dann durch ein Drängen in eine kleinere Sphäre, das mir doch nicht natürlich ist, diesen Plan zu vereiteln suchen? — Ich habe zu wenig Talente, mich zu pliiren, Leute, die mir zuwider sind, zu behandeln, kann nur mit braven Leuten zurecht kommen, bin zu offen; dies war Ihnen ein Grund mehr, daß ich an keinen Hof tauge, mir ist es im Gegentheil einer, daß ich daran muß, wenn sich mir eine Gelegenheit dazu darbietet, um dadurch zu erlangen, was mir fehlt.

Den Stand der Gelehrten kenne ich; ich habe da wenig neue Entdeckungen zu machen. Ich selbst habe zu einem Gelehrten von métier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht blos denken; ich will handeln: ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken. Und überdies ist ein schweizerischer Professor, d. i. ein Schulmann, mein Fach nun eigentlich gar nicht.

So stehe ich mit meinen Neigungen.

Nun aber zu meinen Pflichten! — Könnte nun nicht auch die Vorsehung, die besser wissen muß, zu was ich tauge und wo sie mich braucht, als ich selbst, nicht beschlossen haben, mich in eine solche Sphäre zu bringen? Könnte nicht Ihr Einfall, deren Schicksal sie mit dem meinigen zugleich entworfen zu haben scheint, ein Wink und das, was Sie mir vorschlagen, ein Weg dieser Vorsehung sein? Könnte nicht mein Treiben in die große Welt eine Verblendung meiner Sinnlichkeit, meiner

angeborenen Unruhe sein, die diese Vorsehung jetzt fixiren wollte? Auch das ist ebenso möglich als das erste; und deswegen müssen wir auch hier thun, was von uns abhängt, und das Uebrige von Gottes Leitung erwarten.

Nur glaube ich, daß der Weg, den Sie dazu vorschlagen, nicht eben die Wirkung haben muß, die Sie davon erwarten. Meine Aufsätze können nicht das machen, was man Sensation nennt; dies ist weder in ihnen, noch in meinem Geiste überhaupt. Viele werden gar nicht verstehen, was vielleicht darinnen liegt; die es verstehen, werden mich, ich glaube es, für einen brauchbaren Mann halten, aber — comme il y en a beaucoup. Ein anderes ist's, wenn man Interesse für den Verfasser hat und ihn kennt.

Sollten Sie durch Ihre Verbindungen ein dergleichen Interesse veranlassen können, — ja, dann läßt sich mehr erwarten; aber die Sache scheint nicht dringend. Vor allen Dingen müßte in Bern erst eine Professur, und zwar eine solche, die ich übernehmen könnte, offen sein. Dann ist es schwer, während meines Hierseins noch eine Abschrift von meinen Aufsätzen zu nehmen. Und vielleicht schreibe ich binnen der Zeit noch etwas Besseres, oder kann vielleicht selbst mit diesen Aufsätzen in Leipzig ein Arrangement treffen, daß sie in Bern bekannt und bequemer bekannt gemacht werden können. Auf alle Fälle wissen Sie und jeder gute Mensch, der sich mit Ihnen für mich interessiren will, immer, wo ich bin. — Zu gleicher Zeit aber ersuche ich Sie, was ich nach Ihrer gütigen Denkungsart gegen mich nicht bedürfte, sowol jetzt als nach meiner Abreise keine Gelegenheit, die sich Ihnen darbietet, wo mir ein Dienst zu leisten wäre, vorbeizulassen und sie mir anzuzeigen. Ich glaube an eine Vorsehung, und ich merke auf ihre Winke.

Bei der Gelegenheit noch etwas über mich. — Wenn Sie sagen: am Hofe, und wenn ich selbst Premierminister würde, wäre kein wahres Glück, so reden Sie aus meiner Seele. Das ist unter dem Monde nirgends, beim Dorfpfarrer ebenso wenig als beim Premierminister. Der eine zählt Linsen, der andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied. Glück ist nur jenseit des Grabes. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein; das weiß ich: aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden.

Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfniß, nur ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir. Ist das auch Täuschung? Es kann sein, aber es liegt doch Wahrheit zum Grunde.

Aber das ist gewiß keine, daß es ein Himmelsgefühl gibt, von guten Seelen geliebt zu werden, Personen zu wissen, die Antheil, lebhaften, innigen, steten, warmen Antheil an mir nehmen. Seit ich Ihr Herz näher kenne, empfinde ich dies Gefühl in aller seiner Fülle. Urtheilen Sie, mit welchen Empfindungen ich diesen Brief schließe!

* * *

— — Ich verreise nach Flaach und komme Montags wieder. So sauer es mir ankam, konnte ich es doch der Witwe eines Mannes, den ich liebte, und die in gewaltiger Verlegenheit die ganze Stadt durchgeschickt hatte, nicht abschlagen zu predigen. Ich hätte mich um keinen Preis überwinden können, es Ihnen gestern zu sagen; es hätte mir — weiß Gott warum? — tief, tief weh gethan, Ihnen zu sagen, daß ich wieder einige Stunden von den wenigen verlieren muß, die ich noch bei Ihnen zubringen kann; zumal da ich gestern über einen gewissen Vorfall sehr gerührt war. Vor jetzt darf ich darüber nichts weiter sagen.

Dienstags, dächte ich, wieder das Arrangement vom vorigen! Wenn Sie mir unterdessen keine Nachricht geben, so werde ich es erwarten. — Mein Herz wird beklommen, trauriger; es fängt an, die nahende Entfernung zu fühlen, und sucht sich zu täuschen.

Leben Sie wohl, recht wohl! Meine Seele wird bei Ihnen sein!

* * *

Beste, theuerste Freundin! Es thut mir doch weh, daß meine Reise nach Flaach, eine Abwesenheit von höchstens 30 Stunden, von denen ich doch nur etwa drei in Ihrer Gesellschaft hätte zubringen können, Sie so geschmerzt hat! — Hätte ich mir das so gedacht, gewiß, ich hätte es abgeschlagen. — Aber, gute, theure Seele, ich habe weiter zu reisen und länger entfernt zu sein. Ich habe ein Herz, das meinen eigenen Schmerz vielleicht wird tragen können; aber den Schmerz einer so theuern Person auch noch

dazu? — Wäre eine Bekanntschaft von einer nicht gar zu langen Zeit, von der wir nur im letzten Theile einander ganz haben kennen lernen, des Schmerzes, den uns die Trennung verursachen wird, werth, wenn wir uns nicht wiedersehen, nicht froher wiedersehen sollten? So denke ich jetzt, und dieser Gedanke gewährt mir viel Trost. Ich wünschte, daß Sie denselben mit eben der Sicherheit und Ueberzeugung fassen möchten.

— — Daß Sie meine Paar Verschen so werth halten, dafür danke ich Ihnen tausendmal; ich lasse Ihnen nun wenigstens etwas von mir, das Ihnen lieb ist. Aber hier hat wieder Ihre Güte Ihr Urtheil geblendet. Die Verse, obgleich sie die besten sind, die ich machen konnte, sind doch schlecht: ich versichere es Ihnen, und wollen Sie es bewiesen haben, so fragen Sie nur Herrn Br. Das aber gestehe ich, daß sie mir vielleicht werden lieb werden, wenn ich sie von Ihnen singen höre.

Papas Brief will ich weder jetzt noch je lesen. Es genirt ebenso, sein eigenes Lob zu lesen, als es den Freund genirt, im Schreiben zu denken, sein Freund werde es lesen. Wollte ich ihn um etwas bitten, so würde es das sein, ja nicht zu viel Gutes zu sagen; wenn etwas aus dem Projecte werden sollte, so ist es hart, eine hohe Meinung zu soutenirен; doch die Vorsehung thue auch hier, was sie wolle. Eine hohe Meinung spornt kräftig an, und ich will so viel werden, als ich werden kann; und unterliege ich, nun wohl, so war auch das der Wille der Vorsehung, daß ich unterliegen sollte.

Predigen werde ich hier, leider, nicht mehr können, in Flaach gewiß nicht! Gern thäte ich es, da es Sie freut, wenn sich eine Gelegenheit darböte. — Ich habe keinen offenbaren Widerwillen, Prediger zu werden; und wenn sich jetzt in Sachsen eine honette Gelegenheit zuerst dazu zeigte, und die theologische Denkungsart dort sich ein wenig änderte, wie es das Ansehen gewinnt, so würde ich es nicht ausschlagen. Aber ich will alles erwarten und zu allem gefaßt sein.

Ihr Urtheil über mein Predigen ist wol auch durch Ihre gütige Denkungsart gegen mich sehr modificirt. Ich glaube — denn ich hasse die falsche Bescheidenheit — einige Anlage zum Prediger zu haben; aber es fehlt noch weit mehr, als da ist.

* * *

— Nur sehr kurz kann ich Ihnen schreiben; ich habe nur noch sehr wenig Zeit übrig. Ich habe sie, aber ich darf Ihnen nicht sagen, wozu ich sie angewendet habe.

Zuerst das Nothwendigste, was ich Ihnen zu sagen habe: den Tag meiner Abreise, und über den Abschied. Sie wünschen also das so Bittere des Abschiednehmens? Gut, aber nur unter einer Bedingung. Ich muß den Abschied von Ihnen allein nehmen. In jedes andern Gegenwart, selbst in der Ihres vortrefflichen Papas, wäre er durch jene Zurückhaltung, über die ich so klage, genirt. — Ich reise, weil es doch gesagt werden muß, morgen über acht Tage ab. Heute über acht Tage sehe ich Sie das letzte mal; denn ich reise Sonntag sehr früh. Suchen Sie es einzurichten, daß ich Sie zuletzt allein sehe. Wie es einzurichten ist, sehe ich noch nicht. Aber lieber will ich gar nicht von Ihnen Abschied nehmen, als einen kalten, etikettenmäßigen Abschied.

Für Ihren gestrigen herrlichen Brief danke ich Ihnen innig, besonders auch deswegen, weil die Erzählung mich so sehr in meinem Lieblingsgrundsatze bestätigt: Gott sorgt für uns und verläßt keinen ehrlichen Mann. Dann auch, weil er mir einen neuen Beweis von Ihrem edlen Charakter gibt. Ihr kindliches Herz, Ihre Standhaftigkeit, Ihren Aeltern zu dienen, alles habe ich von Ihnen fest erwartet; aber es freut mich innig, daß Sie es sich selbst mit so einer Festigkeit zutrauen können, da Sie es schon gezeigt haben.

Und so seien Sie überzeugt, daß auch bei mir dem Andenken an Sie nichts Eintrag thun kann. Die Ursachen davon sind Ihnen längst bekannt. Sie wissen meine Denkungsart, Sie kennen sich, Sie wissen, daß ich Sie kenne; können Sie also noch zweifeln, daß die einzige weibliche Seele, die ich am meisten werde schätzen, ehren, lieben können, gefunden ist? daß ich nichts mehr unter dem weiblichen Geschlechte zu suchen habe und nichts mehr finden kann, was für mich ist?

Ich habe öfter, in meinen Briefen sowol als in der Unterredung, mich dieser oder jener Ausdrücke bedient, die nicht in ihrem eigentlichsten Sinne zu nehmen waren. Ich lasse öfter blos mein Herz, das in der Freude, von Ihnen, theure, gute Seele, geliebt zu werden, ein etwas muthwilliges Herz ist, reden. Ach, ich bitte, bitte, theure Freundin, glauben Sie doch ja nicht an

das Wort, sondern an das Herz. Wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen böse bin, so bin ich Ihnen gewiß recht gut; und wenn ich Ihnen sage, daß Sie mich zum Kinde gemacht haben, so kann das wohl sein; aber ich freue mich dann gewiß ein Kind zu sein, wenn es durch Sie ist, daß ich's geworden bin.

Leben Sie recht wohl. Ich hoffe heute Ihrer Gesellschaft recht zu genießen. Ihr Papa wird sich an jemand anders adressiren, und von Ihnen werde ich soviel möglich alles wegdisputiren. Der Stunden werden wenig, und hier ist einige Unhöflichkeit zu verzeihen.

Leben Sie wohl, theure, herrliche Seele!

Wir begleiten jetzt Fichte auf der Rückreise in sein Vaterland, die er, mit einigen Empfehlungsschreiben an den würtembergischen Hof und nach Weimar versehen, unter den besten Hoffnungen antrat. Einige Briefe nach Zürich, die wir hier mittheilen, enthalten einiges Nähere darüber.

Schaffhausen, den 6. April 1790, gegen Abend.

Theuerste Geliebte! Erst diesen Mittag bin ich hier angekommen. Wie ich mich nach Schaffhausen gesehnt habe, ist unaussprechlich; denn ich wußte, daß ich hier Briefe von Dir erhalten würde. Mein Wunsch, meine Hoffnung betrog mich nicht: aber Deine Sorge für meine Gesundheit ist zu gütig. Bestes, theures Kind, Dir zu Liebe, mit dem Andenken, mit dem Glauben an Dich will ich das Hausmittel gebrauchen, das Du mir nachgesendet hast. Schade, daß ich es nicht noch diesen Abend nehmen kann; aber mein Koffer, in den ich es hineingethan, muß eben jetzt auf die Post. In Stuttgart aber wird es gebraucht. Doch, guter Engel — ist es Dein Schutzgeist, der mich so gütig begleitet — ich bin in Absicht des Magens sehr gesund. Einen Katarrh zwar führe ich schon seit einigen Tagen; aber das hat nicht viel zu sagen.

Ich habe eine sehr ermüdende Reise gemacht. Mittwoch früh, den 31. März, war ich in Sax bei Escher, wo ich seinen herrlichen Bruder und seine treffliche Mutter kennen

lernte.*) Am Grünen Donnerstag habe ich mit Andacht und Andenken an Dich communicirt und nachmittags gepredigt, um nicht müßig zu sein, denn mein unruhiger Geist begleitet mich allenthalben hin. Den Freitag darauf machte ich mit Escher's Bruder eine kleine Fußreise nach einem österreichischen Städtchen, Namens Feldkirch. Sonnabends, den 3. April, verreiste ich von Sax durch das Rheinthal herauf und kam den ersten Feiertag nach Konstanz; den zweiten verreiste ich von da und bin heute hier.

Escher, der wirklich schlecht ist, aber — wohl ihm — Glauben und Muth noch nicht verloren hat, noch voller Plane und Aussichten auf die Zukunft ist, noch fleißig und gut arbeitet, hat sich anheischig gemacht, Dir die „Frühlingsfeier" (von Klopstock) in Musik gesetzt zu schicken. Er wird und muß Wort halten. Dafür bitte ich Dich, ihm, wenn er nach Zürich kommt, die „Confessions" von Rousseau zu leihen. Sieh, meine Theure, so disponire ich auch in der Entfernung noch über meine Freunde! Lache, aber nimm es nicht übel!

Gutes Kind, auch sogar in Briefen kann ich mich nicht mehr so, wie ich es möchte, mit Dir unterhalten. Die dritte Seite geht zu Ende, und ich habe noch viel zu schreiben, und bin herzlich müde. Doch denke ich in Stuttgart ein paar Stunden zu erobern, und diese sollen Dein sein, sowie alle meine andern freien Stunden, sowie mein ganzes Leben, sowie ich selbst Dein bin.

Papa soll nicht spotten. Die gute Titot, welche ich herzlich zu grüßen bitte, soll nicht vergessen werden. Ich habe einen Brief von Lavater an die Herzogin von Würtemberg.

Grüße Br. und Achelis und theile dem letztern so viel, als Dir gut scheint, aus meinem Briefe mit. Die Silhouette hat er genommen. Er soll auch die Deinige nehmen und sie mir schicken,

---

*) Sax, ein Pfarrdorf im obern Rheinthale, westlich vom Rheine, zwischen Gambs und Sennwald, jetzt zum Canton St.-Gallen gehörig, damals aber, bis zum Jahre 1798, im Besitze des Cantons Zürich. Escher, ein junger Mann von den schönsten dichterischen Anlagen, starb bald darauf am Gesichtskrebs, ein Uebel, dessen Gefahr seine Freunde früher erkannt hatten als er selbst. Dies erklärt mehrere der folgenden Aeußerungen Fichte's über ihn.

oder ich bin ihm böse. — *** hat mir Politesse erwiesen; aber seid gegen ihn auf der Hut; ich weiß nicht ganz, ob sein Charakter nicht zweideutig ist. *)

Lebe wohl, theurer Engel. Gott sei bei Dir! Mein Geist fliegt Dir zu, mein Herz schlägt für Dich. Ewig der Deine.

An Rahn.

Stuttgart, den 10. April 1790.

Bester, ehrwürdiger Freund! Ich bitte Sie nicht um Verzeihung, daß ich so geradezu mit Ihnen bin. Ohneracht der Entfernung, die Stand und Jahre zwischen Ihnen und mir machen, wissen Sie doch, daß ich Sie innig verehre und liebe, und Sie sind so gut und erlauben mir, dies Ihnen zu sagen.

Von Sax aus konnte ich Ihnen nicht schreiben; ich war keinen Posttag dort. Ich wollte Ihnen einen Entwurf zu einem Briefe an den Prinzen von Hessen schicken. — Wenn Sie es wollen — Sie verzeihen meine Freiheit und lächeln doch nicht über den Jüngling, der einem Meister einen Entwurf geben will? — hier ist er:

„Ew. Durchlaucht verzeihen es dem Alter, das sich so gern in verlebte glücklichere Tage zurückversetzt, wenn mein Andenken oft und am liebsten bei Ew. Durchlaucht verweilt, und wenn das, was ich sonst nur still zu empfinden wagte, jetzt durch einen Zufall in Worte ausströmt.

„Es hielt sich einige Zeit ein junger Mensch hier auf, dessen moralischer Charakter mir schon längst von keiner unvortheilhaften Seite bekannt war, und dessen Anlagen ich erst durch einen Aufsatz, den ich mir die Freiheit nehme, Ew. zu überreichen, und durch einen zweiten, der in den Händen des Herrn Grafen von Bernstorff ist, näher kennen lernte. — Bei einigen Anlagen

*) Eine Ahnung, die eingetroffen ist! Rahn hatte jenem Manne den größten Theil seines Vermögens anvertraut; er fallirte ein Jahr darauf, und dies unglückliche Ereigniß griff auch in das Schicksal der beiden Verlobten höchst schmerzlich ein, indem es der Grund wurde, daß ihre Verheirathung um mehrere Jahre aufgeschoben werden mußte.

wünscht er sich Gelegenheit, sie weiter auszubilden, welche ich ihm von Herzen wünschen möchte.

„Ew. kennen und schützen die Wissenschaften. — So wie ich den jungen Mann kenne, so wäre es mir wahrscheinlich, daß er sich Ew. mit seiner ganzen Seele widmen würde, wenn er so glücklich sein könnte, Ihnen anzugehören, und wenn er vielleicht das beneidenswerthe Los haben könnte, einige von wichtigern Geschäften freie Stunden durch Lectüre u. s. w. nicht unangenehm verkürzen zu helfen.

„Dies träfe mit den Wünschen dieses Jünglings überein, der als Lector bei einem edlen Großen zu leben längst begehrt hat; und ich sehe, wie beneidenswürdig sein Schicksal sein würde, wenn er in diesem Wunsche bei Ew. reussiren sollte" u. s. w.

Nicht ein Brief soll das sein, wie es sich versteht, sondern die Gedankenreihe eines Briefes, wie ich etwa ihn schreiben würde. Verzeihen Sie und lächeln Sie nicht zu sehr.

Ich höre überdies, bester Herr Wagmeister, daß Sie ein Spötter geworden sind. O, ich bitte, bitte, seien Sie das doch nicht!

Ich habe heute den Rheinfall gesehen. Alles wird in der Beschreibung leicht übertrieben. Dieses Wunder der Natur allein wird ewig unerreicht, unausgesagt, unbeschrieben, unbesungen und ungemalt bleiben.

Leben Sie wohl, erhalten Sie mir Ihre Liebe. Es gehört unter die Dinge, die mich ewig freuen werden, daß ich in Zürich so glücklich war, die Freundschaft des liebens- und verehrungswürdigsten Mannes zu erhalten. Doch hier Punktum, um nicht in den Ton der guten Titot zu verfallen. Ich bin für immer Ihr verbundenster rc.

* * *

Stuttgart, den 10. April 1790.

Theuerste Geliebte! Aus einem Wirbel von Zerstreuungen entronnen, am Abende vor meiner Abreise von hier schreibe ich Dir; sammelt sich meine Seele, und wo könnte sie sich sammeln und wo könnten alle Gefühle, alle Wünsche, alle Kräfte derselben sich vereinigen, als in Dir? Ich habe, Dank sei es Lavater,

anderthalb sehr angenehme Tage hier verlebt. Man hat mich in Stuttgart mit einer Distinction aufgenommen, die alle Erwartung übersteigt.

Der Madame Titot *) sage, daß ich die Herzogin nicht hätte sprechen können, indem sie während meiner Anwesenheit nicht nach Stuttgart gekommen ist, daß ich ihr aber geschrieben hätte — der Brief folgt als Beilage —; daß man sich, d. h. Leute, die die Herzogin kennen, von dem Briefe etwas verspricht, daß ich Hoffnung habe, selbst Antwort zu erhalten, daß ich ihr eine neue Fürsprecherin bei der Herzogin, welche sie oft sieht, eine gewisse Madame Ehrmann (von welcher weiter unten) verschafft habe. — Ich habe — und das sage der Titot nicht — den eigentlichen Zusammenhang der Sache erfahren. Die Herzogin war wirklich tief gerührt und hätte für sie das Unmögliche möglich gemacht; der Herzog aber ist darüber verdrießlich gewesen und hat ihr befohlen, sie mit ein paar Louisdor fortzuschicken: die Absicht ist also wirklich gewesen, sie mit jenen paar Goldstücken Lavater wieder über den Hals zu schicken. Hat er das gemerkt? Ist er darüber böse geworden? — Liebes Kind,

*) Es ist vielleicht hier am Orte, des merkwürdigen Schicksals dieser achtungswerthen Frau mit einigen Worten zu erwähnen, deren in den mitgetheilten Briefen mehrmals gedacht wird. Maria Christina von Titot, Tochter eines fürstlich hohenlohe'schen Oberbeamten, Witwe eines würtembergischen Oberstlieutenants, der seinem Fürsten 16 Jahre lang treu gedient, kam durch mancherlei Unglücksfälle unverschuldet endlich in die Lage, daß sie als Dienstmagd ihr Leben zu fristen genöthigt wurde. Die damalige Gattin des Herzogs von Würtemberg, Franziska, Gräfin von Hohenheim, gewöhnlich wol auch Herzogin genannt, war früher, noch als Frau von Leutrum, oft als Gast in ihrem Hause gewesen; jetzt war diese Fürstin, jene in kränklich hülflosem Alter Dienstmagd. So lernte durch Zufall Fichte in der Nähe von Zürich sie kennen und empfahl sie dem Rahn'schen Hause. Man suchte Lavater für sie zu interessiren, der durch seine Verbindungen mit dem würtembergischen Hofe ihr vorzüglich zu helfen im Stande war, und Fichte selbst wollte die Sache in Stuttgart betreiben. Das Resultat davon und das endliche Schicksal der Unglücklichen erwähnen die Briefe selbst. Unter dem Herzoge ist der Herzog Karl zu verstehen, jener berüchtigte Kleindespot Würtembergs, der Peiniger Schubart's, der Verfolger Schiller's, hier mit einem andern höchst charakteristischen Zuge als „Bibelsammler" und als „Menschenfeind" bezeichnet.

wir müssen ihm alles verzeihen, er hatte doch recht! Doch diese Nachricht ganz unter uns, sie ist von guten Händen, aber sie ist nicht communicable. — Der Herzog ist, trotz seiner Bibelsammlung, immer noch Menschenfeind. — Die Herzogin ist ganz für die Titot, aber sie kann nichts. Soviel sie kann, will ich an meinem geringen Orte von ihr herauspressen; denn durch die Ehrmann kann ich sie quälen, wie ich will. — Ganz Stuttgart weiß die Geschichte und nimmt warmen Antheil.

Tr. habe ich gesprochen; er ist Hofmann, Politikus, scheint nicht zu wissen, was Mangel ist; er hat mir nicht gefallen, und ich habe ihn nicht wiedergesehen. Dies braucht indeß die zutrauliche Seele Titot nicht zu wissen. Tr. läßt ihr sagen, sie solle nur nach Stuttgart kommen; ihre Freunde würden für sie sorgen; sie solle es aber erst schreiben. — Ich zwar würde darauf nichts geben; aber laß sie immer reisen; wenn sie erst da ist, müssen sie sich doch schämen.

Jetzt zur Ehrmann. Diese, an welche ich Briefe von Lavater hatte, ist eine geborene Zürcherin und schreibt ein Journal, „Amaliens Erholungsstunden", für Frauenzimmer. Sie hat eine Menge fürstlicher Personen zu Subscribenten, und ihr Journal findet in ganz Deutschland, nur in Zürich noch nicht, eine Menge Abnehmer. Sie hat mich sehr stark in ihr Interesse gezogen, und ohnedem mußte ich wünschen, ihr zu dienen, weil sie der Titot für mich dienen soll. Du thust mir einen Gefallen, wenn Du es unter Deinen Freundinnen bekannt machst und etwa Subscribentinnen sammelst. Der Umstand, daß die Verfasserin eine geborene Zürcherin ist, sollte wol den dortigen Patriotismus rege machen u. s. w. — — Du darfst es übrigens sicher empfehlen; ich habe es gelesen und zur Probe ist es bei Lavater zu bekommen.

Nun erst, nach Beobachtung der Pflichten der Dienstfertigkeit, zu uns! — Ich habe hier keinen Brief von Dir erhalten, und es war auch unmöglich. Solltest Du indeß mir geschrieben haben, so ist es sehr schlimm; denn da ich Deine Adresse nicht weiß, so kann ich keine Erkundigung darüber einziehen. — Also erst in Weimar, unter dem Couvert „An Herrn Lips". — Ich werde mich genug sehnen; aber leider geht die Schule der Geduld schon an.

Grüße Deinen lieben, herrlichen Vater. Die Fortdauer meiner Liebe darf ich Dir nicht versichern, und es ist mir sehr wohl in dem Gefühle, daß ich es nicht darf. Deine Briefe führe ich in meiner Brieftasche, und lese sie alle Abende vor dem Schlafengehen, wenn Schlafnacht ist, zur Erholung von den Beschwerden des Tages.

Gott sei bei Dir und erhalte Dein edles Herz Deinem Freunde.

* * *

An Lavater.

Leipzig, den 14. Mai 1790.

Nur das beständige Andenken an Ihre herzliche Güte macht mich so frei, Ihre Geschäfte durch einen Brief auf einige Augenblicke zu unterbrechen.

Ich bin nach einer höchst angenehmen und interessanten Reise von sechs Wochen hier angekommen. Herrn Herder in Weimar habe ich nicht sehen können, weil er krank war; ich habe aber den Brief, den Sie so gütig waren mir anzuvertrauen, ihm überliefern lassen. Herr Lips hat mir viel Güte erwiesen; auch das danke ich Ihnen; Herrn von Goethe aber habe ich nicht angetroffen, weil er, wie Ihnen ohne Zweifel bekannt ist, nach Italien der verwitweten Frau Herzogin entgegengereist ist.

Mein Hauptzweck, den ich mir vorgesetzt hatte, kann vor der Hand nicht erfüllt werden, wie auch freilich eigentlich nicht zu erwarten war, und ich finde wirklich hier nichts für mich zu thun als schriftstellerische Arbeiten. Herrn Weiße, der so gütig sein wird, mich hierbei zu leiten und zu empfehlen, spreche ich erst morgen, weil er auf dem Lande ist.

Ich habe es nie gern wagen wollen, Sie, theuerster Herr Pfarrer, um die Verwendung Ihres Wortes für mich zu ersuchen, weil ich mir nicht schmeicheln konnte, Ihnen von so einer Seite bekannt zu sein, daß Sie es sehr gern thun würden, und weil ich Sie viel zu sehr ehrte und, wenn ich es sagen darf, liebte, um Ihre Herzensgüte durch ungestüme Zudringlichkeit zu quälen. Jetzt ersuche ich Sie, wenn Sie bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft unter den Großen Deutschlands von etwas hören sollten,

das in mein Fach schlägt — Erziehung eines Großen, mit anständigen Bedingungen und Aussichten verknüpft, oder Führung eines jungen Herrn von Stande auf Akademien und Reisen — meiner gütigst zu gedenken. Die gute Titot, welche wieder sehr krank gewesen ist, wie ich höre, vielleicht es noch ist, leidet viel. Ich habe es gewagt, ein paar Zeilen an die Herzogin zu ihrem Vortheil zu schreiben. Ihr Lector versprach mir in ihrem Namen Antwort; ich gab Herrn Weiße als Adresse. Ich weiß noch nicht, ob vielleicht etwas angekommen ist. Wenn doch auch nur dieser Person könnte geholfen werden.

Sie selbst um ein Paar Zeilen Antwort zu bitten, wage ich nicht; aber es wird meinem Herzen sehr angenehm sein, wenn Sie mir durch Herrn Achelis wollen sagen lassen, daß Sie sich meiner noch gütig erinnern, und daß Ihnen die Freiheit, die ich mir genommen habe, nicht entgegen ist. Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken ꝛc.

* * *

Den 14. Mai 1790.

Theuerste, innigst geliebte Seele! Du wirst auf mich — zürnen; nein, das wird dein sanftes Herz nicht; aber es wird sich betrüben, es wird leiden, vielleicht bitter leiden, daß ich Dir nun seit Stuttgart seit vier Wochen und darüber nicht geschrieben habe. Soll ich mich jetzt entschuldigen? Nein; bei Dir hätte ich mich nicht zu entschuldigen, du gute, edle, sanftliebende Seele; aber bei meinem eigenen Herzen hätte ich es, daß ich Dir Leiden verursacht habe.

Während ich in Frankfurt oder vielmehr in Offenbach war, war kein Posttag, und ich ersah übrigens aus Deinem Briefe, daß Du den meinigen aus Stuttgart noch nicht erhalten hättest. Ich beschloß daher erst auf der nächsten Post zu schreiben. Jetzt kam ich aber aus aller Connexion mit den Posten und seit Tobler mit Menschen, mit denen ich mich hätte verständigen können, reiste meistens zu Fuß oder mit Miethkutschen, weit ab von der gewöhnlichen Straße, um den nächsten Weg zu wählen, und gab meinen Koffer unterdeß einem Fuhrmanne. Hier war ich aber durch die Abspannung der Fußreise so unfähig, etwas zu schreiben, daß auch mein Reisetagebuch unterblieb, welches

erst in Gotha nachgeholt werden konnte. Hier angekommen erwartete mich aber ein neuer Verdruß. Ich mußte hier, wo ich wieder Menschen finden sollte, anderthalb Tage im Gasthofe bleiben, um den langsamen Fuhrmann mit meinem Koffer zu erwarten, und überdies noch ihm doppelt so viel bezahlen, als recht war. Da stiegen Besorgnisse in mir auf; denn ich sah nun deutlich, was ich vorher nur mit der höchsten Wahrscheinlichkeit vermuthet hatte, daß meine Reise, statt 6 Carolin, wie ich berechnet, volle 11, den größten Theil meiner Baarschaft mir kosten würde. Was sollte ich Dir in dieser Lage über mein Befinden schreiben? Die Unwahrheit sagen? Die sage ich keinem Menschen. Die Wahrheit verschweigen? Dies kann ich 'wol gegen andere; aber durfte ich es gegen Dich, ohne die erste Pflicht der Liebe zu verletzen?

Es findet sich vor der Hand hier nichts für mich zu thun als Schriftstellerei. Ideen habe ich genug dazu, und morgen werde ich Weiße, der bisjetzt auf dem Lande war, darüber sprechen. Ich habe einen Plan zu einem Journale gemacht, um das lesende Publikum und besonders Dein Geschlecht vor schädlicher Lectüre, der Quelle so vielen Verderbens, zu warnen und ihm nützlichere Bücher in die Hände zu bringen. Wenn ich hierzu einen Verleger finde, so kann ich hoffen, aber erst nach einiger Zeit, Auskommen und vielleicht auch Ehre zu haben und dann ruhiger meinem Hauptzwecke entgegen zu arbeiten.

Du theure, liebe Seele, mit welcher Engelszärtlichkeit verlangst Du mein Porträt! Hätte ich doch, da ich dieses las, zu Dir fliegen können, um Dir danken, ganz meine Liebe Dir zeigen zu können. Ich las den Brief auf der Promenade, da ich zu ungeduldig war, erst von Bohn nach Hause zu gehen. Neben mir auf der Bank saß ein vierschrötiger Markthelfer, eine dicke Seele. Sogar diese dicke Seele schien meine Bewegung zu merken, als ich an diese Stelle kam; denn sie glotzte mich an. — Ja, Theuerste, ich brenne vor Begierde, daß mein Bild bald an dem seligen Platze sei, den du ihm bestimmst, — gleich Deinem Vater — an der Seite Klopstock's! Aber Du siehst, Theuerste, daß ich dies in meiner gegenwärtigen Lage nicht besorgen kann, daß ich warten muß.

Ueber die Rosenblätter, die von Deiner Hand gepflegten

Rosenblätter, lächle der Fühllose: **mir** sind sie heilig, und sie sind bei Deinem ersten Veilchen und bei dem Hyacinthenstrauße, den Du mir in der heiligen Stunde des Abschieds gabst, verwahrt. Ich zürne, daß sie vergänglich sind, sonst trüge ich sie auf meiner Brust.

Dein Hausmittel habe ich erst einmal und zwar in Leipzig gebraucht. Ich bedarf seiner nicht, denn ich habe die ganze Reise über und auch hier in Leipzig eine eiserne Gesundheit. Wenn es nur so bleibt, und wenn das viele Sitzen, das ich jetzt von neuem anfange, meine Gesundheit nicht wieder angreift! Ich habe auf der Reise mehr Farbe bekommen, bin aber entsetzlich schwarz geworden. Doch das ist kein Unglück, nicht wahr? Und die Stubenluft wird wieder bleichen, was die Sonne geschwärzt hat.

Aber wann erhalte ich denn Dein Porträt? O, ich bitte, bitte! Es wird das Labsal meiner Einsamkeit sein (denn ich bin ganz einsam und will es bleiben; ich will mir keinen Vertrauten wählen, den ich hier ohnedies nicht finden würde); es wird der Trost meiner trüben Stunden sein. Schon jetzt ist es Deine liebe Silhouette, die in Engel's „Wir werden uns wiedersehen" vorn eingepappt ist. Aber du hast recht: Silhouetten sind todte Bilder; sie sagen nichts, Auge fehlt, Ausdruck der Miene fehlt, Farbe fehlt, alle die holden Grazien fehlen, die auf Deinem Gesichte wohnen.

Für den herzlichen Antheil, den Du an meiner Familie nimmst, danke ich Dir sehr. Ich kann sie jetzt nicht sehen, bis sich meine Lage geändert hat; dann werde ich einen kleinen Abstecher zu ihnen machen.

— Zugleich mit dem Deinigen sende ich sechs Briefe nach Zürich; — — ich liebe überhaupt das Briefschreiben und würde an alle Welt schreiben, wenn es nicht soviel Porto kostete. Könnte ich wol einen Brief schreiben, den sogar Dein Vater gut findet, wenn ich nicht gar viel auch überflüssige Briefe geschrieben hätte?

Die arme Titot! Ich habe bei Lavater, dem ich heute auch schrieb, und für dessen Vorwort ich zugleich mich selbst empfahl, ihr Andenken aufgefrischt. Von der Herzogin habe ich noch nichts für sie erhalten. Deshalb werde ich nächstens an Madame Ehrmann schreiben: diese ist gar keine große, gelehrte Dame, sondern

ein gutes, ehrliches Weib, die auch in der Klemme gewesen ist: etwas weniges Prätension, aber keine Splitterrichterei! — Das züricher Frauenzimmer schildere ihr ja nicht mit Deinem Pinsel, sonst verliere ich meinen Credit bei ihr; denn ich dachte da eben an Dich, als ich es ihr schilderte. — Grüße die Titot. Grüße Deinen Bruder, der mir herzlich lieb ist. Hierbei fällt mir Dein Bruder, der Kaufmann, ein. Sobald ich selbst mich rühren kann, denn jetzt kann ich es nicht, soll Dein Wunsch in Absicht auf ihn erfüllt werden, es halte so schwer, als es wolle.

Lebe wohl, Gott segne Dich und sei bei Dir, sowie mein Geist stets bei Dir ist.

* * *

Den 8. Juni.

— — Wie magst Du leben, was machen, was denken, was lesen, was reden? Sieh, so frage ich mich oft; denn fast jede Minute, die ich meinem Geiste frei gebe, fliegt er zu Dir. In der Dämmerung lasse ich erst nach einer halben Stunde mir Licht geben, und in dieser halben Stunde träume ich mich hin zu Dir, setze mich an Deine Seite, schwatze mit Dir, frage, ob ich auch noch Dir lieb bin; frage freilich, aber nicht aus Zweifel! Ich weiß schon, daß Du Ja antworten wirst. Die Sonnabende aber ist mein Geist sicher allemal bei Dir. Ich kann mich von diesen Sonnabendsgesellschaften noch gar nicht entwöhnen; ich glaube oft noch in Zürich zu sein, nehme Sonnabends Hut und Stock und will zu Dir, besinne mich dann, ärgere mich über mein Schicksal und lache über mich!

Mein Leben ist sehr einförmig und im Grunde sehr unschmackhaft. Meinen Mangel an Freunden habe ich Dir schon geklagt. Ich habe nur einen alten Bekannten getroffen, mit dem ich umgehe, eine herzensgute Seele; weiter aber nicht viel. Seine herrschende Beschäftigungsart — Stunden geben im Schreiben und Rechnen — sein gänzlicher Mangel an schönen Wissenschaften, die mein ganzes Labsal sind, und an Geschmack, sein ebenso großer Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, an Witz und Lebhaftigkeit: denke, wie viel ihm mangelt, um ein Umgang für mich zu sein! Hätte ich doch meinen braven Achelis hier! — A propos! War denn Achelis noch in Zürich, als Du

meinen letzten Brief erhieltest? Ich habe mit eben der Gelegenheit ein Packet Briefe an ihn geschickt. Wenn er nicht da gewesen wäre, so weiß ich nicht, wer die Briefe erbrechen soll. Sie sind an D. B., Escher, den jungen Ott, Lavater u. s. w.

Ich habe vor ein paar Tagen meinen ersten Zögling als Studenten getroffen. Er scheint ein feiner Mann zu sein. Vielleicht finde ich an ihm einen Umgang, wie ich ihn wünsche, obgleich freilich einige Entfernung zwischen uns stattfindet und ich überhaupt keinen Studentenumgang haben mag.

Vorige Pfingstfeiertage war ich in Wurzen, einem Städtchen, 5 Stunden von hier, wo ein Freund von mir Diakon ist. Ich machte da eine interessante Bekanntschaft in einer dasigen angesehenen Familie. Man staunte mich an, wie den Mann aus dem Monde, wegen meiner kleinen Excursionen, und meinen Mund durfte ich kaum schließen, so viel fragte man, so viel wollte man von mir wissen. Ich kann aber freilich nur selten hinreisen.

In hiesige Familien Zutritt zu haben, ist einem Gelehrten fast unmöglich. Ich wünschte es, nicht des Vergnügens wegen, das ich da hoffen könnte — der ganze Ton hier ist unbegreiflich fade, — sondern um das theure Leipzig nur auch einmal in seinem Innern kennen zu lernen.

Es ist hier ein Gelehrter, der die Declamation nach einem hartnäckigen Studio von 20 Jahren in die Form einer Wissenschaft gebracht und fast unwandelbar auf die Natur der Sache gegründet und leicht faßliche Regeln für sie erfunden hat, auch besondere Noten für ein zu declamirendes Stück gibt, sie selbst mit der höchsten Vollkommenheit ausübt und die trefflichsten Schauspieler gezogen hat. Bei diesem — sage das Deinem Vater — werde ich jetzt privatissima nehmen und habe nichts Geringeres im Sinne, als nach ihm der erste in dieser Kunst zu werden. Ich predige nicht mehr, bis ich ansehnliche Fortschritte darin werde gemacht haben. Mein ganzer Geist ist darauf gerichtet. Und dann — muß mein Ruf gemacht sein, oder es wäre kein Recht mehr in der Welt. Mein Sinn steht auf Weimar gerichtet, wo der Hof für dergleichen Dinge sehr viel Sinn hat. Jener Declamator, M. Schocher heißt er, hat aus Mangel an Unternehmungsgeist und aus Planlosigkeit nie den Gebrauch davon gemacht, den ich davon machen werde; sonst säße er nicht

in der Dunkelheit und unbekannt in Leipzig. Uebrigens ist er kein Prediger.

Auf Dein offenbacher Project bin ich sehr neugierig. Ich fürchte nur den Mangel an Kanälen; denn fast errathe ich's. Wenn Du nicht etwa welche hast, ich kenne keine! — Wie die Reformirten denken, weiß ich nicht genug; besonders in Gegenden, wie in der Nähe von Frankfurt der Fall ist, wo sie von den Lutheranern kein zu erbauliches Beispiel erhalten; wie die Lutheraner denken, weiß ich leider! Aber dies ist mein geringster Kummer. Verketzert werde ich immer werden, wäre es auch nur wegen meiner ketzerischen Nase; das ist nun einmal gewiß: und ein Procentchen auf und ab, thut immer nicht viel. Wie ich denke, weiß ich wohl; ich bin weder Lutheraner noch Reformirter, sondern Christ; und wenn ich zu wählen habe, so ist mir, da doch einmal eine Christengemeine nirgends existirt, diejenige Gemeine die liebste, wo man am freisten denkt und am tolerantesten lebt, und das ist die lutherische nicht, wie mir's scheint. Der Fürst aber ist zu fürchten; er soll etwas bornirt sein, sagt man. Doch wieviel schwatze ich über eine Sache, die ich noch nicht weiß! Uebrigens ist es sehr leicht, T—s Nachfolger zu sein. Er predigt — dies ganz unter uns — sehr kalt, weil er im Herzen nichts glaubt.

Ich selbst habe ziemlich weit aussehende Projecte, denen ich ganz in der Stille entgegen arbeite. Auf mein Vaterland thue ich gänzlich Verzicht. — Gewiß herrscht unter den gegenwärtigen jüngern Geistlichen desselben, die sich alle durch schöne Wissenschaften (mehr als die zürcherischen) bilden, ein Grad der Aufklärung und der vernünftigen Religionskenntniß, wie ihn in dieser Ausdehnung gegenwärtig kein Land in Europa besitzt. Diese werden aber durch eine mehr als spanische Inquisition eingezwängt, unter die sie sich, theils weil es ihnen durchgängig an Kraft fehlt, theils weil man ihrer wegen der Menge von Geistlichen in unserm Lande entbehren kann, sie aber nicht das Amt, schmiegen und heucheln müssen. Daraus entsteht denn eine knechtische, lichtscheue, heuchlerische Denkungsart! Freilich steht bei dieser Lage eine Revolution bevor: aber wann? und wie? Kurz ich will in Sachsen kein Geistlicher sein!

Meine Schriftstellerei! — o gute Seele, auch diese Quelle

der Volksbelehrung ist sehr verunreinigt. Ich hatte ein Project, das mir gut und nützlich schien: eine Monatsschrift zu schreiben, in der ich vor geschmacklosen, zeit- und seelverderbenden Lesereien warnen, nützlichere empfehlen, den Geschmack des Publikums zu berichtigen suchen wollte. Ich habe mit sehr gutdenkenden Leuten, z. B. Weiße und Palmer, darüber gesprochen; alle gestehen mir, daß das ein guter, nützlicher Gedanke, daß es ein Bedürfniß unsers Zeitalters sei, aber ebenso sagen mir alle, daß ich dazu keinen Verleger finden werde. Ich habe, aus Verdruß darüber, meinen Plan *) gar keinem Buchhändler mitgetheilt und werde nun — nicht auch verderbende Schriften schreiben, das werde ich nie — sondern etwas, das weder gut noch böse ist, zubereiten müssen, um mir etwas zu verdienen. Ich arbeite an einem Trauerspiele — ein Fach, das unter allen möglichen Fächern am wenigsten das meinige ist, und wo ich sicher nichts Kluges mache — und an Novellen (kleinen romantischen Erzählungen) — eine Leserei, die zu nichts gut ist, als die Zeit zu tödten, aber das würden die Buchhändler nehmen und bezahlen, sagt man. Glaubst Du wol, daß es möglich wäre, hier eine Predigt, und wenn man noch Geld zugäbe, gedruckt zu bekommen? Doch ich merke, daß ich in üble Laune komme; und mit der möchte ich Dich doch nicht gern anstecken; ich breche also ab und rede von etwas, das bessere Laune gibt, von Dir.

Weißt Du wol, was Du mir noch alles, selbst in dieser Entfernung, bist? Wenn ich Verdruß habe, daß ich so viele meiner Gedanken, keinen einzigen fast in ein Menschenherz ausschütten kann, so denke ich Dich zu mir und sage ihn Dir. Ich denke, was Du mir antworten würdest, und ich glaube, ich treffe es sehr richtig. Wenn ich einsam spazieren gehe, so gehst Du an meiner Seite. Wenn ich finde, daß die hiesigen Spaziergänge durch die lange Gewohnheit und durch die fade Einförmigkeit, die in ihnen herrscht, ihre Reize gänzlich für mich verloren haben, so zeige ich sie Dir; erzähle Dir, was ich hier einst gedacht, hier gelesen, hier empfunden habe, zeige Dir diesen Baum, unter dem

*) Er ist, da er nach Geist und Gesinnung uns charakteristisch scheint, in der zweiten Beilage (Bd. II) mitgetheilt worden.

ich einst gelegen und das gedacht, jene Bank, auf der ich einst mit einem Freunde das gesprochen, und der todte Spaziergang erhält Leben. Da ist ein Garten in Leipzig, den keiner meiner Bekannten gut leiden kann, weil er sehr unbesucht und durch eine dicke Allee ganz verfinstert ist. Dieser Garten ist fast der einzige, der mir noch lieb ist, weil es der erste ist, den ich mit erst aufkeimenden Empfindungen beim Uebergange vom Knaben zum Jünglinge, in der Blütenzeit kennen lernte; wo ich zuerst so mancherlei empfand. Hier führe ich Dich oft spazieren und erzähle Dir die Geschichte meines Herzens.

Leb wohl, theure Geliebte, und bleib in meiner Einsamkeit mein Schutzgeist. Ich bin ewig und unverändert Dein

F.

Viel Grüße an Deinen theuern Vater verstehen sich.

* * *

Den 1. August.

Zuerst Deine Verzeihung, zärtlich Geliebte meines Herzens, daß ich Dir nicht gleich auf Deinen Brief, den ich vor einigen Wochen durch die Post erhielt, antwortete. Daß ich Deiner vergessen oder Dich vernachlässigt habe, o, Du fühlst es selbst zu tief in Deiner eigenen schönen Seele, daß das nicht sein kann. Aber ich hatte so mancherlei, so unaufhörliche und ineinander eingreifende Beschäftigungen und Sorgen, verreiste überdies bald nach Erhaltung Deines Briefes und war fast zwei Wochen abwesend. Deinen letztern durch den Fuhrmann erhielt ich erst den 31. Juli.

Dein Kummer um meinetwillen, so sehr er mir Deine Zärtlichkeit von einer Seite versichert, ist mir dennoch sehr bitter. Ich bitte Dich, Kind, so lieb Dir meine Ruhe ist, sorge, gräme Dich nicht um meinetwillen! Ich werde mir helfen; ich könnte mir längst geholfen haben, wenn ich gewisse Projecte wollte fahren lassen, wenn ich mir hier und da vergeben, wenn ich mich gewissermaßen — nicht moralisch, versteht sich — degradiren wollte. Ich für meine Person ginge lieber zu Grunde, ehe ich meine Plane fahren ließe; aber für Dich werde ich mich, wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, erhalten; und sollte ich

auch wieder die zärtlichen Zweige eines sächsischen Edelmanns beschnitzeln.

Aber dafür bitte ich auch Dich — erhalte mir Deine Gesundheit! Daß Du der Liebe das Unrecht zufügen würdest, mir Deine Unpäßlichkeit zu verschweigen, das wolle die Liebe nicht! Ich würde es also wissen, und wie würde mich das kränken! Ich für meine Person versichere Dich, daß ich mir helfen will, oder ich müßte keine Kraft mehr haben; und Euch wird auch geholfen werden; Euer Verlust kränkt mich bitterer, als je einer mich gekränkt hat. — Ueber das offenbacher Project habe ich schon geschrieben. Bösartig kann ich den Fürsten wol nicht genannt haben; aber bornirt, und also nimmt er gewiß keinen Lutheraner; denn ein bornirter Reformirter muß ebenso intolerant sein als ein bornirter Lutheraner. Ueberdies ist zu befürchten, daß das Beispiel der Intoleranz, welches die Lutheraner in diesen Gegenden geben, auch die Reformirten überhaupt anstecke. Ich habe sogar während meiner Durchreise manches davon bemerkt. Madame Tobler z. B. konnte sich nicht genug verwundern, daß ich als Lutheraner in Zürich gepredigt habe; und ihr Mann sagte es ihr mit einigem Nachdruck, vermuthlich, um ihr ein Beispiel der Toleranz aufzustellen, von welchem er wissen mußte, wie sehr sie desselben bedürfe. Ich für meine Person bin mit Leib und Seel für die reformirte Partei, weil sie unter den drei im römischen Reiche tolerirten in ihrer gegenwärtigen Gestalt der wahren christlichen Religion am nächsten kommt. Aber was thut hier meine Ueberzeugung?

Mein Plan zu einem Journale ist, solange ich in Leipzig lebe, in Zürich nicht ausführbar. Ich muß in dem Lande leben, für welches ich schreibe; muß wissen, was das Publikum in demselben liest; wie es davon afficirt wird; wie sein Geschmack überhaupt ist, und wie er sich von Zeit zu Zeit modificirt. Das kann nur in Sachsen der Fall für mich sein, wo ich allerorten Bekannte habe, reisen, in Gesellschaften aller Art kommen, unbemerkt den Volksgeschmack beobachten, überdies in alle Winkel correspondiren kann. Dies könnte in Zürich kaum von dem geschehen, der immer da gelebt hat, weil man da verschlossener ist.

Sachsen hat freilich für den geistlichen Stand seine Unbequemlichkeiten; aber das Licht ringt jetzt mächtig mit der Finster=

niß, und ich sehe die Morgenröthe besserer Tage. Ich muß gestehen, daß es ein Unternehmen ist, das mich seiner Schwierigkeiten halber reizt, mich durch alle die Verschanzungen durchzuschlagen und mir doch eine Laufbahn zu machen. Ich habe unsern Präsidenten — das ist ein großer, großer Mann, souveräner Generalaufseher der Gelehrsamkeit und Religion durch ganz Sachsen — neulich gesprochen. Es ist ein Mann, der für Gelehrsamkeit und Talent wirklich Gefühl hat; dabei ehrlich und nach seiner Art gerecht, aber in der Theologie .....! Ich habe mit Fleiß in einer theologischen Abhandlung, die ich ihm mittheilte, mich ihm ganz gezeigt, wie ich bin. Er nahm mich, auf dieselbe hin, mit Distinction auf, ließ mir alle Gerechtigkeit widerfahren und suchte mich durch gute Aussichten für das Katheder zu bestimmen; für die Kanzel schien er mich zu fürchten.

Geschieht dies aber nicht, wie ich fast rechnen kann, so wird doch zu Michaelis sich eine Stelle für mich finden, außer Landes zu gehen. Ich nehme alles, es sei nach Rußland oder nach Spanien, und erwarte dann mein ferneres Glück vom Schicksal und von meinem Unternehmungsgeiste. Die Männer alle, die Verschreibungen von der Art bekommen, habe ich auf meiner Seite.

Uebrigens ist es unbegreiflich, wie viele Projecte mir seit meiner Abreise aus Z. entweder ganz verunglückt oder ins Stocken gekommen sind. Bernstorff muß Brief und Aufsatz richtig erhalten haben; ich habe es Herrn Bohn von Hamburg in seine eigenen Hände gegeben, und er versprach mir es sogleich zu besorgen. Noch hat er nicht geantwortet. Eine Dame in Weimar hatte ein Project gemacht, mich an einen gewissen sehr guten Hof zu bringen. Es mag gefehlt haben, sie schweigt seit ein paar Monaten. Von andern Aussichten, die ich so gut als gewiß hatte, zu schweigen! Für Schriftstellerei hat auch wenig oder nichts gethan werden können, weil ich, unter beständigen Unternehmungen und Entwürfen herumgeworfen, wenig ruhige Tage gehabt habe. Michaelis ist nahe, und in dieser Messe werden von mir schwerlich Geschäfte gemacht werden. Kurz, entweder die Vorsehung behält mir etwas anderes auf, um dessen willen sie mir bisjetzt nichts hat geben wollen, wie sie es wol sonst auch gethan hat; oder sie will meine Kraft durch Verlegenheiten noch mehr stärken und üben. Ich habe fast alles verloren, als den Muth.

Du! Engelsseele, hilf Du mir ihn aufrecht erhalten — und Du thust es! Welcher Kummer kann mich wol kränken, welche Verlegenheit muthlos machen, solange ich mit fester Ueberzeugung weiß: die beste, edelste Seele nimmt Antheil an mir, sie betrachtet mein Schicksal mit dem ihrigen als genau verbunden; sie ist nur ein Herz mit mir? Die Vorsehung erhalte mir Dein Herz, und mir mangelt nichts. Das meinige ist ewig Dein.

Liebe Seele! ich bitte Dich, betrübe Dich doch nicht so, wenn Du zuweilen einige Zeit ohne Briefe von mir bist. Glaube, daß ich deswegen doch auch in der Abwesenheit nur durch Dich lebe, daß jede geschäfteleere Stunde ich bei Dir zubringe. Jetzt z. B., da die Tage schon kürzer werden und es eine Abenddämmerung gibt, lasse ich mir allezeit etwas spät Licht geben, um die Zeit der ersten Dämmerung nur dem Andenken an Dich zu widmen. Aber nicht zu schreiben, — dazu treten bisweilen unwiderstehliche Ursachen ein. Es gibt Lagen, in denen ich Dir nicht schreiben kann. — Deine ersten Briefe, die ich mit dem Fuhrmann bekam: o, einige Stellen derselben haben mich tief, tief geschmerzt! Aber Du hattest sie schon vorher widerrufen. Ich werde, da Du doch einmal über ungewöhnlich langes Stillschweigen Dich kränkst, Dir diesen Schmerz so viel als möglich oder ganz zu ersparen suchen.

Vom Namenstage Deines Papas wußte ich nichts. In unserm Kalender heißt er anders. Durch Zufall habe ich ihn in einem Städtchen, zwei Meilen von Dresden, in Gesellschaft eines mir sehr werthen Freundes sehr vergnügt zugebracht. — Gratulire Deinem Papa in meinem Namen und versichere ihn der Fortdauer meiner unbegrenztesten Hochachtung und der wärmsten Wünsche für sein Wohlsein.

Vor einigen Wochen reiste der Baron von Wallendorf hier durch, der auch einmal in Euerm Hause in der Sonnabendsgesellschaft gewesen ist. Ich habe mehrere Tage ziemlich in seiner Gesellschaft zugebracht, und wir haben uns gemeinschaftlich nach Zürich versetzt.

Achelis hat mir eine große Freude durch Deine sehr edel getroffene Silhouette gemacht. Sie ist über meinem Pulte, weil ich an dem mein Leben verlebe, und sie mir also immer vor Augen ist. Ihm wird kein Unglück begegnen. Der Himmel muß

einen so guten Menschen schützen. Ich liebe keinen meiner ältesten Jugendfreunde mehr als ihn. Ich kann mir's nicht versagen, ein paar Zeilchen an ihn beizulegen. — Ich danke für die überschickten Vergißmeinnicht und Rosenknöspchen. Es ist süß, etwas zu haben, das durch Deine Hände gegangen ist. Warum kann ich Dir doch auch nicht durch den Fuhrmann schreiben, theils um Dir auch etwas dergleichen schicken zu können, theils um Dir längere Briefe zu schreiben? Melde mir doch, wer es ist und wo er zu treffen ist? Ich sehe ihn nie, weil die Briefe durch Palmer gehen. — Wenn Du nichts dagegen hast, ich habe nichts dagegen, daß Du mir Deine Briefe geradezu adressirst. Geöffnet werden sie nicht. Wer sollte sich das unterstehen? — Doch weiß ich von Michaelis an den Ort meines Aufenthalts noch nicht sicher.

Madame Titot, soviel Theil ich auch an ihr nehme, kann ich aus eben dem Grunde jetzt nicht antworten. Grüße sie herzlich. — Lavater scheint mich ganz vergessen zu haben. Es sei.

Grüße alle, die sich meiner gütig erinnern. Schreiben kann ich niemand. Escher's Faulheit lasse ich auch grüßen und sie bitten, sich wenigstens einem weit entfernten Freunde zu Gefallen nur ein klein wenig in Unkosten zu setzen. Ich bin ewig

der Deinige.

N. S. Chorherr Tobler schreibt mir sehr freundschaftlich, aber nichts von Wichtigkeit. Seine Reisebemerkungen freuen mich in mehr als einer Rücksicht. — Mit Orelli bin ich schlimm daran. Er erwartet etwas von mir, das nicht zu leisten ist. Ich schreibe wie gesagt, ihm das rund, weil ich muß.

* * *

Den 12. August.

Nachschrift. Es zeigt sich mir eine, aber noch etwas entfernte Gelegenheit, nach Wien zu gehen. Dort würde ich Schriftstellerei treiben, und von da wäre mir Zürich näher, und wenn ich einmal im Reisen wäre, könnte ich wol auch dorthin kommen; aber wie gesagt, die Sache ist noch sehr ungewiß.

Von Graf Bernstorff habe ich ganz das erwartet.

Diese Woche scheint eine Zeit der Entscheidung für mich zu sein. Alle meine Projecte bis auf die letzten sind verschwunden.

Sachsen z. B. ist mir jetzt gar nichts mehr, sowie ich auch ihm nichts mehr bin.

Deinen Papa grüße herzlich in meinem Namen und sage ihm, daß ich meinem Declamationsprofessor für das Praktische eben nicht viel ablernte, daß er aber eine neue sehr scharfsinnige Theorie hätte; daß ich mich jetzt über Hals und Kopf in die Kant'sche Philosophie würfe und sichtbar spürte, daß Kopf und Herz dabei gewännen. Ich gebe jetzt einem Studenten Unterricht in dieser Philosophie, die man unter andern auch in Zürich für ganz unverständlich hält.

Noch einmal kann ich in meinem jetzigen Logis einen Brief von Dir erhalten; im Fall ich es dann verändern sollte, würde ich in meinem nächsten meine Adresse geben. Es könnte leicht kommen, daß weder mein Wirth noch Professor Palmer meine Adresse wüßten, weil ich verreist sein könnte.

Leb wohl und glaube, daß ich, du liebe, theure Seele, mit unaufhörlicher, durch so viele Proben Deiner Zärtlichkeit immer wachsender Liebe bin ganz der Deine.

* * *

Den 5. Sept. 1790.

An einem so angenehmen Sonntagsmorgen, als ein Herbstmorgen nur immer sein kann, setze ich mich hin, um meine Woche mit dem angenehmsten Geschäfte anzufangen, mit welchem ich sie anfangen kann; mit dem, an Dich zu schreiben. — Ich habe in der vorigen Deinen zärtlichen und liebevollen Brief erhalten. O! wie leid thut es mir, daß ich Dich so oft durch Verziehung meiner Antworten habe betrüben müssen. Jetzt will ich es nicht thun. Aber habe ich es wol je thun wollen? Nein; das glaubst Du von mir gewiß nicht; aber ich habe es nicht ändern können.

Wie soll ich Dir die Zärtlichkeit belohnen, die sich in Deinem wiederholten liebevollen Bitten zeigt, nach Zürich zu kommen; in der Art zeigt, wie Du alle Schwierigkeiten zu heben denkst! Wird mein ganzes Leben hinreichen, mit allem, was ich vermag, der Anhänglichkeit einer so schönen Seele würdig zu werden? Es ist Dir geweiht, Du weißt es; und hiermit weihe ich Dir auch alle meine Projecte und meinen unruhigen Ausbreitungstrieb, und will mein ganzes Leben darauf einschränken, mich von

Dir glücklich machen zu lassen, und Dich glücklich zu machen, wenn ich's kann. Ich gebe mich Dir in allem hin, leite Du meine Schicksale, und ich weiß, sie sind wohl geleitet. Nur eine einzige Erinnerung erlaube mir jetzt. Ich bin Deiner noch nicht würdig, und wenn auch Du mich dafür hieltest, so werden doch Deine Freunde, Deine Landsleute einen Menschen, der weder Amt noch Ruf hat, noch sich auf irgendeine Art bekannt gemacht hat, Deiner nicht würdig finden. Es wäre auffallend, wenn ich gleich jetzt in Zürich wieder erschiene, ohne seit der Zeit das Geringste gethan zu haben. Wie soll ich mich nennen? Laß mich also nur wenigstens erst meinen Anspruch auf den Namen eines Gelehrten rechtfertigen. Ich habe vor einiger Zeit eine Arbeit angefangen, die in die eigentliche Gelehrsamkeit, in die höhere Philosophie einschlägt. Wenn Gott mir Gesundheit erhält und mir nur dürftiges Auskommen beschert, so hoffe ich, daß sie künftige Neujahrsmesse die Presse verlassen wird. Ich werde sie unter meinem Namen herausgeben. Daß sie den dortigen Gelehrten bekannt würde, dafür werde ich schon sorgen. Dann erst könnte ich doch nicht ganz mit Unehre erscheinen, wenn ich einige Hoffnung gegeben hätte, daß ich nicht willens wäre, mein Dasein ganz unnütz für die Welt zu verleben. In diesem Falle hoffte ich nach Ostern künftigen Jahres die Reise anzutreten. Sollte ich dennoch, wie ich sehr befürchte, wieder eine Hofmeisterstelle annehmen müssen, so laß Dich dadurch ja nicht auf den Gedanken bringen, daß ich darum von diesem Plane abginge. Ich würde keine andere als im Lande und in der Nähe von Leipzig annehmen, meine Arbeit dennoch fortsetzen; sie nicht aus Neigung, sondern aus Noth annehmen und künftige Ostern gewiß wieder aufgeben. Weiße will mich nach Livland oder Kurland schicken; aber das wird in keinem Falle geschehen. Die Unannehmlichkeiten des Hofmeisterlebens kenne ich zu gut, als daß ich mich von ihnen sollte schrecken lassen. Sie sind groß; aber doch sind sie zu ertragen.

Ueberhaupt habe ich vor meinem projectvollen Geiste Ruhe gefunden, und ich danke der Vorsehung, die mich kurz vorher, ehe ich die Vereitelung aller meiner Hoffnungen erfahren sollte, in eine Lage versetzte, sie ruhig und mit Freudigkeit zu ertragen. Ich hatte mich nämlich durch eine Veranlassung, die ein bloßes Ungefähr schien, ganz dem Studium der Kant'schen Philosophie hin-

gegeben; einer Philosophie, welche die Einbildungskraft, die bei mir immer sehr mächtig war, zähmt, dem Verstande das Uebergewicht und dem ganzen Geiste eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge gibt. Ich habe eine edlere Moral angenommen und, anstatt mich mit Dingen außer mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftigt. Dies hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden; ich habe bei einer schwankenden äußern Lage meine seligsten Tage verlebt. — Ich werde dieser Philosophie wenigstens einige Jahre meines Lebens widmen, und alles, was ich, wenigstens in mehreren Jahren von jetzt an, schreiben werde, wird über sie sein. Sie ist über alle Vorstellung schwer und bedarf es wohl, leichter gemacht zu werden. Sollte ich in Zürich selbst, wo kein einziger ist, der sie versteht (dies unter uns! denn wenn sie es gleich selbst öffentlich sagen, so könnte es ihnen vielleicht doch unangenehm sein, wenn es einer nachsagt, der sie zu verstehen glaubt), etwas beitragen können, sie bekannter zu machen, so würde es mir doppelte Freude sein. Die Grundsätze derselben sind freilich kopfbrechende Speculationen, die keinen unmittelbaren Einfluß aufs menschliche Leben haben; aber ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in seine Quellen verdorben ist; und diese Folgen der Welt in einem anschaulichen Lichte darzustellen, wäre, glaube ich, Verdienst um sie. — Sage Deinem theuern Vater, den ich liebe wie meinen: wir hätten uns bei unsern Untersuchungen über die Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen, so *richtig* wir *auch geschlossen hätten*, doch geirrt, weil wir aus einem *falschen Principe disputirt hätten*. Ich sei jetzt gänzlich überzeugt, daß der menschliche Wille frei sei und daß *Glückseligkeit* nicht der Zweck unsers Daseins sei, sondern nur *Glückwürdigkeit*. — Auch Dich bitte ich um Verzeihung, daß ich Dich oft durch dergleichen Behauptungen irre geführt habe. Achelis hatte doch Recht, freilich ohne es zu wissen, warum? Glaube nur hinfort an Dein Gefühl, wenn Du auch die Vernünftler dagegen nicht widerlegen könntest; sie sollen auch widerlegt werden und sind es schon; freilich verstehen sie die Widerlegung noch nicht! — Wie traurig die Grundsätze sind, die ich ehedem hatte, sehe ich unter anderm an dem Beispiele eines mir sehr lieben Freundes, der sie vorlängst von mir annahm, ohne sie ganz fas-

sen zu können, und der durch sie auf andere geführt wurde, die die meinigen nicht waren und die auch nicht nothwendig daraus folgen. Er ist jetzt nicht glücklich und findet keinen Trost in sich, weil er ein Ungläubiger ist. Er wünschte bessere Grundsätze und kann sie nicht fassen, und mich kränkt's, daß ich ihm die Hülfe, die er von mir in dieser Rücksicht erwartet, nicht leisten kann, da er in Dresden ist und ich in Leipzig. Was schriftlich möglich ist, thue ich freilich, aber das ist für ihn zu wenig. Die etwaige Anlage, die ich zur Beredsamkeit habe, werde ich aber neben diesem Studium nicht vernachlässigen; ja dies Studium selbst muß dazu beitragen, sie zu veredeln, weil es derselben einen weit erhabenern Stoff liefert, als Grundsätze, die sich um unser eigenes kleines Ich herumdrehen. Nach meinem Plane werde ich nach meiner jetzigen Schrift und nach einer, die darauf folgen wird, welche freilich nur für gelehrte Denker bestimmt sind, nichts thun, als eben diese Grundsätze populär und durch Beredsamkeit auf das menschliche Herz wirksam zu machen suchen. Diese Beschäftigung steht mit der Bestimmung eines Predigers in einer sehr nahen Beziehung; bin ich also noch zu derselben bestimmt, so würde sie zur Vorbereitung und Legitimation für diesen Beruf dienen. Bin ich aber nicht für denselben bestimmt, so habe ich wenigstens die Beruhigung, das gethan zu haben, was von mir abhängt: mich zu demselben tüchtig zu machen. Das Weitere ist nicht *meine* Sorge. Von meinem Lehrer in der Declamation lerne ich in Absicht der Ausübung derselben nichts, was ich nicht schon vorher wußte; allenfalls zur Beurtheilung der Declamation anderer lerne ich mehr. Gepredigt habe ich seit meiner Abreise aus der Schweiz nicht und werde auch, wenigstens in Leipzig, schwerlich predigen; es wäre nach meinen jetzigen Planen verlorene Zeit, denn auch ein Tag ist mir kostbar.

Um Dich wegen Deiner sehr gütigen Sorge für meine Gesundheit zu beruhigen, so schreibe ich Dir meinen Lebenswandel, wie ich ihn seit ungefähr fünf Wochen führe; denn vorher war ich zu unstet, um eine feste Ordnung zu befolgen. Um 5 Uhr stehe ich auf, was mir anfangs, weil ich zeitlebens spät aufgestanden bin, sehr schwer ward; desto dringender suchte ich es von mir zu erzwingen, weil ich dadurch zugleich mich zur Selbstüberwindung zwingen wollte. Von da bis 11 Uhr (die halbe Stunde ausge-

nommen, die ich zum Ankleiden brauche) studire ich. Von 11 bis 12 Uhr gebe ich einem jungen Menschen eine griechische Stunde. Ich suchte sie mit Fleiß, um durch das ewige Denken für mich nicht die Gabe, andern etwas vorzutragen, zu vernachlässigen und nach der Arbeit des Kopfs auch der Lunge etwas zu thun zu geben. Von 12 bis 1 zu Tische, in einer erträglich artigen und unterhaltenden Gesellschaft. Von 1 bis 2 in einem der Stadt nahen Garten spazieren gegangen und meistens dabei nicht viel Ernsthaftes gedacht. Von 2 bis 3 etwas Leichtes gelesen oder Briefe geschrieben, wenn solche zu schreiben sind. Von 3 bis 4 gebe ich einem Studenten Privatunterricht über die Kant'sche Philosophie (dies war die Gelegenheit, die mich zum Studium derselben veranlaßte). Dies ist nun freilich von einer Seite eine kopfangreifende, von der andern aber eine Arbeit, die zum Deutlichmachen, also für die Einbildungskraft gehört und also zur Herstellung des Gleichgewichts unter den Seelenkräften beiträgt. Von 4 bis 6 Uhr wird bei jeder Witterung nicht spazieren gegangen, sondern gelaufen und der Einbildungskraft völlig freier Lauf gelassen: durch Felder, durch Wälder gestürmt — besonders wenn es sehr regnet oder windig ist. Von 6 Uhr bis zur Dämmerung wird wieder ein wenig studirt. Die Anwendung der ersten Dämmerung kennst Du schon. Sobald Licht kommt, wird ernsthaft fortstudirt, aber nicht länger als bis 10 Uhr. Urtheile selbst, ob eine solche Ordnung sehr gesundheitzerstörend ist. Auch befinde ich mich wirklich, was ich theils dem frühen Aufstehen, theils der ernsthaften Kopfarbeit zuschreibe, so wohl, daß ich vor Gesundheit jauchzen möchte, den ganzen Tag völlig bei guter Laune bin und an meinem ganzen Tage keine verdrießliche Minute kenne. Hierzu kommt aber noch eine Uebung, die die Gesundheit des Leibes und der Seele in gleichem Grade befördert. Ich suche nämlich völlig Herr über mich selbst zu werden und lege mir in dieser Absicht jetzt etwas auf, was ich nicht gern thue, versage mir jetzt etwas, was ich gern gehabt hätte, blos darum, weil ich es gern gehabt hätte, kündige jeder aufkeimenden Leidenschaft, sowie sie sich blicken läßt, den Krieg an, und so werde ich dann dieser Störer unserer Ruhe und unserer Gesundheit immermehr entledigt.

Zu meinem Umgange habe ich nur einen Freund, bei welchem

ich nicht viel gewinne. Ich suche dagegen ihn gewinnen zu lassen, und auch das gibt mir eine angenehme Beschäftigung.

Wie erriethest Du, daß Sachsen Unruhen bevorstehen? Wirklich hat seit einigen Wochen das Feuer des Aufruhrs im stillen gelodert und vorige Woche ist es in helle Flammen ausgeschlagen. In ganz Sachsen war vielleicht kein Ort ruhiger als Leipzig. Die Bauern wütheten gegen ihre Herrschaften. Und — siehe den Nationalcharakter! — einige Regimenter sind marschirt; einige billiger denkende Herrschaften haben etwas nachgegeben, und heute, da ich dieses schreibe, ist, nach allen Nachrichten, alles ruhig. Schon vorher hatten eben auch die Bauern dem Kurfürsten selbst wegen seines Wildhegens den Krieg angekündigt. Er gab nach, ließ sie sein Wild niederschießen — und sogleich war alles gut. An eine Verbesserung von Grund aus ist jetzt noch nicht zu denken. Der Bauer, welcher allein dabei gewinnen könnte, ist dazu noch nicht aufgeklärt genug, ungeachtet er Schlözer's „Staatsanzeigen" liest; und die höhern Stände alle können dabei nur verlieren. Es sind also nur Palliative, die den einstigen Ausbruch des Feuers mit doppelter Kraft nicht verhindern werden. Von außen behält Sachsen Friede, sowie ganz Europa bald einen allgemeinen Frieden haben wird. Dennoch aber werde ich es an Deinem Arme, an Deiner Seite, in Deinem Umgange nicht vermissen. Sei Vaterland und Freunde und alles Deinem Dir ewig ergebenen

F.

* * *

Leipzig, den 2. Oct. 1790.

Mein ganzes Herz dankt Dir für Deine fortdauernde Zärtlichkeit und Liebe. Glaube ja nicht, daß Mangel dieses Gefühls die Ursache meiner verzögerten Antwort war, sondern, wie immer, die Ungewißheit meiner Lage. Ich wußte nämlich nicht, ob oder wie lange ich in Leipzig bleiben würde; und ich wollte doch wenigstens unsern Briefwechsel sichern, damit nicht Briefe von Dir in Leipzig ausbleiben; bis ich da sein kann, wo es allein mir gefallen wird, bei Dir. — Ich hatte einige Anträge; aber ich ging ungern daran, mich wieder zu verändern. Jetzt lebe ich in Leipzig so wohl, als ich leben kann, wo Du nicht bist. Ich habe Gelegenheit gefunden, mich nützlich zu beschäftigen, und meine

Subsistenz ist gesichert. Zu glänzen verlange ich nicht; nach großen Gesellschaften ringe ich nicht: ich befinde mich zu wohl bei der Ruhe, die ich mühsam erarbeitet habe, um sie durch neues Treiben in die Welt wieder zu verlieren.

Ich wäre jetzt sehr glücklich, theuerste Geliebte, bis auf einen Punkt. Ich bin vollkommen gesund; ich habe Lust zu arbeiten und finde Arbeit genug; sie geht mir von statten; ich bin frei von allen Leidenschaften, nichts stört meine Ruhe — aber wo habe ich einen Freund, mit dem ich dieses Glück theilen könnte? der mit mir harmonirte? der etwas von dem empfände, was ich empfinde? Und das treibt mich dann zu Dir und macht, daß mir mein Leben dennoch sehr unschmackhaft vorkommt, weil ich es ohne Dich verlebe. Dies ist jetzt der Gegenstand meines Strebens, die Zeit zu beschleunigen, da ich zu Dir abreisen könne, und es ist mein Schmerz, daß ich sie bisjetzt noch nicht gewiß bestimmen kann.

Ich versetze mich im Geiste oft zu Dir, denke Dich, Seele voll Theilnahme an allem, was mich angeht, neben mich, erzähle Dir alles, was mir begegnet, welches freilich Kleinigkeiten sind, theile Dir alles mit, was ich etwa Neues finde, welches freilich nicht wichtiger ist: und so finde ich, ungeachtet der Trennung von Dir, das Mittel, sie zu erleichtern, ein Mittel, das freilich nur dann gut ist, wenn man kein besseres hat.

Ich habe diese Michaelis mehrere Schweizer hier gesehen. St., der mir einen Gruß von Deinem theuern Vater, aber keinen Brief von Dir brachte, welches mir in manchem Betrachte nicht unangenehm war, weil ich ihm nicht genug traue. Ich weiß nicht, wie es kommt, er hat mir hier schlechter gefallen als in Zürich. Er zeigte Verschiedenes, dessen ich vielleicht jetzt entwöhnt bin. Dann H . . ., der in Jena studirt hat und vielleicht jetzt schon wieder in Zürich ist; ein junger Mensch, der sehr viel Freundschaft und Anhänglichkeit gegen mich zeigt und den ich sehr liebe. — — Mehr würde ich mich gefreut haben, wenn Dein Vetter Rahn, der in Halle studirt, mit nach Leipzig gekommen wäre.

Was macht doch Achelis? Ohne Zweifel hat er Zürich schon längst verlassen; aber ich wundere mich sehr, daß er mir nicht schreibt. Ich würde ihm selbst schreiben, wenn ich seine Adresse

hätte. Es würde mir leid thun, wenn unsere Verbindung durch seine Nachlässigkeit unterbrochen würde. — Escher schmerzt mich bitterlich, da ich weiß, was an ihm verloren geht, und er schmerzt mich desto mehr, da er nicht Mann genug ist, sein trauriges Schicksal zu ertragen; freilich ist es auch eine harte Prüfung. — Vom Ott'schen Hause bekomme ich auch kein Lebenszeichen; doch es sei. Ich kann sie leicht vergessen. — Denkt wol noch einer der dortigen Gelehrten an mich? Frage doch darüber Deinen Papa, den ich herzlich zu grüßen bitte. — Es ist traurig, daß man so leicht vergessen wird, und daß man von so vielen Verbindungen immer nicht leicht eine behaupten kann, wenn man nicht an dem Orte gegenwärtig ist. Doch habe ich es vielleicht sonst auch so gemacht; jetzt aber werde ich mich von diesem Fehler zu bessern suchen, weil ich selbst sehe, wie unangenehm es ist.

Ich habe mein Logis verändert und so glücklich verändert, daß ich eine der schönsten Aussichten und vielleicht die gesündeste Luft in Leipzig habe. Aus meinen Fenstern sehe ich, oft in der Morgensonne, zunächst vor mir die Promenade, über ihr einen der schönsten Gärten, weiterhin eine lange Vorstadt und über sie hinaus eine unabsehbare Ebene, mit Dörfern und Wäldchen besäet, deren Laub durch den Herbst mit dem sanftesten Gemisch von Roth und Röther und Braun tingirt ist. Da nichts vollkommen sein kann, so habe ich dabei Wirthsleute, die mir sehr zuwider sind. Nun verschlägt das zum Glück bei mir nicht viel.

Ich beschäftige mich jetzt mit einer Menge von Dingen, weil ich Unterricht darin gebe und gern alles so gut als möglich mache. Außer der Kant'schen Philosophie, der ich fortfahre alle meine Zeit zu widmen, die mir von meinen Stunden übrig bleibt, und über deren einen Theil ich an einer Erklärung arbeite, die meinem Willen nach zur Neujahrsmesse die Presse verlassen soll, habe ich besonders Geschmack an der Mathematik gefunden, über welche ich gleichfalls Unterricht gebe.

Du siehst also, daß ich mich meistens mit abstractem Denken beschäftige und der Einbildungskraft wenig Spielraum gebe; und dies ist der Grund meiner Ruhe.

Wie mag es unserer guten Titot gehen? Gern antwortete ich ihr, wenn ich wüßte, daß es ihr Freude machte, und wenn ich wüßte, wo den Brief hinschicken. Alle die Schritte, die sie

gemacht hat, werden ihr, glaube ich, nicht viel helfen. Ganz verderben wird man sie wol nicht lassen; aber bis an ihr Ende wie ein Ball aus einer Hand in die andere geworfen zu werden, dazu scheint sie doch bestimmt zu sein. O, was ist doch Menschenschicksal! So oft ich so eine Geschichte höre oder lese, verstärkt sich mein Blick in jene Welt, wo alles gleich sein und wo die Arbeit der Mühevollen herrlich enden wird. O könnte man doch allen Geplagten diesen Gedanken recht stark in ihr Herz rufen!

Bahrdt's Leben habe ich nicht gelesen, weil ich leider! wenig Zeit habe, Schriften, die blos zur Unterhaltung geschrieben sind, zu lesen; aber daß es Dir ein Vorurtheil gegen Leipzig beigebracht hat, ist mir darum nicht lieb, weil es Dein liebes Herz betrüben könnte, mich da zu wissen. Die Umgänglichkeit der Gelehrten, wie sie auf andern deutschen Universitäten herrscht, ist freilich hier nicht anzutreffen und kann nicht anzutreffen sein. Denn die Stadt ist zu groß, das Interesse der Menschen zu sehr verschlungen; reines Interesse für Wissenschaft gibt es an allen Enden der Welt wenig; Bedürfniß nach Gesellschaft, welches in kleinen Orten das Band der Geselligkeit knüpft, findet bei denen, die lange hier sind, nicht statt, und die Menschen, die in so großen Haufen beisammen leben, haben überhaupt die wenigste Gelegenheit, sich recht kennen zu lernen. Dagegen hat Leipzig, eben wegen seiner Größe, den Vorzug, daß man recht unbekannt und unbemerkt leben, ungestört studiren kann und wegen vieler Bedürfnisse, die nur der Meinung wegen erfunden sind, nicht im geringsten genirt ist. Jeder lebt, wie er kann, kleidet sich, wie es ihm gefällt, geht, wie es ihm die Natur gab, thut, was ihm gut dünkt, und kein Mensch hat etwas dagegen. Was Bahrdt zu seiner Entschuldigung wegen seiner bekannten Liederlichkeit anführt, scheint mir nicht hinreichend zu sein; denn ein Mensch von Charakter — und ein Geistlicher sollte das doch wol sein — läßt sich nicht verführen. Für einen jungen Menschen möchte eine solche Entschuldigung hinreichen.

Doch was vertheidige ich Leipzig, das doch nicht der Ort ist, wo ich zu leben wünsche, weil Du nicht da bist und Du nicht da sein kannst!

Antworte mir bald und glaube, daß alle Tage mir unschmackhaft verfließen werden, solange ich von Dir getrennt bin,

und daß nur an Deiner Seite mich mein Glück erwartet. Bleib Du mein, und glaube, daß ich mit der innigsten Zärtlichkeit ewig bin ganz der Deinige. F.

* *
*

Den 1. Nov. abends.

— — Meine Lebensart ist nicht mehr die vorige. Früh um 8 Uhr fange ich an Stunden zu geben, und gebe zwar nicht ununterbrochen, aber doch in nicht längern Zwischenräumen als höchstens eine Stunde, welche fort, bis abends um 7 Uhr. Freilich geht mir ein großer Theil meiner Zeit verloren; aber desto theurer wird mir dann derjenige, der mir bleibt, nämlich die Abende. Diese widme ich nun eigentlich dem Studiren; denn den Tag über ist freilich an ernsthaftes Studiren nicht viel zu denken.

Inzwischen bekommt mir diese Beschäftigung gut, und ich vereinige dadurch zwei Dinge, die sonst nicht gut zu vereinigen sind: Unabhängigkeit von Sorgen und — Freiheit.

Wie glücklich würde mir dieser Winter verfließen, wenn ich ihn an Deiner Seite verleben könnte; aber das Schicksal wollte es nicht so. Noch ehe ich Deinen letzten lieben Brief bekam, wurde ich mit einem hiesigen Kaufmanne bekannt, der sich vor allen seinen hiesigen Mitbrüdern sehr vortheilhaft auszeichnet und der, was hier ein Wunder ist und was mir den Mann sehr lieb machte, drei wohlgezogene Söhne hat. Er glaubte, daß ich etwas zum Besten derselben beitragen könnte, verabschiedete alle seine Lehrer und übertrug mir alle Stunden bei denselben. Ich hatte es ihm versprochen, wenigstens bis Ostern hier zu bleiben. Mein Versprechen reute mich nach Erhaltung Deines Briefes; aber es war zu spät, und, liebe Seele, daß ich einem guten Manne Hoffnungen vereitle, die ich ihm gemacht habe, das wolltest Du doch wol selbst nicht.

Uebrigens behaupte ich meine Unabhängigkeit, gebe meine Stunden und bekümmere mich weiter um nichts. Man belohnt mich mit Zutrauen und Achtung, und alle Möglichkeit, dies zu verlieren, verhüte ich durch die Entfernung, in der ich mich halte. Zum Glück habe ich mit sehr guten Knaben zu thun und Be-

schäftigungen mit denselben, die über die Anfangsgründe längst hinaus sind.

Achelis' Brief hat mir viele Freude gemacht. Nach Deiner Liebe, deren Werth mir ohne alle Vergleichung groß ist, ist die Freundschaft dieses trefflichen jungen Mannes der erste Schatz, den ich aus Zürich mitgebracht habe, und wohl mir, daß er von einem Charakter ist, sie nicht untergehen zu lassen. Schreib ihm immer, gute Seele; die Freundschaft braver Leute ist uns Ehre. B., ersehe ich aus Achelis' Briefe, hat sich auch gegen ihn herzlich schlecht betragen. Ist es Dir nicht anderwärts her bekannt, so muß das unter uns bleiben. Daß doch Schwäche so leicht in Schlechtigkeit ausartet! — Escher dauert mich sehr. Ich habe ihm geschrieben. Gern hätte ich ihm einen längern Brief geschrieben, um vielleicht etwas zu seiner Beruhigung beizutragen; aber bei seinem Charakter würde man vielleicht durch Berührung mancher Punkte, z. B. des Sterbens, nur Uebel ärger machen. Sein Trost würde die Kant'sche Philosophie sein. Ich habe ihm geschrieben, was sie auf mich gewirkt hat; aber wird er Kraft — ach! wird er Zeit haben, sie zu studiren? Gott gebe, daß ihn mein Brief noch am Leben antreffe! Eine Zeile von ihm würde mir sehr theuer sein, da ich ihrer wahrscheinlich nicht viele mehr zu erwarten habe. — Ich habe hier in Sachsen einen Freund, Weißhuhn (aber ich habe ihn seit anderthalb Jahren nicht gesehen, denn er ist seitdem auf dem Lande), der in der frühesten Jugend an Kenntnissen und Verstand Männer übertraf, seit geraumer Zeit eine sehr edle moralische Denkungsart angenommen zu haben scheint, aber schon seit mehreren Jahren eine vielleicht unwiederbringlich zerrüttete Gesundheit hat — den ich auch vielleicht nicht wiedersehe. Das ist Menschenschicksal! Laß uns hinaussehen über das Grab hinüber!

Grüße Deinen herrlichen Vater. Deine Liebe, die Freundschaft von Leuten, wie Dein Vater ist — womit verdiente ich dies Glück? Wieviel habe ich noch zu thun, um desselben würdig zu werden!

Lebe wohl. Gott erhalte Dich Deinem F.

* * *

Leipzig, den 6. Dec. 1790.

— — Ich denke, wenn bei Dir die Umstände so bleiben, zu Anfange des April künftigen Jahres die Reise zu Dir, dem Inbegriffe alles Glücks, auf welches ich auf der Erde noch Anspruch mache, anzutreten; denn keine Veränderung in meinen Umständen soll mich daran verhindern. Schon jetzt ist es mir Erholung von aller Arbeit, mich an Deine Seite hinzuträumen; ich genieße dann die frohesten Stunden, die ich in meiner gegenwärtigen Lage genießen kann, und auch jetzt will ich mich mit Dir über diesen meinen Lieblingstraum, dessen freudige Erfüllung mir so nahe bevorsteht, unterhalten. — Das Unangenehmste zuerst!

Wie werden die Züricher wol meine Erscheinung in Zürich und meine Erscheinung als Dein Geliebter aufnehmen? Denn eben erhalte ich einen Brief von Herrn Ott, der durch Herrn Fäsi von der blos unbestimmten Aeußerung, daß ich wol wieder in die Schweiz kommen dürfte, die ich gegen den letztern that, gehört hat. Dieser schreibt, es werde sie alle freuen u. s. w. Möchte ich davon nur recht gewiß sein! Möchte ich nur recht überzeugt sein, daß — nicht für mich (ich kann dies allenfalls tragen), sondern daß für Dich keine Unannehmlichkeiten daraus entstehen! Dies zu ertragen wäre ich vielleicht zu schwach! Möchte ich ferner recht gewiß sein, daß ich niemand in Deiner Familie Anlaß zum Misvergnügen gebe! Für diejenigen Glieder zwar, die ich kenne, bürgt mir ihre gemeinschaftliche Liebe gegen Dich. Mir ist eingefallen, ob es vielleicht um der Leute willen besser sei, fürs erste, bis jedermänniglich wieder an mein Gesicht gewöhnt wäre, die wahre Absicht meiner Rückkehr nach Zürich zu verbergen und blos den Schein anzunehmen, als ob ich mich noch ein Jahr in der Schweiz aufhalten wollte, zu meinem Aufenthalte vorzüglich das Haus Deines Vaters wegen seiner ehemaligen Freundschaft für mich gewählt habe u. s. w., und dann bei diesem Aufenthalte Deine mir unschätzbare Liebe, deren überzeugter Besitz schon jetzt mein Glück ist, mir allmählich erwürbe? Doch, was sorge ich dafür, als ob ich Deine praktische Weisheit nicht kennte, nicht überzeugt wäre, daß Du dies alles am besten beurtheilen könnest, nicht wüßte, daß ich meine Schicksale ruhig Deiner Hand übergeben könnte? Es fiel mir nur, wegen der Idee, die ich einmal von den Zürichern habe, ein, daß man nöthig hat, sich mit ihnen

vorzusehen; und ob ich gleich keinen Beruf zu haben glaube, meine wahre Lage jedem ersten zu entdecken: so stimmt es doch auch mit meinen Grundsätzen nicht ganz überein, jemand etwas über dieselbe glauben zu machen, das nicht ist. Jedoch, was sage ich auch dies? Dir guten, religiösen, gewissenhaften Seele kann ich ja auch diese Sorge so sicher und sicherer als mir übertragen.

Wegen meiner Lebensart habe ich den Plan. Solange wir in Zürich sind — und Gott erhalte Deinen guten herrlichen Vater lange! — denke ich mich als Schriftsteller zu beschäftigen. Kommt etwas nebenbei von Stunden, so würde ich es zwar nicht abweisen; ich weiß aber, daß das in Zürich bei einem, der, wie ich, gar nicht Neues, noch nie Gehörtes zu lehren Profession macht, seine Schwierigkeiten hat und also nicht darauf zu rechnen ist. Aber auch auf das erste Métier — was ist darauf zu rechnen? Ich weiß es und bin im voraus beschämt, daß ich den Aufwand, statt ihn zu erleichtern, vielleicht vergrößern werde. In Absicht der Zukunft bleibt mir wegen Unterschied der Religion — von welchem zu befürchten ist, daß er andern wichtiger sein könnte, als er mir ist — und noch mehr wegen der egoistischen Verfassung der Schweiz nichts übrig als das Würtembergische oder markgräflich Badische. In Absicht des erstern ist mir die Nachricht von Herrn Lavater sehr lieb gewesen. Der jetzige Herzog von Mömpelgard ist Erbfolger des jetzigen Herzogs von Würtemberg. Lavater würde mir also in Absicht einer geistlichen Stelle im Würtembergischen dienen können; aber ob er wollen wird, davon bin ich nicht ebenso überzeugt. Suche die Freundschaft dieses Hauses zu erhalten. Im Fall es durch diesen Weg nicht ginge, bliebe mir die akademische Laufbahn, etwa in Tübingen, übrig, wiewol ich gegen das letztere, theils um der Sache selbst willen, theils wegen des Orts, einige Abneigung habe. In Absicht des Markgrafen von Baden könnte mir vielleicht Klopstock helfen, wenn ihm Gott sein Leben fristet. Aber würdest Du mir auch gern außerhalb Zürich folgen? Doch ich hätte diese Plane gar nicht gemacht, wenn ich nicht zu entdecken geglaubt hätte — daß Dich nichts an Zürich bindet als Dein guter Vater.

Der Vorschlag, meine jetzigen Lehrlinge mit nach Zürich zu bringen, und Deine liebenswürdigen Anerbietungen in diesem Falle sind Deines Geistes und Deines Herzens gleich würdig.

Ich sehe die vielen Vortheile, die in so manchem Betracht daraus herfließen würden, und dann würde auch ein Wunsch, der nach dem, Dich zu besitzen, einer meiner ersten ist, der, mich besonders von einem der Knaben nicht zu trennen, erfüllt. Und doch getraue ich mich kaum den Vorschlag dem Vater zu thun, so sicher bin ich, daß er abgewiesen wird. In Absicht der beiden ältern Knaben, welche schon künftiges Jahr im Comptoir des Vaters angestellt werden sollen, findet er gar nicht statt. Der kleinere aber, der zum Studiren bestimmt und der mir unendlich lieb ist, ist es wahrscheinlich seinen Aeltern ebenso sehr, und die Trennung von ihm müßte ihnen wahrscheinlich ebenso viel und mehr kosten als mir, da sie durch dieselbe nicht der ersten Glückseligkeit ihres Lebens entgegengehen, wie ich es thue. Dieser Knabe verbindet mit einem Kopfe, der mich fähig macht, mit ihm, den ich vor drei Monaten bekam, ohne daß er einen griechischen Buchstaben kannte, jetzt den Homer zu lesen, eine liebenswürdige Bescheidenheit und Unschuld. Es thut mir sehr wehe, wenn ich mir den Gedanken denke, daß er doch verdorben werden könne; ein Schicksal, von welchem unter einer Menge leipziger Kinder nicht leicht einer frei ist. Ueberdies ist der Vater gar nicht nach der neuen Mode, sondern pikirt sich, ungeachtet er einer von der französischen Colonie ist, ein echter Deutscher zu sein; und dadurch wird er mir lieb, und er würde mir's noch mehr sein, wenn sein Kaufmannsgeist sich nicht auch auf die Wissenschaften erstreckte, und wenn er nicht darauf auszugehen schiene, recht viel Ellen Gelehrsamkeit für seine Kinder um einen recht wohlfeilen Preis einzukaufen. Alle obigen Betrachtungen abgerechnet, würde ihm zwar nicht das Vermögen, aber der Wille fehlen, so viel auf seinen Sohn zu wenden.

— — Und so, theuerste Erwählte, gebe ich mich denn Dir feierlich hin und weihe mich hiermit ein, Dein zu sein. Dank Dir, daß Du mich nicht für unwerth hieltest, Dein Gefährte die Reise Deines Lebens hindurch zu werden. Ich habe viel übernommen, Dir einst Ersatz — Gott gebe spät — für den edelsten Vater, Dir Belohnung Deiner frühen Weisheit, Deiner kindlichen Liebe, Deiner behaupteten Unschuld, aller Deiner Tugenden zu werden; ich fühle bei dem Gedanken der großen Pflichten, die ich hiermit übernehme, wie klein ich bin. Aber das Gefühl der

Größe dieser Pflichten soll mich erheben; Deine Liebe, Deine nur zu vortheilhafte Meinung von mir wird meiner Unvollkommenheit vielleicht das leihen, was mir fehlt. Hienieden ist nicht das Land der Glückseligkeit; ich weiß es jetzt: es ist nur das Land der Mühe, und jede Freude, die uns wird, ist nur Stärkung auf eine folgende heißere Arbeit. Hand in Hand wollen wir dieses Land durchwandern, uns zurufen, uns stärken, uns unsere Kraft mittheilen, bis unsere Geister — o möchten sie es vereint! — emporschweben zu den ewigen Hütten des Friedens. — Ich stehe jetzt im Geist an der wichtigsten Begebenheit meines irdischen Lebens, an der, die es in zwei sehr verschiedene Theile theilt, und bewundere die unsichtbare Hand, die mich durch den erstern gefährlichen Theil, durch das Land der Verwirrungen, leitete. Wie schon längst hatte ich Verzicht gethan auf eine Gefährtin, wie Du bist, in welcher männliche Erhabenheit des Geistes mit weiblicher Zärtlichkeit sich vereinigte! Hätte mich abfinden lassen durch eine Zierpuppe Deines Geschlechts. Jenes Wesen war gütiger gegen mich, als ich es im Gefühl meiner Unwürdigkeit zu wünschen oder zu bitten wagte: es führte mir Dich zu. Jenes Wesen muß noch mehr für mich thun wollen. Wir werden, o Theuerste, einst wieder so an der Scheidewand stehen, die unser ganzes Leben in ein irdisches und in ein geistiges theilt; dann werden wir auch den letztern Theil des erstern, den wir gemeinschaftlich zu durchwandern denken, übersehen, wie wir jetzt den erstern Theil desselben übersehen können; und gewiß, wir werden dann eben die Weisheit bewundern, die wir jetzt bewundern, nur mit erhabenern Empfindungen und mit hellern Einsichten. Ich liebe es, mich in diese Situation zu setzen.

Ueberhaupt denke ich jetzt über geistige Dinge um vieles anders als sonst. Ich habe die Schwachheit meines Verstandes in Dingen der Art nur seit kurzem so gut kennen gelernt, daß ich ihm hierüber nicht gern mehr trauen mag, er mag sie bejahen oder verneinen. Ich habe seit meinem Aufenthalte in Leipzig wieder wunderbare Spuren der Vorsehung erfahren! — Unser Verstand ist so eben hinlänglich für die Geschäfte, die wir auf der Erde zu betreiben haben; mit der Geisterwelt kommen wir nur durch unser Gewissen in Verbindung. Zu einer Wohnung der Gottheit ist er zu enge; für diese ist nur unser Herz ein würdiges Haus.

Das sicherste Mittel, sich von einem Leben nach dem Tode zu überzeugen, ist das, sein gegenwärtiges so zu führen, daß man es wünschen darf. Wer es fühlt, daß, wenn ein Gott ist, er gnädig auf ihn herabschauen müsse, den rühren keine Gründe gegen sein Dasein, und er bedarf keiner dafür. Wer so viel für die Tugend aufgeopfert hat, daß er Entschädigungen in einem künftigen Leben zu erwarten hat, der beweist sich nicht und glaubt nicht die Existenz eines solchen Lebens; er fühlt sie.

Vereint, holde Gesellin, für diese Spanne Leben und für die Ewigkeiten, wollen wir uns in dieser Ueberzeugung nicht durch Gründe, sondern durch Handlungen bestärken.

Und dies bringt mich auf das Schicksal des armen Escher. Ich kenne etwas von seinem Charakter; ich glaube, daß Du in Deinem Urtheile über ihn nicht irrst, und ich würde für ihn zittern, wenn ich nicht an Gott glaubte. Es scheint, in dieser Welt war seine Bildung zu etwas Besserm unmöglich, und sein und unser Vater versetzt ihn in eine Sphäre, wo sie nicht unmöglich ist. Warum er es auf eine so schmerzliche Art thut, weiß ich nicht; aber er muß es wissen; denn ohne Grund hat er sie nicht gewählt. Seiner Mutter zu schreiben, habe ich jetzt, im eigentlichen Sinne des Worts, keine Zeit; ich werde es aber mit dem nächsten Briefe an Dich thun, wenn Du glaubst, daß es ihr Freude macht. Muß ich doch die viel süßere Pflicht verabsäumen, Deinem Vater zu schreiben, und das aus eben dem Grunde, weil ich jetzt, vor Abgang der Post, keine Zeit mehr habe. Auch dies werde ich das nächste mal thun. Für jetzt grüße ihn herzlich von mir und versichere ihn meiner lebenslänglichen Verehrung und Dankbarkeit.

Deinem Porträt seh' ich mit Sehnsucht entgegen. Es wird mir das heiligste Unterpfand Deines Besitzes sein, bis ich Dich selbst haben werde.

Uebrigens, zärtliche Freundin, bitte ich Dich um unserer Liebe, um alles, was Dir theuer ist, willen, mache Dir keine Besorgnisse um meine Gesundheit, um zu überhäuftes Studiren, um Verdruß und dergleichen. Ich bin sehr gesund, gehe fleißig spazieren, studire leider! nur sehr mäßig, und ein großer Theil meiner Geschäfte ist so ziemlich mechanisch. Die Nächte nehme ich seit einiger Zeit nicht mehr zum Studiren, sondern arbeite lieber früh bei

Lichte. Verdrießen lasse ich mich nichts, weil ich mit Leuten zu thun habe, die nach meinen Begriffen der Zurechnung nicht fähig sind.

Lebe wohl, theure Geliebte, und glaube, daß ich ewig bin
der Deine.

* *
*

Leipzig, den 27. Dec. 1790.

Mein ganzes Herz dankt Dir, daß Du meine Bitte so bald erfülltest, mich so bald mit einem lieben zärtlichen Briefe erfreutest.

Meine Seele ist diese Feiertage über (noch heute habe ich einen) mehr bei Dir gewesen als je. Ich habe sie ganz eigentlich der Ruhe und Erholung gewidmet, deren ich freilich zuweilen bedarf. Und wo könnte ich sanfter ruhen und mich besser erholen als bei Dir? Ich habe mir Dich am ersten Feiertage an Deiner liebenswürdigen, dem ewigen Wesen gewiß wohlgefälligen Andacht vergegenwärtigt und mein Gebet mit dem Deinigen an die ewige Güte vereinigt, uns zu segnen — nicht mit den Gütern, die auf der Erde bleiben, sondern mit denen, die wir in das Reich der Geister mit hinübernehmen werden; auf uns gütig herabzusehen und uns als Vereinigte zu betrachten. Und gewiß, der Allgütige hat uns gesehen und wird uns erhören! — In die Kirche (Dir darf ich's sagen!) gehe ich hier wenig oder nicht. Pflicht gegen andere legt es mir in einer Lage, in der kein Mensch meine Existenz bemerkt, nicht auf, und die Pflicht gegen mich selbst räth es mir eher ab. Es gibt keinen Prediger hier — außer einem, dem reformirten, dessen Besuch aber mit einiger gêne verknüpft ist — den ich gern hören könnte; aber manche, deren Predigten mich mehr betrüben und kränken als erbauen. Das Predigtwesen ist hier, was kein Mensch glauben sollte, der nicht Zeuge davon ist, schlecht bestellt. Aber den Sonntag der Selbstprüfung und Andacht zu widmen ist mir heilige Pflicht, die ich nie unterlasse.

Die Maßregeln in Absicht meiner Erscheinung in Zürich überlasse ich Dir gänzlich, denn ich kenne Deine Klugheit und Deine Herzensgüte.

— Es thut mir leid, daß ich nicht zugleich mit dem Fuhrmann meine Schrift über die Kant'sche „Kritik der Urtheilskraft" mitschicken kann. Der Druck derselben ist durch mancherlei Ursachen und besonders durch einen Freund, dem ich das Manuscript auf

das Land schickte und der es sechs Wochen zurückbehielt, aufgehalten worden. Es wird also erst zur Ostermesse im Publikum erscheinen. Der Druck aber soll noch vor meiner Abreise vollendet werden, und sobald es fertig ist, schicke ich's durch den Commissionär der Geßner'schen Buchhandlung allhier nach Zürich. Ich bin übrigens höchst unzufrieden mit diesem Schriftchen; und hätte ich nicht eine Menge Gründe, so würde ich es nicht publiciren. Das deutsche Publikum ist nicht so nachsichtig als das züricher. Ich befürchte auch für meine Absicht noch viel zu dunkel geblieben zu sein.

Freilich werde ich die Frist, die ich durch Aufschiebung des Drucks erhalte, noch zum Besten desselben zu benutzen suchen. Aber wenn ich nicht fast genöthigt wäre, ich gäbe es nicht heraus. Aber theils möchte ich nicht anders denn als angehender Schriftsteller in Zürich erscheinen, theils möchte ich auch noch vor meiner Abreise mit hiesigen Buchhändlern in Verbindung kommen. Den Anfänger bezahlen sie vielleicht schlechter, den bekannten Schriftsteller aber besser. So ist es z. B. nichts bezahlt, wenn Heß ein Louisdor bezahlt wird. Salzmann, der vielleicht wenig mehr gelesen wird als Heß, bekommt ihrer vier. Inzwischen ist weder das erste noch das zweite weder jetzt noch je von mir zu verlangen. Nichts wird schlechter bezahlt als Sachen, die für Gelehrte geschrieben und eigentlich wissenschaftlich sind. In Zürich verspreche ich meiner Schrift gerade die schlechteste Aufnahme. Keiner unter den dasigen Gelehrten war, wenigstens zu meiner Zeit, mit der Kant'schen Philosophie auch nur durch Hörensagen bekannt; und sie scheint mir auch allerdings nicht für ihre, übrigens in anderer Art trefflichen Köpfe zu sein.

Der Tod des armen Escher betrübt mich, weil ich in ihm einen Mann verliere, auf dessen Umgang ich mich herzlich freute; und freut mich, weil ich ihn nun von aller Noth erlöst weiß. Sein Geist wird jetzt in bessern Regionen zu Einsichten kommen, die ihm hier fehlten, und sein Herz wird sich der Empfindung des Edlen und der Liebe öffnen — dort, wo alles liebt! — Seiner Mutter kann ich jetzt nicht füglich schreiben, weil ich erst Deinen Rath hören möchte, ob ich ihr etwas von meiner Ankunft nach Zürich schreiben soll oder nicht; ebenso in der Absicht des Herrn Ott. Nichts zu schreiben ist unfreundschaftlich; etwas

zu schreiben, vielleicht übereilt. Auch das hänge von Deinem Rathe ab.

Ich darf Dich nicht beschwören, theure Seele, mir Deine Liebe zu erhalten, mir Dein Andenken, Dein Gebet, Dein Herz zu schenken; ich fühle die süße Ueberzeugung, daß ich alles das besitze. Aber darum darf ich Dich bitten, ruhig zu sein, Dich nicht zu kränken, sicher auf die Vorsehung zu rechnen.

Achelis habe ich vor vier Wochen nach Bremen geschrieben, aber noch keine Antwort. Es ist möglich, daß er meinen Brief noch nicht gehabt hat, als er nach Zürich schrieb. Ich freue mich über seine fortdauernde Freundschaft.

Ja wohl war dies Jahr, das Du, in dem Du diesen Brief liesest, vollendet haben mußt, wichtig für uns. Die Güte, die in demselben uns leitete, mache dasjenige, das wir im Begriffe sind anzutreten, uns segensvoll, denn unsere beiden Schicksale sind vereinigt, und wir können nichts abgesondert von ihr bitten, ohne es für uns beide zu bitten.

Lebe wohl, Gott segne Dich. Dein F.

* * *

Leipzig, den 7. Febr. 1791.

Theuerste Geliebte!

Erst seit einigen Tagen komme ich von meiner Reise nach Dresden zurück, wo ich mich einige Wochen aufgehalten habe. Dein zärtlicher Brief nebst dem theuern Einschlusse Deines besten Vaters ist während meiner Abwesenheit angekommen. Ohnerachtet ich den Auftrag hinterlassen hatte, mir alle Briefe an mich nach Dresden zu schicken, ist doch eben der Deinige durch die Nachlässigkeit meiner Wirthin, die mir andere sehr unwichtige geschickt hat, liegen geblieben. Urtheile von meinem Schmerz, daß ich Dir, da ich weiß, wie sehr Dich, zärtliche Seele, ein ungewohntes langes Stillschweigen betrübt, erst jetzt antworten kann.

Dein geliebtes Bild habe ich ungefähr zwei Wochen nach Anfang dieses Jahres erhalten. Es ist mein Begleiter auf meiner Reise gewesen; es ist mein beständiger Gefährte. Ich habe die Rührung, die etwas Lebloses, das durch den Gedanken an den geliebten Gegenstand beseelt wird, gewährt, oft empfunden; ich

habe sie bei Deinen Briefen, bei allem, was durch Deine Hand geweiht ist, empfunden; aber nie habe ich geglaubt, daß etwas Lebloses einen solchen Werth für uns haben könnte, als ich es jetzt empfinde. Dank sei Dir, Engelsseele, für die Freuden, womit Du die Stunden der Trennung mir versüßest!

— — So angenehm sich mir die Zukunft in Deinem Besitze, theuerste Engelsseele, zeigt, so erblicke ich doch von andern Seiten Aussichten, die weniger reizend sind. — „Die Beschäftigung mit der Kant'schen Philosophie ist eine undankbare Arbeit" für den Geist wol nicht; jedoch die Urtheile, von denen Du redest, abgerechnet, welche mehr als oberflächlich sind, für literarischen Ruhm und Interesse könnte sie es vor der Hand noch, wenn man keine akademische Laufbahn laufen will, wol sein. Ich bin, wie mir's scheint, nahe daran, es sinnlich zu fühlen. Ueberhaupt nur an Deiner Seite erwartet mich der Friede, oder er erwartet mich nirgends unter dem Monde. Doch was theile ich Dir meine schlimme Laune mit!

Achelis hat mir auf einen Brief, der jetzt 14—15 Wochen fort ist, nicht geantwortet. Ich kenne ihn zu gut, um daraus auf Erkaltung seiner Freundschaft zu schließen; aber artig ist es doch einmal nicht.

* * *

Leipzig, den 1. März 1791.

— — Mit Ende dieses Monats bin ich frei und entschlossen zu Dir abzureisen. Ich sehe nichts, das mich abhalten könnte. Von meinen Aeltern erwarte ich zwar die Einwilligung noch, aber ich bin seit langer Zeit von ihrer Liebe, fast darf ich sagen, von ihrer déférence in meinen Willen so überzeugt, daß ich von ihrer Seite keine Hindernisse erwarte. Gebe Gott, daß nicht ein anderer Umstand meine Abreise verzögere. Es ahnt mir leider! so etwas, ob ich es gleich bisjetzt nicht glaube. Es hatte sich nämlich ein Niederträchtiger unterstanden, das Publikum mit einem erdichteten Unglücksfalle zu täuschen, um von wohlthätigen Herzen eine Collecte zu sammeln. Auch mir kam der Aufsatz zu; ich interessirte mich nicht ohne Wärme und Glück für ihn. Da aber einige Umstände dabei mir verdächtig schienen, so nahm ich mir die Freiheit, die Sache zu untersuchen, und entdeckte bald die

frechste und unverschämteste Betrügerei. Ich machte sie, da der Betrüger sich überdies dem geistlichen Stande widmet, und von ihm in dieser Lage alles zu befürchten ist, mit den überzeugendsten Beweisen belegt, durch die Zeitungen bekannt. Jetzt kündigt mein Gegner an, er habe die Sache gehörigen Orts angebracht; und ob mir gleich bisjetzt davon noch nichts bekannt worden, so könnte er doch die Frechheit gehabt haben, mich zu verklagen. Ohnerachtet ich nun in der Sache selbst nichts wage, da meine Beweise in die Augen springend sind, so könnte man sich doch einfallen lassen, die Sache in die Länge zu ziehen, und mich dadurch, da ich, ohne meine Ehre zu wagen, vor ausgemachter Sache Leipzig nicht verlassen kann, länger hier aufhalten. Wolle Gott nicht, daß ich für eine That, bei der ich mir der unsträflichsten Bewegungsgründe bewußt bin, so hart gestraft werde, und daß meine Besorgnisse so ungegründet sind, wie sie es jedermann scheinen!

Mein armes Werkchen hat bisjetzt in der Wäsche gelegen, und nun ist es in den Klauen der raubgierigen Buchhändler. Ich bin, so sehr ich es hoffte, über diesen Punkt noch nicht in Richtigkeit. Der eine, an den ich empfohlen war und mit dem ich sicher hoffte, des Handels eins zu werden, hat mir eine so geringe Entschädigung meiner Mühe geboten, daß es Schande gewesen wäre, sie anzunehmen. Ich werde ja weiter sehen.

Es hat meinem Herzen innig wohl gethan, zu hören, daß es der guten Titot besser geht, und daß sie endlich Hoffnung hat, unter den Augen der Freundschaft den Rest ihrer mühseligen Tage zu verleben. Ich hoffe allerdings über Tübingen zu reisen und sie, wie auch ihre ehrwürdige Beschützerin und Deine Freundin, Dlle. Merklin, zu sehen. Nach Zürich habe ich niemand geschrieben und werde an niemand schreiben, bis Du mir es befiehlst.

Und nun, theuerste Geliebte, zu Dir, nachdem ich kurz über Dinge hinweggeschlüpft bin, die nicht Du sind und mich also nicht interessiren können. Ist es wahr, oder ist es ein süßer Traum, daß ich dem einzigen, dem süßesten Glücke meines Lebens so nahe bin, die herrlichste Seele, die unter allen Seelen für mich auserwählte und vom Schöpfer mir bestimmte Seele zu besitzen; daß mein Glück, meine Ruhe der Gegenstand ihrer

Wünsche, ihrer Sorgen, ihres Gebets sein wird? Könnte ich Dir doch meine Empfindungen so heiß hingießen, wie sie in diesem Augenblicke meine Brust durchströmen und sie zu zerreißen drohen!

Nimm mich hin, theures Mädchen, mit allen meinen Fehlern. Es wird mir wohl, zu denken, daß ich mich einer Person gebe, der ich mich auch mit diesen Fehlern geben kann; die Weisheit und Muth genug hat, mich mit diesen Fehlern zu lieben, sie mir austilgen zu helfen, daß ich einst an ihrer Hand gereinigter vor dem erscheine, der uns beide füreinander schuf. Nie hat mich dies Gefühl meiner Fehler lebhafter durchdrungen als seit Erhaltung Deines letzten Briefes, der mich an alle die Armseligkeiten erinnert, die ich Dir in meinem vorigen mag gesagt haben; der mich an die schwankende Gemüthsverfassung erinnert, in der ich ihn mag geschrieben haben. O, was bin ich doch bisjetzt für ein Mensch gewesen! Man hat mir einigemal Festigkeit des Charakters nachgesagt, und ich bin eitel genug gewesen, dies für wahr anzunehmen. Welchem Umstande habe ich wol diese Meinung zu verdanken, ich, der ich bisjetzt mich immer von den Umständen habe leiten, meine Seele die Farbe der Gegenstände habe annehmen lassen, die mich umgeben? Mit gewaltigen Ansprüchen an die Welt, die ich nicht würde haben behaupten können, verließ ich Zürich. Meine Hoffnungen scheiterten. Aus Verzweiflung mehr als Geschmack warf ich mich in die Kant'sche Philosophie und fand eine Ruhe, die ich wol am meisten meiner guten Gesundheit und dem Schwunge meiner Phantasie zu verdanken hatte; täuschte mich wol so sehr, daß ich die erhabenen Gesinnungen, die ich meinem Gedächtnisse einprägte, aus mir selbst als in mir einheimisch zu schöpfen glaubte. Die Umstände führten mich zu einer andern, das Herz weniger ausfüllenden Beschäftigung; die veränderte Lebensweise, der Winter, der mir nie gut thut, ein Uebelbefinden, die Zerstreuungen einer kleinen Reise konnten den so tief gewurzelten Frieden des großen Philosophen stören und mich in eine so fürchterliche Mislaunigkeit bringen! Soll ich immer so wie eine Welle hin und her getrieben werden? Nimm Du mich hin, männlichere Seele, und fixire diese Unbeständigkeit!

Doch indem ich meine Unbeständigkeit anklage, wie glücklich bin ich, daß ich diese Klagen in ein Herz ausschütte, das sich und

mich zu wohl kennt, um mich mißzuverstehen. Eine meiner Empfindungen kann ich von Unbeständigkeit ausnehmen. Ich darf es sagen: daß ich Dir nie, auch nicht in Gedanken ungetreu gewesen bin; und es ist mir ein rührender Beweis Deiner edeln Denkungsart, daß Du, bei allen Deinen zärtlichen Besorgnissen um mich, nie etwas dem Aehnliches besorgt hast.

Den Tag meiner Abreise ganz bestimmt angeben kann ich bisjetzt noch nicht, und werde es schwerlich eher können, bis ich abreise. Ich denke, daß es einer der ersten Tage des April sein wird. Ich werde ihn Dir vor meiner Abreise schreiben, sowie ich Dir auch von der Reise fleißig schreiben werde. Dein Rath, meinen Koffer an Deinen Vater zu adressiren, ist gut und ich werde ihn wahrscheinlich befolgen.

Grüße ihn, diesen theuern Vater, und versichere ihn meiner ganzen kindlichen Zärtlichkeit. Auf ihn, auf Dich will ich alle die Empfindungen übertragen, die ich denen schuldig war, die ich hier verlasse. In einer sehr sanften Rührung schließt diesen Brief ewig der Deine F.

Viertes Kapitel.

Entscheidung seines Geistes und Lebens. Erste philosophische Arbeiten.

Es bedarf nur noch weniger Züge, um das Bild seines Innern in dieser Epoche zu vollenden, die wir die entscheidende nennen müssen. Wir bemerken nämlich in den mitgetheilten Briefen, die einen Zeitraum von fast anderthalb Jahren umfassen, eine bedeutende Veränderung in ihm, auf welche das Verhältniß zu seiner Verlobten gewiß nicht ohne Einfluß war, die mit immer gleicher Liebe treu, aber klarbewußt ihrer andern Pflichten, und einig mit sich selbst neben dem Vielbewegten stand. Anfangs tritt mehr noch in ihm ein unbestimmter Drang hervor, überhaupt nur zu wirken nach außen hin; und je höher die Sphäre des Lebens, desto glänzendere und kräftigere Wirksamkeit glaubt er sich zu erringen. Menschenkenntniß und Selbstbildung durch mannichfachsten Umgang schien ihm daher vor allem wichtig, weil es an dieser, wie er glaubte, bisher vorzüglich ihm gefehlt hätte. Aber wofür dies alles, zu welchem höchsten und letzten Ziele? Dies fehlte eben noch; die gewaltigen Kräfte, welche in ihm lagen, hatten noch nicht ihren rechten Mittelpunkt, das Bewußtsein ihrer eigentlichen Bestimmung gefunden, und diese Klarheit über das innere Lebensziel, die allein erst die treibende Unruhe des Geistes beschwichtigt und entscheidet, sodaß der Mensch von nun an weiß, was er soll und was er will, konnte ihm auch nach außen hin erst die feste Richtung geben. Daher seine getheilten Vorsätze und wechselnden Plane, wie sie sich noch bis zu seiner Rückkehr nach Leipzig zeigen. Aber keiner derselben gelang in dem Maße, um ihn ganz zu beschäftigen und zu erfüllen, während

alles, was sein Trieb nach außen, seine höhern Ansprüche an das Leben begehrten, misrieth. So wurde er immermehr auf sich selbst zurückgewiesen, um da, in seinem Innern, den verworrenen Knoten zu lösen. Daß dies bei ihm nur durch theoretische Klarheit, durch deutliches Erfassen des ganzen Lebens aus einem Principe möglich war, versteht sich; und so kam es denn immer wieder auf die philosophische oder sittlich-religiöse Weltansicht an, die er sich erwerben würde.

Zugleich war auch noch ein anderer, tieferer Zwiespalt auszugleichen. Wir haben auf seine frühere deterministische Freiheitstheorie hingewiesen, von welcher er auch in diesen Briefen, doch als von einer abgelegten spricht, und deren die folgenden noch ausführlicher erwähnen. Also auch in diesem Betracht war ihm bisher noch keine völlige, Geist und Gemüth versöhnende Klarheit geworden. In dieser vielfachen Unsicherheit des Lebens wie der Theorie lernte er scheinbar durch Zufall, wie er erzählt, die Kant'sche Philosophie kennen; und hiermit entschied sich alles in ihm und außer ihm; denn wie sie seinen Geist ergriff und zu Einigkeit und Klarheit brachte, so gelangte er durch sie auch über seinen äußern Beruf zur völligen Entschiedenheit. Er faßte sie von der würdigsten Seite, wie nur ein kräftiger Charakter sie ergreifen konnte, von der Seite ihres Moralprincips, aber hierin auch mit einer Strenge, wie sie fast noch von keinem der bisherigen Anhänger dargestellt worden war. Das Bewußtsein der absoluten Freiheit des Ich, das an seinem Willen die Macht der ganzen Welt sich brechen sieht; an den Willen aber gerichtet ein absolutes Gebot, das nun, allmächtig herrschend über jede Neigung und Leidenschaft, völlige Einheit und Gleichmaß dem Gemüthe verleiht — eine solche Theorie mit der Kraft ihrer sittlichen Weltansicht hatte als Lehre bisher ihm gefehlt, während sein Charakter halb unbewußt sich ihr zuneigte. Indem aber die Kant'sche Philosophie alle übrige vermeintliche Objectivität zur bloßen Erscheinung verflüchtigte und so als einzig Reales nur das Ich und seine Freiheit übrig ließ: so wurde dadurch der weitere Schritt vorbereitet, den Fichte nachher wirklich that, das Ich und seine Selbstthat nicht nur zum Principe der Moral, sondern zum Mittelpunkte der ganzen theoretischen Philosophie zu machen.

Die in den folgenden Briefen erwähnte Schrift über die Kant'sche Philosophie sollte übrigens einen Auszug und eine erklärende Bearbeitung der Kant'schen „Kritik der Urtheilskraft" enthalten, mit einer wissenschaftlichen Uebersicht des ganzen philosophischen Lehrgebäudes als Einleitung. Ein weitläufiges Manuscript, wobei der Verfasser bemerkt hat, daß es vom September 1790 bis zu Anfang des Jahres 1791 geschrieben und zum Druck bestimmt sei, enthält ein großes, aber in der Mitte durch einzelne Lücken unterbrochenes Bruchstück, wie es etwa den ersten Theil jenes Werkes hätte bilden können. Schon hier zeigt sich indeß eine umfassende, auf Einheit dringende Ansicht von der Kant'schen Philosophie; er beabsichtigte nämlich in der Einleitung eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Transscendentalphilosophie, wie sie Kant in den drei Kritiken nur abgesondert gegeben hatte. Sie beginnt nach Kant's Vorgange *) mit einer Eintheilung der gesammten Philosophie in die theoretische, als Natur-, und die praktische, als Moralphilosophie; dann erhebt sie die Frage, wie beide Theile zu verbinden seien, und antwortet gleichfalls mit Kant, daß die Urtheilskraft das Vermittelnde sei zwischen dem Verstande und der praktischen Vernunft, daß die gesammte Transscendentalphilosophie demnach in drei Theile zerfalle, indem sie die drei Grundvermögen des Gemüths: Verstand, Urtheilskraft und (praktische) Vernunft, zu umfassen habe. Der theoretischen Auffassung der Natur, als bloßer Erscheinung, steht die praktische Vernunft direct gegenüber, welche einen absoluten Zweck aufstellt. Die sonst unausfüllbare „Kluft" zwischen beiden wird durch die Urtheilskraft überbrückt, welche den Begriff der „Zweckmäßigkeit" auf die Naturerscheinungen anzuwenden genöthigt ist. (Vgl. Kant's Einleitung zur „Kritik der Urtheilskraft", S. LIII—LVIII.) Die Frage aber nach der innern Einheit jener drei factisch geschiedenen Grundvermögen des Bewußtseins, welche Kant kurz dadurch abgewiesen hatte, daß er behauptete: „sie ließen sich nicht ferner aus einem gemeinschaftlichen Grunde herleiten" (Einleitung, S. XXII), wirft Fichte hier schon auf. Er beantwortet sie dahin: „man müsse annehmen, um dieses äußern Verhältnisses der Ergänzung, daß sie

*) Einleitung in die „Kritik der Urtheilskraft", S. XI.

auch **innerlich** auf einer gemeinschaftlichen Einheit beruhen", wonach ihm schon damals (1790) eine der spätern Wissenschaftslehre analoge Theorie vorgeschwebt haben muß.

In dem Werke selbst ist Stil und Terminologie fast noch ganz **Kantisch**, wie auch in der spätern Schrift über die „Kritik aller Offenbarung"; nur an einzelnen Stellen, in mancher Erläuterung, mancher verkürzenden Wendung des Gedankengangs macht sich wie in den ersten schüchternen Regungen der selbständigere Geist vernehmlich, der schon aus einzelnen Zügen der Einleitung hervorblickte. Daß es nicht vollendet und gleich damals zum Druck befördert wurde, davon ist der Grund ohne Zweifel in der unerwarteten Wendung seines Schicksals zu suchen, das, wie wir sogleich vernehmen werden, statt des gehofften Glücks im Schose der Ruhe ihn neuen Stürmen dahingab.

Zugleich müssen wir an dieser Stelle noch eines andern kürzern Fragments erwähnen, das in die bezeichnete Epoche fällt und das uns den Uebergang zu bilden scheint zwischen seiner frühern deterministischen Ansicht und der später von ihm angenommenen Lehre des Kriticismus. Soviel nämlich über den Zweck des Ganzen aus dem vorhandenen Bruchstück geurtheilt werden kann, sollte der unvermeidliche Zwiespalt zwischen Gemüth und Erkennen im Determinismus dargethan und dadurch mittelbar auf die **Enthaltung von aller Entscheidung** über solche Fragen aus theoretischen Gründen hingewiesen werden, wie sie dem Kriticismus eigenthümlich ist. Da das Bruchstück kurz ist und manches Eigenthümliche enthält, haben wir uns nicht enthalten können, es im Anhange mitzutheilen. *)

Endlich müssen wir hier noch die Briefe einschalten, welche, um diese Zeit geschrieben, besser als alles von der philosophischen Umwandlung Rechenschaft geben, die sich damals in ihm gestaltete und die für sein inneres wie äußeres Leben von großer Wichtigkeit war. Der nachfolgende Brief besonders legt in dieser Beziehung eine Art von Glaubensbekenntniß ab.

* * *

*) Vgl. die dritte Beilage.

An Achelis in Bremen.

— — — Ich lebe seit ungefähr 4—5 Monaten das glücklichste Leben in Leipzig, dessen ich mich in meinen ganzen Lebenstagen erinnere; und was das Befriedigendste ist — ich verdanke keinem Menschen das mindeste Ingredienz dieses Glücks. Sie wissen, daß ich zuletzt in Zürich anfing ein wenig zu kränkeln. Entweder war dies zum Theil Einbildung, oder die Schwertküche bekam mir nicht. Seit meiner Abreise von Zürich bin ich die Gesundheit selbst, und ich weiß dies Glück zu schätzen. Mein Aufenthalt in Zürich und noch mehr meine Reise hatten meine Phantasie auf eine unnatürliche Höhe gespannt. Ich kam mit einem Kopfe, der von großen Planen wimmelte, nach Leipzig. Alles scheiterte, und von so viel Seifenblasen blieb mir nicht der leichte Schaum übrig, aus welchem sie zusammengesetzt waren. Anfangs störte dies meine Seelenruhe wol ein wenig, und es war halbe Verzweiflung, daß ich eine Partie ergriff, die ich schon längst hätte ergreifen sollen. Da ich das Außer mir nicht ändern konnte, so beschloß ich das In mir zu ändern. Ich warf mich in die Philosophie, und das zwar, wie sich versteht, in die Kant'sche. Hier fand ich das Gegenmittel für die wahre Quelle meines Uebels und Freude genug obendrein. Der Einfluß, den diese Philosophie, besonders aber der moralische Theil derselben, der aber ohne Studium der „Kritik der reinen Vernunft" unverständlich bleibt, auf das ganze Denksystem eines Menschen hat, die Revolution, die durch sie besonders in meiner ganzen Denkungsart entstanden ist, ist unbegreiflich. Ihnen besonders bin ich das Geständniß schuldig, daß ich jetzt von ganzem Herzen an die Freiheit des Menschen glaube und wohl einsehe, daß nur unter dieser Voraussetzung Pflicht, Tugend und überhaupt eine Moral möglich ist, eine Wahrheit, die ich auch sonst sehr wohl einsah und auch Ihnen vielleicht eingestanden habe. Es ist mir ferner sehr einleuchtend, daß aus dem angenommenen Satze der Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen sehr schädliche Folgen für die Gesellschaft fließen, daß das Sittenverderben der sogenannten höhern Stände großentheils aus dieser Quelle entsteht, und daß es ganz andere Gründe hat, als die Unschädlichkeit oder wol gar Nützlichkeit dieses Satzes, wenn jemand, der ihn an-

nimmt, sich von diesem Verderben rein erhält. Sie leitete Ihr unverdorbenes sittliches Gefühl besser als mich mein Raisonnement, und — noch gestehe ich mir's — in Absicht auf das letztere ist es verzeihlich, hier zu fehlen, und eine Menge anderer, die nicht fehlen, haben es nicht ihrem größern Scharfsinne, sondern ihrer größern Inconsequenz zu verdanken. — Ich bin ferner sehr fest überzeugt, daß hienieden gar nicht das Land des Genusses, sondern das Land der Arbeit und Mühe ist, und daß jede Freude nichts weiter als Stärkung zu weiterer Mühe sein soll: daß die Bereitung unsers Schicksals gar nicht, sondern blos die Cultur unserer selbst von uns gefordert wird. Ich kümmere mich daher um die Dinge, die außer mir sind, gar nicht, trachte nicht zu scheinen, sondern zu sein, und diesen Ueberzeugungen danke ich denn die tiefe Seelenruhe, welche ich genieße. Meine äußerliche Lage ist völlig so, wie sie für eine solche Disposition sein muß. Ich bin niemandes Herr noch Knecht. Aussichten habe ich gar nicht; denn die ganze hiesige kirchliche Verfassung sowie beinahe auch die Menschen gefallen mir nicht. Solange ich meine jetzige Unabhängigkeit behaupten kann, werde ich es um jeden Preis thun.

Sie fragen mich: ob ich Antheil an Journalen nehme? Nein, gar keinen. Es war anfangs mein Plan, in die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" zu arbeiten. Aber da ist Anarchie. Weiße heißt Redacteur, aber der Buchhändler ist's, und ich will in Geschäften dieser Art mit einem Buchhändler nichts zu thun haben. Auch schickte ich meinen Aufsatz über Klopstock's „Messias" an B. für das „Deutsche Museum". Dieser schrieb mir zurück, er fürchte, der Dichter, der ihn seit Jahren mit seiner Freundschaft beehre, könnte es übelnehmen, wenn ein Aufsatz, der seinem „Messias" gefährlich werden könne, durch ihn ins Publikum komme, u. dgl. Es war mir sehr recht, denn schon hatte ich die Sünde bereut. Wenn ich Schriftsteller werde, so will ich es auf meine eigene Hand. Und dann — Schriftstellerei als ein Handwerk ist für mich nichts. Es ist unglaublich, wieviel Arbeit es mir kostet, etwas zuwege zu bringen, mit dem ich nur halb zufrieden bin. Je mehr ich schreibe, desto schwerer wird es mir. Ich sehe, daß mir das lebendige Feuer fehlt. Ich arbeite seit einiger Zeit an einem erklärenden Auszuge von Kant's „Kritik der Urtheilskraft". Aber

ich werde ihn wol, wenn er ja erscheinen soll, ehe hundert Fabrikate mir in den Weg treten, noch halb roh ins Publicum werfen müssen. Erscheint das Kind, so sollen Sie es haben. — Wenn ich Zeit und Ruhe finde, so werde ich vor der Hand sie ganz der Kant'schen Philosophie widmen. Seine Moralgrundsätze, in populärem Vortrage, mit Kraft und Feuer dem Publikum ans Herz gelegt, wären vielleicht eine Wohlthat für die Welt. Ich hätte Lust, mir dies Verdienst zu erwerben, besonders da ich zu einer Entschädigung, weil auch ich meines Orts nicht ermangelt habe, falsche Grundsätze zu verbreiten, es schuldig bin. Ueberdies ist seine Moral eines populären Vortrags fähig; aber das Geschäft erfordert Muße und Unabhängigkeit, und werde ich die haben?

Der arme Escher! Eben jetzt erhalte ich Briefe aus Zürich, die mir seinen Zustand sehr kläglich schildern. Ich habe ihm geschrieben; aber er kann schon längst nicht mehr lesen, und man hat ihm meinen Brief vorlesen müssen. Ich thue Verzicht darauf, noch eine Zeile von seiner Hand zu sehen; dafür will ich mir seine Idyllen im Helvetischen Kalender kommen lassen. Ich habe in Sax schöne Sachen bei ihm gesehen, und es geht mit ihm viel verloren. Aber schon sein Schicksal macht ihn merkwürdig, denn es ist schrecklich, mit so viel Lust zum Leben bei lebendigem Leibe zu verwesen! Wenn ich nicht eine andere Welt glaubte, ich würde beben.

Schreiben Sie mir bald und eine ausführliche Schilderung Ihrer Lage; ich werde Sie immer in meinem Herzen lesen lassen, und es wird mir immer ein vortheilhaftes Zeugniß für dasselbe sein, wenn ich es darf.

* * *

An Weißhuhn. *)

— — Ich lebe in einer neuen Welt, seitdem ich die „Kritik der praktischen Vernunft" gelesen habe. Sätze, von denen ich glaubte, sie seien unumstößlich, sind mir umgestoßen; Dinge, von

*) Die vorhergehenden Briefe in der Reihe sind verloren gegangen, und auch von diesem theilen wir hier nur ein Bruchstück mit. Weißhuhn selbst übrigens war einer der ältesten Schul- und Universitätsfreunde Fichte's und

denen ich glaubte, sie könnten mir nie bewiesen werden, z. B. der Begriff einer absoluten Freiheit, der Pflicht u. s. w., sind mir bewiesen, und ich fühle mich darüber nur um so froher. Es ist unbegreiflich, welche Achtung für die Menschheit, welche Kraft uns dieses System gibt! Doch was sage ich das Ihnen, der Sie es längst werden empfunden haben wie ich! Welch ein Segen für ein Zeitalter, in welchem die Moral von ihren Grundfesten aus zerstört und der Begriff Pflicht in allen Wörterbüchern durchstrichen war; denn — verzeihen Sie mir — ich überrede mich nicht, daß vor der Kant'schen Kritik irgendjemand, der seinen Verstand selbständig zu brauchen wußte, anders gedacht hat als ich, und ich erinnere mich niemand gefunden zu haben, der gegen mein System etwas Gründliches eingewendet hätte. Ehrliche Leute habe ich genug gefunden, die anders nicht dachten — das konnten sie überhaupt nicht — sondern fühlten. So täuschte es

---

wurde von diesem ebenso sehr wegen seiner Talente als wegen seines trefflichen Gemüths geliebt und geschätzt. Zudem verband beide noch inniger ihre gemeinschaftliche Liebe zur Speculation und eine ähnliche Geistesrichtung; und selbst ein gleiches Schicksal war ihnen in ihrem Vaterlande beschieden: beide hinderte ihre freie, zu wenig verhüllte Denkart daran, zu einem kirchlichen Amte zu gelangen. Doch fand Weißhuhn Unterstützung bei seinem Vater, der Prediger zu Schönerwerda in Thüringen (?) war, zu welchem er zurückkehrte und einige Jahre dort verlebte. Unterdeß war Fichte nach Jena berufen worden und glaubte hier seinem Freunde eine anregende, seinen Talenten angemessene Thätigkeit bereiten zu können; er lud ihn ein, zu ihm zu kommen, um als Mitarbeiter am „Philosophischen Journal" und an der „Literaturzeitung" sich Auskommen und Ruf zu erwerben. Weißhuhn folgte der Einladung; aber seine Gesundheit war schon durch vieljährige Kränklichkeit so zerrüttet, daß er seine Plane und Hoffnungen nicht erfüllt sah. Nach einigen Verwickelungen seiner äußern Lage nahm ihn Fichte in seinem Hause auf, wo er zum höchsten Bedauern seiner Freunde mitten in mancherlei literarischen Entwürfen am 21. April 1795 starb. Ein Theil seines philosophischen Nachlasses wurde im „Philosophischen Journal" nach seinem Tode bekannt gemacht; früher hatte er schon eine Sammlung von Sinngedichten und eine Uebersetzung des Martial erscheinen lassen. Auch sind seine „Briefe über Schulpforta" nicht ganz unbekannt geblieben. Was von Briefen an Fichte noch hat aufgefunden werden können, durch welche der Frühverstorbene sich selbst ein würdiges Denkmal seines Charakters und seiner Gesinnung gesetzt hat, wird der zweite Band enthalten. Auch Schiller und Goethe erwähnen seiner in ihrem Briefwechsel mit Achtung und Theilnahme.

mich durch die scheinbare Consequenz, und so täuscht es vielleicht noch tausend.

Haben Sie die Kant'sche „Kritik der Urtheilskraft“ schon gelesen? Es ist eine Aesthetik und Teleologie, von denen die erste, da Sie sich mit Untersuchung des Schönen beschäftigt haben, Sie doppelt interessiren wird; evident, wie alles von Kant, deutlicher und besser geschrieben, wie mir scheint, als seine vorigen Werke, und — besser gedruckt! Haben Sie seine Schrift gegen Eberhardt: „Ueber eine ältere Kritik, die alle neue Kritik überflüssig machen soll“, gelesen? Sie wirft viel Licht auf die „Kritik der reinen Vernunft“ und noch mehr über die Verdrehungen und hinterlistigen Wendungen Eberhardt's, und ist hier und da mit mehr Witz geschrieben, als man von Kant hätte erwarten sollen. Er verspricht nun noch eine Metaphysik der Natur und eine Metaphysik der Sitten.

Ich habe mich jetzt ganz in die Kant'sche Philosophie geworfen: anfangs aus Noth; ich gab eine Stunde über die „Kritik der reinen Vernunft“; nachher seit meiner Bekanntschaft mit der „Kritik der praktischen Vernunft“ aus wahrem Geschmack. Ein gewisser Peuker in Schlesien hat eine „Darstellung der Kritik der reinen Vernunft, nebst kurzer Widerlegung der dagegen gemachten Einwürfe“, geschrieben, es ist größtentheils ein Auszug, der mir indeß trefflich scheint, der mich aber im Grunde nicht freut, weil ich halb und halb willens war, etwas Aehnliches zu thun. Eine Hauptursache von der Unverständlichkeit der Kritik scheinen mir die oftmaligen Wiederholungen und Digressionen, welche die Ideenreihe unterbrechen; und ich glaube, sie würde leichter sein, wenn sie halb so dick wäre.

* *
*

An Ebendenselben.

— — Seit einiger Zeit habe ich mich besonders mit dem Studium der „Kritik der Urtheilskraft“ beschäftigt, und da sie mir ziemlich dunkel vorkam, so glaubte ich, sie könnte andern leicht ebenso vorkommen, und es würde kein ganz überflüssiges Werk sein, sie etwas deutlicher zu machen. Bis hierher dachte ich vielleicht richtig; aber ob ich es sein könnte, der sie deutlicher mache,

dachte ich darin ebenso richtig? Dies ist es, was ich von Ihnen erfahren will, und deshalb schicke ich Ihnen hier den Anfang des Manuscripts, d. h. alles, womit ich aus dem Gröbsten im Reinen bin. Meine Absicht war, Wiederholungen abzuschneiden, die synthetische Methode, die Kant in Absicht des Ganzen unerreichbar durchführt, auch in die einzelnsten Theile desselben, wo er mir oft unordentlich zu sein scheint, zu bringen; was sehr dunkel ist, mit andern, wenn auch nicht bessern, doch deutlichern Worten zu sagen, damit ein Leser, der zugleich des Kant'schen Buchs sich bedient, eine Sache von zwei Seiten sehen könne. Bei Stellen, die mir hell genug zu sein schienen, habe ich möglichst den Kant'schen Ausdruck beibehalten. Ob dies nicht ein Plagiat sei? Ich glaube nicht, wenn die Vorrede es ausdrücklich sagt, wie sie es sagen wird.

Die Einleitung schien mir das Dunkelste im Buche. Mühe habe ich mir freilich gegeben, Licht hinein zu bringen; aber wie es gelungen ist, weiß ich nicht. Hier und da bin ich von der Kant'schen Vorstellungsart abgewichen, weil eine andere mir deutlicher zu sein schien, die zu eben den Resultaten führt.

Hinterher scheint es mir, ich hätte besser gethan, bei der Anordnung der einzelnen Materien von Kant abzugehen: die Darstellung müßte an Deutlichkeit, wäre es auch nur durch veränderte Gesichtspunkte, gewonnen haben; wenigstens hätte sie mehr das Ansehen eines wissenschaftlich verbundenen Ganzen äußerlich bekommen. Vielleicht, und wenn es nicht an Zeit gebricht, schicke ich in einem Anhange eine kurze Darstellung der Kritik in einer andern Gedankenfolge nach.

Wegen des Stils muß ich erröthen — so holpricht, so voll von Tautologien und Wiederholungen derselben Worte ist er, so viel lange Perioden sind darin! Aber es ist schwerer, als man denkt, auch Kant'sche Ideen in einer fließenden Schreibart vorzutragen, und ich hatte mehr zu thun nicht Zeit. Ich habe so schon mehrere Paragraphen mehr als fünfmal umgearbeitet.

Meine Bitte dabei an Sie ist diese: Wollen Sie wol das Manuscript durchsehen und mir ihren freundschaftlichen Rath ertheilen, ob es so bleiben kann, oder ob es ganz umgeschmolzen werden muß?

Sollten Sie es nun, wie ich leider mehr wünsche als hoffe, billigen, so — ich werde unverschämt, aber es ist Ihre Art nicht, ein gutes Werk halb zu thun, und wenn es dies nicht ist, sollen Sie es gar nicht thun! — kurz, Sie merken, warum ich bitten will. Ich habe keinen Bekannten unter den hiesigen Buchhändlern und Gelehrten, und wenn ich ihn auch hätte, so wüßte ich doch niemand, von dem ich lieber in die Schriftstellerwelt eingeführt werden wollte als von Ihnen. Könnten Sie mir wol entweder dadurch, daß Sie selbst an einen Buchhändler schrieben — verlegt Dyk wol philosophische Sachen? — oder auch durch einen Brief an Heydenreich zu einem Verleger verhelfen?

Aber ich eile und wünschte, daß, wenn es irgend möglich wäre, das Buch mit künftiger Neujahrsmesse herauskäme; nämlich nur der erste Theil, enthaltend die ästhetische Urtheilskraft, während der zweite, enthaltend die teleologische Urtheilskraft, dann nach meinem Plane zu Ostern folgen sollte. Da müßte man freilich wenigstens mit Anfang künftigen Monats mit dem Verleger richtig sein, damit dann der Druck sogleich angefangen werden könnte.

Ueber den Titel bin ich noch unentschieden. „Versuch eines erklärenden Auszugs aus Kant's Kritik der Urtheilskraft": was meinen Sie? Meinen Namen werde ich in jedem Falle darunter setzen.

Ueber eine Revolution in meinem Geiste habe ich Ihnen schon geschrieben, glaube ich. Ich denke so fort, und es erhält und befestigt mir meine Ruhe immer tiefer. Ich weiß nicht, was mir bevorsteht, aber ich mag es auch nicht wissen. Ich habe nur eine Sorge: mein Herz und womöglich meinen Geist in Ordnung zu bringen; ist auch letzteres nicht ganz möglich, wie es denn bei so heterogenen Beschäftigungen nicht möglich ist, nun wohl, so ist es nicht meine Schuld.

* * *

Um außerdem zugleich Rechenschaft davon zu geben, welch eine Richtung sein Geschmack, sein ästhetisches Urtheil um diese Zeit genommen habe, werde noch ein Brief an eine Dame, die sich mit schöner Literatur, besonders der französischen, eifrig beschäftigte, im Auszuge hier mitgetheilt.

An Frau Kanzlerin von Koppenfels.

— — Ew. Gnaden rechnen auf einen Briefwechsel mit mir über schöne Literatur! Aber ich lese so wenig Neues, wenn ich es nicht etwa amtshalber lesen muß. Und darf ich es gestehen? Es ist zwar bei mir noch nicht Zeit, das Vergangene zu loben und Tadler des Gegenwärtigen zu sein, aber es gefallen mir so wenige der neuern Producte. Ich habe einige Lieblingsautoren; zuerst die Alten, wie sich versteht, unter den Franzosen Rousseau und Montaigne, unter den Deutschen Lessing, Wieland, Goethe in seinen neuern Arbeiten — diese lese ich immer wieder und kann sie nicht genug lesen, und vielleicht sind diese es, die meinen Geschmack so einseitig machen. Damit will ich aber nicht behaupten, daß ich den Gedichten Bürger's, Voßen's, Stolberg's nicht einigen Geschmack abgewinnen könnte. Indeß, täuscht mich nicht die jugendliche Art, die da lieber zu hoffen als zu fürchten pflegt: so ist das goldene Zeitalter unserer Literatur erst im Werden; und es wird dauerhaft sein und vielleicht die glänzendsten Epochen aller andern Völker übertreffen. Was Lessing in den „Literaturbriefen" und in der „Dramaturgie" ausstreute, fängt erst jetzt an Früchte zu tragen. Seine Grundsätze scheint man allmählich immer mehr anerkennen und zur Grundlage der Beurtheilung legen zu wollen; und für die Möglichkeit ihrer Ausführung ist Goethe's „Iphigenie" der stärkste Beweis. Es ist mir wahrscheinlich, daß der, welcher in seinem zwanzigsten Jahre die „Räuber" schrieb, über kurz oder lang eben diesen Weg betreten und im vierzigsten unser Sophokles sein werde. Die Uebersetzung des Homer und Virgil von Voß und des Sophokles von Stolberg wird uns von der Nachahmung der Franzosen, denen wir noch länger huldigen, als wir es Wort haben wollen, und der Engländer zu den einzigen wahren Mustern der ästhetischen Vollkommenheit zurückbringen. Durch eine gründlichere Philosophie, die schon anfängt zu siegen, werden auch unsere Grundsätze über die Kunst berichtigt werden; denn es scheint beinahe, daß der Deutsche der Theorie bedarf, ehe er Meisterwerke liefert. Auch das Gros unsers Publikums, das doch wol hergebrachtermaßen immer ein halbes Jahrhundert gegen seine bessern Köpfe zurück sein muß, wird sich bessern, sowie die Producte, die bisher seinem verdorbenen Geschmack schmeicheln, sich verlieren werden.

Ich würde das Schwert in der gelehrten Republick führen, sagen Ew. Gn. — Noch sind die Gelehrten verschiedener Meinung, was das bewußte Instrument eigentlich sei. Rost nennt es einen Besen. Aber das ist eben Rost, und er redet mit Gottsched und redet im Namen des T... Horaz ist artiger und meint, es sei ein Schleifstein. Dazu konnte er recht gute Ursachen haben: er war selbst Kritiker und konnte daher jenes Werkzeug nicht zu tief herabwürdigen wollen; aber er war auch Dichter, und so konnte er es nicht zu sehr erheben. Wie sollen es Leute meines Schlags nennen, die von den ersten nur so eine gewisse kleine Art, von den letzten gar nichts sind? Ich weiß sogar nicht, ob ich auch in dieser gewissen Art viel thun werde. Eine kritische Zeitschrift, woran ich ehemals einigen Antheil hatte und jetzt größern nehmen wollte, ist eingegangen, weil einige Mitarbeiter — nicht ich, bewahre mich der Himmel! — einige Wahrheiten gesagt haben, die sich nicht angenehm sagen, noch weniger hören ließen. Eine andere, worin ich zuweilen etwas liefern könnte, hat einen sehr eingeschränkten Plan; und wie mannichfaltig meine literarischen Entwürfe immer sein mögen, so wünsche ich lieber etwas Selbständiges auszuführen, das an seinem Theile Stoff einer Kritik werden könne, als blos fremde Arbeiten lobend oder tadelnd durchzumustern.

Fünftes Kapitel.

Reise nach Königsberg. Verhältniß zu Kant. Die „Kritik aller Offenbarung".

Wir erinnern uns aus den oben mitgetheilten Briefen von Fichte an seine Verlobte, daß beide sich im Frühlinge 1791 zu verbinden gedachten, daß Fichte sogar schon die Zeit seiner Abreise nach Zürich bestimmt hatte. Er sollte dort in sorgenfreier Muße nur der Liebe und seinen schriftstellerischen Entwürfen leben, so hatte es seine edle Verlobte mit ihm bestimmt; und nur der Wunsch, auch nach außen hin seine Plane nicht aufgeben zu müssen, besonders aber auch als Schriftsteller mit einiger Auszeichnung zurückkehren zu können, hatte ihn bisher noch abgehalten, das Dargebotene sogleich zu ergreifen.

Jetzt nach manchen vereitelten Planen eilte er mit Sehnsucht dahin; ja die häusliche Stille und sorgenlose Ruhe war ihm doppelt Bedürfniß geworden, weil er nur so seiner innern Entwickelung, seinen wissenschaftlichen Planen ungestört sich weihen zu können hoffte. Da trat das Schicksal unerwartet zwischen alle diese Aussichten. Der Bankrott eines Hauses, dem Rahn sein Vermögen anvertraut hatte, zog diesem nicht nur den empfindlichsten Verlust zu, sondern bedrohte ihn sogar in seinem Alter noch mit den drückendsten Sorgen. Zum Glück wurde später ein Theil des Vermögens gerettet; aber für den Augenblick wenigstens mußten alle Plane aufgegeben werden, die man auf den frühern mäßigen Wohlstand gründen zu können geglaubt hatte.

So schien das Geschick ihn von neuem durch harte Entsagungen prüfen zu wollen. Gerade als sein Leben sich für immer und auf das glücklichste entscheiden sollte, sah er plötzlich alle

Fäden um sich abgerissen. Für sich selbst freilich hatte er bald den Muth wiedergefunden, aber es bekümmerte ihn tief, seinen Lieben nicht helfen oder wenigstens in ihrer Nähe ihr Loos nicht mit ihnen theilen zu können. Er fand schon dadurch seine Existenz, wenn er sich entschließen konnte, in das längst aufgegebene Verhältniß eines Hauslehrers zurückzutreten. Schon lange indessen des wechselnden Hofmeisterlebens müde, das ihm bisher nicht einmal vergönnt hatte, die Erziehung eines Zöglings zu vollenden, wollte er jetzt nur noch eine Stelle bei einem erwachsenen Zögling annehmen, wo er dies eher hoffen konnte, und wo ihm nachher auch für die Zukunft Aussichten gewährt wurden. Da erhielt er den Antrag, als Erzieher in das Haus des Grafen von Plater zu Warschau einzutreten und die Leitung des einzigen Sohnes zu Hause und später auf Reisen wie auf der Akademie zu übernehmen. In seiner Lage zögerte er nicht, die dargebotene Stelle anzunehmen, wiewol sie ihn von seiner Verlobten noch weiter zu entfernen drohte und er in seinen künftigen Verhältnissen mancherlei sah, was seiner Neigung wie seiner bisherigen Lage unangemessen war. Zunächst aber meldete er seiner Verlobten diese Veränderung, damit sie auch in der Ferne stets einverstanden bleibe mit seinen Entschlüssen und den Gründen dazu. Uebrigens bat er sie auch bei dem neuen Wechsel ihres Schicksals ruhig auszuharren und auf seine unwandelbare Treue zu zählen.

Aber ungleich härter war unterdeß das Los seiner Verlobten; denn auch ihrer hier zu gedenken, hält der Biograph für Pflicht. Ohne die Zerstreuung, welche neue Verhältnisse und mannichfache Wirksamkeit dem Manne so leicht gewähren, hatte sie zudem noch die doppelte Sorge für ihren Vater wie den Verlobten zu tragen. Jener war durch den Gram über wiederholtes Unglück in eine langwierige Krankheit gefallen, die mehrmals einen nahen und gewissen Tod drohte und nur durch die ausdauernde Pflege der Tochter endlich gehoben wurde. Denken wir uns nun ihr Leben in jenen dunkeln Jahren, fast ohne jede erfreuende Hoffnung für die Zukunft und in der Gegenwart mit dem härtesten Verluste bedroht, so empfinden wir wohl, wie nur ein Gemüth voll höherer Ergebung dies überstehen konnte, und wie es oft größerer Kräfte bedarf, um still das Unvermeidliche zu

tragen, als in rüstigem Kampfe gegen die Verhältnisse diesen einen unerwarteten Vortheil abzugewinnen.

* * *

Bereits am 28. April 1791 sehen wir Fichte Leipzig wieder verlassen, um von neuem in der Fremde auf ungewissen Pfaden das Glück und die Ruhe zu suchen, die sein Vaterland ihm nicht gewähren zu wollen schien. Seine Kraft und sein Lebensmuth waren wieder völlig erwacht, und der Anfang eines Reisetagebuchs, welches noch übrig ist, spricht sogar eine Art von Freude darüber aus, sich in des Lebens Wechsel wieder frisch versuchen zu können. Wir theilen hier Bruchstücke aus demselben mit, weniger, weil wir glaubten, daß die Begebenheiten der Reise merkwürdig oder die Gegenden, durch welche sie führte, unbekannt seien, als weil uns gerade für Fichte der Beobachtungsgeist, der historische Sinn charakteristisch scheint, mit dem er im Einzelnen ein Allgemeines, im Zufälligen umfassendere Beziehungen unbefangen zu entdecken wußte.

— — „Am 8. Mai reiste ich in Gesellschaft F—s von Dresden ab, über Pillnitz. Unterwegs hatten wir wieder Debatten — ich glaube, daß es im ganzen Verdruß ist, meine Uebermacht über sich zu fühlen, die ihn so reizbar macht. Wir sahen Pillnitz — ein lebhaftes Bild davon ist mir in der Einbildungskraft geblieben — gingen über den Borsberg, in das Ruinenschloß. Auf dem Berge trennten wir uns; unsere Trennung war sehr komisch, wie sich wol noch nie auch nur simple Bekannte getrennt haben. Nach seiner Entfernung erst sah ich den eigentlichen Gipfel des Borsbergs; eine Aussicht, die einzig ist, weniger durch ihre Weite als durch ihre Mannichfaltigkeit. Nach Böhmen und Königstein zu eine wilde, rauhe Natur; vor den Füßen die anmuthigste Gegend, schöne Wiesen, Bäche, zerstreute Dörfer, in die man hinabspringen zu können meint; hinter sich nach Meißen zu in bläulicher Ferne die Gefilde des Lyäus. Meißen sieht man sehr deutlich, weiter aber nicht. — Von da aus verirrte ich mich in einer sehr interessanten Gegend: durch diese Verirrung gewann ich den prächtigen Anblick des Liebethals. Die ganze Gegend ist völlig schweizerisch. Ich näherte mich Elbersdorf *), und viele

*) Wo Fichte früher Hauslehrer gewesen war.

alte Erinnerungen gingen vor meiner Seele vorüber. Ich besuchte Madame H. Welch ein Anblick, wenn man selbst indeß so viel erfahren hat, so weit fortgerückt ist, Leute zu finden, wo noch alles ganz beim Alten ist, die nichts interessirt, die nichts begreifen! Man erkannte mich nicht mehr, wol mit Recht! — Von da nach Dittersbach. Die Kinder erkannten mich sogleich, die Aeltern waren nicht da. Die älteste Tochter brachte mir ein Glas Bier. Ich trank nicht; ich war leider, wie man von einer so starken Fußreise ist, etwas verdrießlich. Ich ging sogleich wieder ab, abermals durch die herrlichste Gegend, doch mit einem etwas andern Charakter, nach Stolpen, wo ich im Hirsche (einem Gasthofe, wo man den guten Willen, aber nicht die Mittel hat) einkehrte und an Pastor Fiedler und meinen Vater schrieb.

Den 9. bei guter Tageszeit nach Bischofswerda, im gewöhnlichen Gasthofe, trank Thee und schickte meinen Brief nach Rammenau. Sogleich erschien mein Bruder Gotthelf, die herzliche Seele, den ich schon den Tag vorher in Pillnitz gesucht hatte, gleich hernach Gottlob. Der Vater war nicht zu Hause gewesen; doch kam er bald nach — der gute, brave, herzliche Vater! Wie wohl thut mir stets sein Anblick und sein Ton und sein Raisonnement! Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen!

Von Lauban aus, wo ich mich nicht aufhielt, durch eine erträgliche, aber nicht ausgezeichnete Gegend nach Reichenbach — kleine, alte, schlechtgebaute Stadt. Hier zeigt sich zuerst die schlesisch-polnische Bauart, mit Galerien vor den Häusern, und mit Bierkegeln, die besonders in Breslau häufig sind. — —

Den 15. unter Regen und in dickem Nebel mit langem Umherirren nach Königshain, ein außerordentlich schönes Dorf, das ganz zwischen Gebüschen, Felsstücken, Wassern liegt und dessen Berge, die ich freilich nur beim Pastor *** im Kupferstiche sah, ganz schweizerisch scheinen. Sonderbarer Charakter dieses Pastors, der Herrnhuter und Kantianer zugleich zu sein vorgibt, und seiner Frau! — — Den 16. über einen Berg mit einem Belvedere, wo Säulen zu geometrischen Vermessungen von Herrn von Gersdorf, diesem bekannten gelehrten Edelmanne, der mit Herrn von Meyer die Schweiz zu Fuße durchreist hat, errichtet sind.

Von da über Kunersdorf (auch in diesen Gegenden war die Bauernrevolution unter merkwürdigen Verhältnissen, wie ich auf Befragen erfuhr, ausgebrochen) nach Görlitz — eine schöne, fruchtbare, lachende Gegend. Görlitz, wo ich das Heilige Grab vorbeiging, ist eine alte, unregelmäßige Stadt, doch mit einigen schönen Häusern; viel Aehnliches mit Bautzen, bis auf die Galerien vor den Häusern, die hier, besonders am Markte, sich durchgängig finden. Conrector Schwarz, der mich erkannte: ein lebhafter, wohlgeordneter Geist und ein treffliches Herz, wie es scheint. — Den 17. nach Löbau: Conrector B., ein junger, lebendiger, doch nicht umfassender Kopf, besucht; er hat noch manches Studentikose. — Von da gleich nach Tische auf Schlesien zu. Man geht bis dicht an Naumburg am Queiß (die erste schlesische Stadt) durch angenehme Fluren, durch lange reiche Dörfer mit großen weitkuppeligen Kirchen dahin. (Jede Gegend hat in Sachsen einen eigenen Charakter für ihre Kirchthürme. Bei Leipzig und so überhaupt im größern Theile des sächsischen Meißen oben in ein spitzwinkeliges Dreieck zulaufend, vermufft, übel aussehend. Von Dresden an besser, aber nicht ausgezeichnet. Bei Görlitz bis Lauban oben mit einer langen Spitze, die wie eine Spießgerte gestaltet ist; von Löbau an die oben erwähnte Bauart mit gewölbten Kuppeln, die oft einen prächtigen Anblick gewähren. Woher dies? Der Grund mag zum Theil im Alter der Kirchen liegen, dann auch im Reichthum der Gegend, in dem, was sie für einen solchen Bau verwenden können; doch mag gewiß auch viel der Geschmack, die ursprüngliche Bildung der Gegend dazu beitragen, ein Gegenstand, dem weiter nachzuforschen interessant wäre.) An der naumburgischen Brücke steht die sächsische Grenzsäule, noch ehe man von der sächsischen Seite über die Brücke ist. Die preußische, oder vielmehr ein bloßer preußischer Meilenzeiger mit dem Adler darüber, steht eine große Strecke davon auf einer andern Straße, die man vor dem Eingange Naumburgs passirt. Naumburg ist von allen Seiten offen, gewährt aber wegen eines Klosters mit einem schöngebauten Thurme und andern Thürmen, unter andern auch einem hohen ausgebrannten, ein hübsches Ansehen. — Die gute, schlesische Ehrlichkeit: allgemeine Klagen über den Verfall aller Nahrung, der Gewerbe u. s. w. — Durch größtentheils Wald und schlechtere Dörfer als die sächsischen, indem sie schon sehr den polnischen

gleichen, nach Bunzlau. Hier wird die Gegend am Bober hin wieder schöner, so auch die Dörfer. Die Stadt selbst ist regelmäßig gebaut, die Häuser vielleicht weniger solid als in den Städten Sachsens, aber von schönerm Aussehen; die Straßen breit. In den Drei Rautenkränzen eingekehrt. Die Tochter des Wirths recht hübsch, in der so vortheilhaften schlesischen Tracht mit der schwarzen Sammtschneppe um den Kopf; gutherzig, doch nicht zuvorkommend höflich; wenig Delicatesse: der ganze schlesische Charakter, wie ich ihn mir denke. Doch war sie in Verlegenheit, da sauere Gurken da waren, die man mir nicht hatte geben wollen. Rolle, die die Juden hier spielen: Gesinnung des Wirths gegen jene, gegen mich — alles nicht, wie es in Sachsen gewesen sein würde.

Den 18. war Bettag; aber in ganz Bunzlau wurde keine Glocke gehört, welches Recht die evangelischen Schlesier in diesem Theile Schlesiens, außer Liegnitz, noch nicht haben! Ich ging bis nach Gnadenberg *), ein schöner, nach Art aller herrnhutischen Colonien gebauter Ort, hörte da eine elende Predigt (z. B.: Alle Summen der Welt können nicht eine Seele bezahlen; welch eine Kostbarkeit muß mithin das Blut Jesu sein u. s. w. In diesem Tone das Ganze; die Stimme krächzend; dabei keine Wärme, wie doch sonst die Prediger in den Brüdergemeinen haben). Charakter eines gnadenberger Bruders, der ein Stück mit mir ging, leuteschen, zurückhaltend u. s. w., und doch war es ein Schlesier. — Den 20. nach Neumarkt zu. Ein schlesischer Rundkopf von Wirth sagt mir, da ich ein Gesicht über sein Bier mache: „O, es schmeckt doch gut; es ist so recht süß und sauer untereinander!" Ein anderer sagt mir, da ich nach gutem Weine frage: er wolle mir ein Glas geben, wie ich es in meinem Leben nicht getrunken hätte u. dgl. Ihr ganzer Charakter frei, ohne grob zu sein, zutraulich, scherzhaft, ohne Beleidigung. So besorgt mir die Kaufmannsfrau, bei der ich hier Wein trinke, eine Wäscherin, schickt deshalb weit herum, recommandirt mir ein Logis u. s. w. Man denke hier an einen Polnisch-Deutschen — welch ein Abstand! Die Wirthin selbst erzählt mir ihre ganze Geschichte, bedient mich so ehrlich, so treuherzig, ist wohlfeil und recommandirt mir einen

*) Gnadenfrei.

wohlfeilen Ort in Breslau; das alles war nicht delicat, aber es war treuherzig und bieder. Hat vielleicht der Schlesier die Tugenden des Sachsen und des Polen, zwischen denen er liegt, ohne seine Fehler?

Den 21. nach Breslau. Die Stadt ist weit größer als Leipzig, hat schöne Marktplätze, prächtige Paläste, wenig schlechte Häuser; doch ist das Innere der Häuser altfränkisch und übel eingerichtet. Der Salzring (ein Markt heißt hier Ring, z. B. der Kornring) — —. Der Charakter der Einwohner läßt eine gutherzige Einfalt durch die großstädtischen Sitten doch noch hindurchblicken. Der breslauer Bürger artig und dienstfertig gegen die Fremden; der Elegant sehr artig, dabei nicht neugierig und zudringlich. Vieler und hoher Adel; prächtiges Militär; eine glänzende Wachparade, eine Frequenz derselben, wie ich sie selbst hier in Königsberg nicht gefunden habe. Die Gegend um Breslau sieht zuerst aus wie die um Königsberg: Weidenalleen (die ich häufig im Preußischen fand), viele Niederungen, mithin auch Dämme, mithin viel Grünes, viel Lustwälder. So ist das Dorf Morgenau bei Breslau ein einziger zusammenhängender Lustwald und die Promenade dahin über den Weidendamm für eine platte Gegend wirklich schön.

Am 23. ging ich in des Prinzen von Hohenlohe Garten in Scheidenicht. Ueberall blickt Aermlichkeit hervor; Statuen von Holz, aus denen man auch wirklich Stücke herausschneidet, und durchaus auch sehr hölzern gearbeitet; so unter andern eine sehr steife von Friedrich II.; Eisenketten von Weiden geflochten, die man zerreißt u. s. w. Der Garten selbst ist voll Schnickschnack; man ist mehr in einer Sammlung elender Büsten als in einem Garten, doch ist das Wäldchen dabei sehr schön. Ein häßlicher Zug im Charakter der Breslauer: sie zerritzen diesem guten Prinzen, der nichts vor ihnen verschließt, die Marmortische, zerschneiden seine Statuen, zerreißen die Ketten u. s. w.

Am 25., gleich nach meiner Rückkehr von Hohenlohe's Garten in die Stadt, brach das verrufene entsetzliche Feuer aus. Ich eilte auf Adolf's Kaffeehaus, wo alles zitterte, aber, wie immer in der Noth, unschlüssig zauderte, wo es nach einem festen Plane zu helfen galt. Es wurde bald entsetzlich: ich ging an der Oder hinunter, wo ich das Feuer über den Fluß greifen und in kurzem

drei große Häuser und ein kleines verzehren sah. Endlich durch die Soldaten mit der ungeheuern Menge von Zuschauern verjagt, ging ich hinweg. Der Lärm dauerte die Nacht hindurch. Ich ging um 3 Uhr früh wieder hin, wo ich die furchtbarste Verwüstung und den Thurm der Sandkirche niederbrennen sah. Bald darauf verließ ich die Stadt. — Ueber Breslau hinaus verändert sich die Gegend; kleine Berge umgeben den Horizont, hinter welchen höhere sich amphitheatralisch erheben. Der Boden wird lehmiger und fester, ist aber ebenso wenig bebaut; das Volk ungebildeter, seine Sprache rauher (Bausch statt Busch, Hauf statt Hof u. dgl.). Eine ungeheuere Menge Windmühlen in der Gegend von Strehlen, ein Zeichen, daß ich mich der wasserlosen Ebene näherte; auch in Polen sind sie häufig.

Den 29. gegen Mittag bis Gostin, die erste bedeutende polnische Stadt, geschmückt mit einem herrlichen Dome einer Kuppelkirche und für eine polnische Stadt wohlgebaut. Hier das Gemälde einer solchen.

Die Gassen sind geräumig, weit, nicht ganz schlecht gepflastert, aber sie liegen voll Stroh, Unrath u. dgl. Die Häuser sind alle von Holz, nicht angestrichen in dieser Gegend, weiterhin auf eine buntscheckige, abgeschmackte Art bepinselt. Die Dächer von Schindeln, auf dem Lande, wie schon in Schlesien, von Rohr. Der Markt ist der Sammelplatz alles Mistes. Hier sind Galerien vor den Häusern, wo man Lebensmittel, Brot, Käse, gekochte Fische, Semmeln (die alle schwarz, krümelig und schlecht sind) feil hat. In der Mitte desselben steht ein hölzernes, viereckiges Ding, mit einem Thurme von eben der Materie, eben der Farbe, Rathhaus genannt. Meistens alle Städte wimmeln von Juden. Dies ist das Bild aller, also auch von Gostin. Nur ist diese von ansehnlicher Größe; die Evangelischen wohnen abgesondert in der Nähe des Doms.

Ich trat in das erste Wirthshaus. Kein Mensch verstand ein Wort Deutsch, aber alles war sehr höflich. Endlich kam ein deutsch gekleideter, gewesener Feldscherer unter der russischen Armee, ein Tölpel und Grobian, der mir indeß zum Dolmetscher diente. Er begleitete mich über den Markt, der von Menschen wimmelte, und verkündete jedem, wer ich sei. Man sah mich an wie ein seltenes Thier, schien aber Mitleid mit mir zu haben, als man hörte,

daß ich um Pferde zu erhalten in Verlegenheit sei. Endlich kam ich in einen Gasthof außer der Stadt, wo ich Deutsche erwartete. Hier zermarterte sich der Wirth, umarmte mich, legte seinen Kopf an meine Brust, machte Wendungen wie eine schmeichelnde Katze, um mir begreiflich zu machen, daß er mir nicht, was ich verlangte, Pferde, verschaffen könne. Alle Polen, die ich hier sah, so umständlich höflich, so tendre, so unterwürfig gegen die Deutschen! Diese dagegen trotzig, anmaßend, wie überall die Sieger gegen die Besiegten! Nur zeigt es lange Knechtschaft und Unterdrückung, daß jene sich so rasch in dieses Verhältniß hineingefunden haben.

Am 31. kamen wir nach Pieters, wo ich das erste polnische Militär sah; es war Nationalreiterei. Lange, rothe, weite Hosen, an der Seite mit weißen Borten besetzt. Ein blaues Collet mit rothem Aufschlage. Abgeschnittene Haare, die sie sehr lang und schwarz haben. Eine schwarzgebrämte Mütze mit viereckigem Deckel. Ein langer Säbel mit eiserner Scheide; so ist Kleidung und Bewaffnung. Sie selbst meistens schöne, wohlgewachsene Leute, mit schwarzen Augen; ihre Züge mit einem Anfluge von Orientalismus, und doch welch ein Unterschied zwischen ihren und den Judengesichtern! Sie stammen freilich aus dem nördlichen Asien, diese aus dem südlichen; aber sollte nicht diese Gesichtsvergleichung im großen durchgeführt über die Völkerorigines und ihre Verwandtschaft Licht geben können? — Es war Landgericht in jener Stadt; ein außerordentliches Gericht, wie es schien, wo die Streitigkeiten der Edelleute entschieden werden. Ich sah deren einen im ersten Hause, wo ich einkehrte; er war sehr höflich, sprach viel lateinisch mit mir; Deutsch konnte er nicht viel, Französisch gar nicht. Der polnische gemeinere Adel kann das letztere in der Regel nicht, sowie der vornehmere wenig vom erstern. Er trug eine anständige polnische Kleidung; aber daß es z. B. gut sein könnte, seine Stiefel zu putzen, fiel ihm erst ein, da ich's that. In der Geschichte seines Vaterlandes war er schlecht unterrichtet. Nicht lange, so tritt ein Exjesuit herein und redet mit dem Wirth lateinisch. Ich mische mich in die Unterredung. Der Wirth, Kowalski hieß er, geräth vor Freude außer sich, daß er sich mit mir unterhalten kann, zeigt mir alle seine Briefschaften, erzählt mir seine ganze Geschichte, sodaß ich ihn kaum loswerden kann. Er war gleich-

falls ein Edelmann; aber er war Kutscher gewesen und hatte, wie die andern Bedienten auch, Schläge bekommen. Der Exjesuit war stockorthodox, doch noch ganz erträglich höflich.

Am 7. Juni endlich in Warschau. Die Stadt hat neun Vorstädte, sagt die Geographie, die ich nicht zu unterscheiden weiß; die eigentliche Stadt liegt an der Weichsel, ist alt; krumme Straßen, doch ziemlich solide Häuser, aber altfränkisch. Sie hat viel Thore, welche die Vorstädte nicht haben. Mitten auf dem engen Marktplatze steht ein massives, gothisch gebautes Rathhaus. In ihr liegt das königliche Schloß auf einem Berge an der Weichsel. Die Vorstädte liegen weiter von der Weichsel ab und sind voll fürstlicher Paläste, an denen alle Pracht der Architektur verschwendet ist. Doch haben sie vom Massiven nur den Schein; sie sind nämlich nur von Ziegelsteinen, die nach der Form von Quadern geordnet und angestrichen sind. Auf dem Pferdemarkt ist die evangelische Kirche, ein runder Dom mit einer Kuppel, in die das Licht von oben hineinfällt; auf der Kreuzgasse die prächtige Kreuzkirche u. s. w. Kurz Kirchen und prächtige Paläste ohne Zahl; und doch steht oft mitten zwischen zwei herrlichen Gebäuden eine alte, den Einsturz drohende Hütte; ein Bild des ganzen Volkes und Staates!

Die Stadt ist die ganzen 24 Stunden hindurch vom Lärm der Carrossen erfüllt; man sieht in ihr zugleich das seltenste Gewimmel von allerlei Kleidung, hört allerlei Sprachen untereinander. Die Gassen sind von schreienden, verstümmelten Bettlern angefüllt, deren selten jemand zu achten scheint, die aber Meister in ihrer Kunst sind.

Hier lernte ich die Grobheit der Deutschen in Polen erst ganz kennen. Das Hotel, wo ich abtrat, gehört einem Danziger, der meistens Preußen beherbergt. Der Aufwärter, hier charakteristisch Schenker genannt, sah mich kaum an und antwortete mir kaum auf meine Frage nach Zimmer und Bett. Wollte ich Thee, Abendessen u. s. w., so mußte ich selbst in die Küche und da — es herausstreiten. Klagte ich, so sagte man mir: Das ist hier so Mode! Die Zimmer schlecht möblirt, schmuzig, halb verfallen; die Fenster ohne Vorhänge! Und dies war das Hotel d'Allemagne, eins der guten in Warschau. Ebenso der Umgang: da war ein elbinger Kaufmann, ein Erzgrobian; ein anderer, Preuße, nicht

höflicher. Ein Franzose, Abbé Chalmandré, foppte mich und wurde von mir empfohlen, borgte mir einen Dukaten ab und war nachher noch unverschämt, nachdem er durch mich versorgt worden; ich bestrafte ihn durch verdiente Verachtung! Der einzige erträgliche Mann war Mr. Brun, ein Lausanner, gewesener Hofmeister, der nach Moskau ging. Er hatte nicht studirt und war vernünftig; der Abbé hatte studirt und war intolerant, bigott, suffisant, ein unerträglicher Mensch. Er ist durch mich versorgt, und ich werde wahrscheinlich schmachten.

Ich besuchte endlich K., und ich wurde durch ihn der Schwägerin meines warschauer Hauses, der Castellanin von P. und ihrem Manne vorgestellt und gefiel, glaub' ich, nicht. Mein Französisch hatte zu viel deutschen Accent und ich sprach nicht mit gehöriger Submission. Hier sind beider Schilderungen. Er ist ein Mann von Geschäften und großem Tone: viel Leichtigkeit des Auffassens und Sprechens, doch mit der Gleichgültigkeit eines Weltmanns. Eine aufgestülpte Nase, wie alle echten P—s. Sie scheint eine treffliche Frau und gute Mutter zu sein, entfernt von aller Ziererei der großen Welt: ohne Prätension auf Witz, Gelehrsamkeit; eine leutselige Miene, ohne schön zu sein. Eine liebenswürdige Familie, an der K. nicht viel verderben, aber auch nicht viel bessern wird.

Am 9. wurde ich meinem Hause vorgestellt; ich brauche den Erfolg nicht zu erzählen, da der ganze Briefwechsel mit meinen Concepten hier beiliegt. Jetzt Charakterzüge, dann Raisonnement über die Rechtmäßigkeit!

Madame ist eine Frau der großen Welt, und da ich noch wenig dergleichen gesehen hatte, so konnte es nicht fehlen, daß sie mir nicht unausstehlich werden mußte. Sie ist groß, die Augenknochen stehen stark hervor; dabei hat ihr Blick etwas Leidenschaftliches, Gereiztes. Der Ton ihrer Stimme stumpf, ohne Silber, wie ich es hier bei mehreren Frauen von Stande bemerkte. Sie stößt mit der Zunge an, ich glaube aus Affectation, redet immer im Commandirton, rasch, undeutlich, weshalb sie schwer zu verstehen ist. Sie ist nie zu Hause, kommt, redet ein paar Worte, läßt sich von ihrem gehorsamen Manne die Hand küssen und geht. Er ist ein guter, ehrlicher Mann, dick und träge, ein Jaherr."

Wir ergänzen durch eine kurze Erzählung aus der noch vorhandenen Correspondenz, was das Tagebuch nur unvollständig

erwähnt. Bei der ersten Vorstellung war der gegenseitige Eindruck sehr unvortheilhaft gewesen; es misfiel besonders an Fichte sein Ernst, der Mangel an Geschmeidigkeit und Biegsamkeit, woran die Polen durch ihre französischen Erzieher gewöhnt sind; und in der That kann man sich kaum eine seltsamere Lage denken, als Fichte mit seiner ernsten Geradheit abhängig von einer launenhaften, an die tiefste Demuth gewöhnten polnischen Gräfin. Aber auch sein französischer Ausdruck genügte nicht, wiewol er sich früher mit dieser Sprache gründlich beschäftigt hatte; und so mochte denn die Gräfin ihre unzufriedene Ueberraschung sogleich an den Tag gelegt haben, ohne jedoch den Gedanken bestimmt zu äußern, daß Fichte darum in ihrem Hause nicht Erzieher werden könnte. Doch dieser, das innere Misverhältniß sogleich fühlend, erklärte ihr in einem französisch geschriebenen Briefe, daß es ihm bei dem Urtheil, das sie über ihn gefällt, unmöglich sei, das Ansehen in ihrem Hause zu behaupten, dessen ein jeder Erzieher bedürfe; er müsse deshalb um seine Entlassung bitten. Wenn sein Aeußeres freilich nicht munter (enjoué) erscheine, so sei er doch von immer gleicher Stimmung, was die erste Bedingung einer guten Erziehung sei; ein besserer französischer Ausdruck könne in der Regel nur von dem Deutschen erwartet werden, der in der großen Welt gelebt habe oder in ihr unterrichten wolle; ihm habe es genügt, sie nach Principien kennen zu lernen. So sehr er also auch fühle, daß er ihrem Hause nicht nützlich werden könne, so sei er selbst doch unschuldig an der Täuschung über seine Kenntnisse und Fähigkeiten; was er versprochen, hoffe er zu leisten; da dies nicht hinreiche, so müsse er um Schadloshaltung bitten. Die Gräfin ließ durch ihren Vermittler ihm ihre Protection zu andern Erzieherstellen in Warschau antragen; der erste, ohne sein Zuthun gemachte Versuch mislang, und er erklärte, sich auf keinen fernern einlassen zu wollen. Vorausgesetzt auch, schrieb er, daß sein Gefühl abgestumpft genug wäre, um in dem Gedanken, also ausgeboten zu werden, nichts Arges zu finden, wo ließe sich die zweite Stumpfheit erwarten, das anzunehmen, was ein anderer nicht mochte? Man schiene ihn wie einen aus der Mode gekommenen Stoff an solche verhandeln zu wollen, für die es allenfalls sich noch schicke, dergleichen zu tragen, freilich ohne den Stoff um seine Einwilligung befragt zu haben. Er verlange aber voll-

kommene Unabhängigkeit in seinen Entschlüssen und habe ein Recht auf Entschädigung. Die Gräfin, welcher vielleicht es ungewohnt war, ihr gegenüber von Rechten zu hören, deren Erfüllung sie für Großmuth halten mochte, wollte höchst aufgebracht sich zu nichts verstehen. Da ließ ihr Fichte durch ihren Hausarzt, einen Deutschen, dessen Bekanntschaft er gemacht und der ihm seine kräftige Verwendung zugesagt hatte, andeuten, daß bei längerer Weigerung er die Hülfe der Gerichte ansprechen würde. Diese Drohung wirkte, und nach einigen Unterhandlungen wurde ihm eine Entschädigung bewilligt, die ihn auf ein paar Monate sicherte. Hier faßte er aber den Entschluß, statt in sein Vaterland zurückzukehren, sich nach Königsberg zu wenden. Sein Tagebuch enthält nichts Näheres über die Gründe und Aussichten bei diesem Plane; doch war sicher die Hauptveranlassung dazu, Kant's persönliche Bekanntschaft zu machen, und gewiß ist es, daß dieser kühne, sogar gewagte Entschluß für sein späteres Leben entscheidend wurde.

Aber auch aus Warschau wollte er nicht scheiden, ohne sich auf eine würdige Art gezeigt zu haben; er bat daher den dortigen evangelischen Oberpfarrer, dessen Bekanntschaft er früher gemacht hatte, um die Erlaubniß, predigen zu dürfen. Und von hier an meldet das Tagebuch den weitern Verlauf.*)

„Am 23. (Juni) predigte ich endlich; doch war ich anfangs in Verlegenheit, keinen Friseur finden zu können, und hatte in Hoffnung eines Priesterrocks auf meinem schwarzen Kleide die Stahlknöpfe stehen lassen. Ich lernte bei dieser Gelegenheit die hastige Aengstlichkeit meines Pastors kennen, und predigte endlich in einem Rocke, der mir zu weit, zu lang, zu groß war und mich an jeder freien Bewegung hinderte. Auch predigte ich nicht mit dem höchsten Feuer, und dies lag ohne Zweifel an der Ermattung in der großen Hitze, die ich schon vorher auszustehen hatte. Doch hatte ich den Beifall aller Klugen gehabt, wie ich nachher durchgängig hörte. Es sei ihr gewesen, hatte Dlle. D.**)

---

*) Die damals von Fichte gehaltene Predigt, deren Handschrift er in Warschau zurückließ, ist mehrere Jahrzehnde später durch Geschenk an den Biographen gelangt und von ihm in den „Nachgelassenen Werken" (Bonn 1835), III, 209 fg., veröffentlicht worden.

**) Erzieherin im Hause der Gräfin P.

gesagt, wie einem, der einen gemeinen Fiedler erwartet und einen Virtuosen hervortreten sieht.

Am 25. ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther und traf ohne besondere Fährlichkeiten am 1. Juli daselbst ein. — Den 4. Kant besucht, der mich indeß nicht sonderlich aufnahm; ich hospitirte bei ihm und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag ist schläfrig. Unterdeß schrieb ich dies Tagebuch.

— Schon lange wollte ich Kant ernsthafter besuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine „Kritik aller Offenbarung“ zu schreiben und sie ihm statt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den 13. damit an und arbeitete seitdem ununterbrochen fort. — Am 18. August überschickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant und ging den 23. hin, um sein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte und schien sehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem nähern wissenschaftlichen Gespräche kam es nicht; wegen meiner philosophischen Zweifel verwies er mich an seine „Kritik der reinen Vernunft“ und den Hofprediger Schulz, den ich sofort aufsuchen werde. — Am 26. speiste ich bei Kant in Gesellschaft des Professor Sommer und fand einen sehr angenehmen, geistreichen Mann an Kant; erst jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind.

Den 27. endige ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher schon die Excerpte aus den Kant'schen Vorlesungen über Anthropologie, welche mir Herr von Schön geliehen, beendet hatte. Zugleich beschließe ich, jenes hinführo ordentlich alle Abende vor Schlafengehen fortzusetzen und alles Interessante, was mir begegnet, besonders aber Charakterzüge und Bemerkungen einzutragen.

Den 28. abends. Noch gestern fing ich an meine „Kritik“ zu revidiren und kam auf recht gute, tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daß die erste Bearbeitung von Grund aus oberflächlich ist. Heute wollte ich die neuen Untersuchungen fortsetzen, fand mich aber von meiner Phantasie so fortgerissen, daß ich den ganzen Tag nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage ist dies nun leider kein Wunder. Ich habe berechnet, daß ich von heute an nur noch vierzehn Tage hier subsistiren kann.

Freilich bin ich schon in solchen Verlegenheiten gewesen; aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderm Ehrgefühl immer härter. Ich habe keinen Entschluß, kann keinen fassen. Dem Pastor Borowski, zu welchem Kant mich gehen hieß, werde ich mich nicht entdecken; soll ich mich ja entdecken, so geschieht es an niemand als an Kant selbst.

Am 29. ging ich zu Borowski und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er schlug mir eine Condition vor, die aber noch nicht völlig gewiß ist und die mich auch gar nicht sehr freut; zugleich nöthigte er mir durch seine Offenheit das Geständniß ab, daß ich pressirt sei, eine Versorgung zu wünschen. Er rieth mir, zu Professor W. zu gehen. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. Am folgenden Tage ging ich in der That zu W. und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Aussichten bei erstern sind sehr mislich, doch sprach er von Hauslehrerstellen im Kurländischen, die mich allenfalls nur die höchste Noth anzunehmen bewegen wird. Nachher zum Hofprediger, wo anfangs mich seine Gattin empfing. Auch er erschien, aber in mathematische Cirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kant's desto freundlicher. Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit selbst aus seinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und dessen Pflegebefohlenen, den Grafen Dönhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Erhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntniß. *)

Am 1. September stand ein Entschluß in mir fest, den ich Kant entdecken wollte: eine Hauslehrerstelle, so ungern ich dieselbe auch angenommen hätte, findet sich nicht, und die Ungewiß-

---

*) Er bezeichnet hier den bekannten Philosophen und Arzt Johann Benjamin Erhard (geb. zu Nürnberg 1766, gest. zu Berlin 1827), welcher aus ähnlicher Ursache wie er selbst nach Königsberg gekommen war, aus dem Eifer, Kant persönlich kennen zu lernen. Man vergleiche, was Erhard in der durch Varnhagen herausgegebenen Selbstbiographie über diesen Aufenthalt in Königsberg berichtet („Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", I, 259 fg.).

heit meiner Lage hindert mich hier mit freiem Geiste zu arbeiten und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen; also fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehn, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittelung verschafft werden. Aber indem ich zu ihm gehen und meinen Vorschlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beschloß zu schreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen sehr angenehmen Abend verlebte. — Am 2. vollendete ich den Brief an Kant und schickte ihn ab."

Dieser Brief stellt so lebhaft seine damalige Lage dar und spricht zugleich so bezeichnend seinen Charakter aus, daß keine passendere Stelle für ihn zu finden ist als die gegenwärtige, wo er als die Fortsetzung des Tagebuchs erscheint. Wir fügen ihn daher seinem wesentlichen Inhalte nach hier ein:

„Ew. Wohlgeboren verzeihen gütigst, daß ich abermals lieber schriftlich als mündlich mit Ihnen reden will.

Dieselben haben mich mit einer gütigen Wärme empfohlen, um die ich nicht gewagt hätte, Sie zu bitten; eine Großmuth, die meine Dankbarkeit unendlich vermehrt und mir Muth macht, mich Ihnen ganz zu entdecken, was ich in Absicht Ihres Charakters zwar auch vorher wagen, ohne nähere Erlaubniß von Ihnen aber mir nicht verstatten durfte; ein Bedürfniß, das derjenige, welcher sich nicht gegen jedermann entdeckt, gegen einen ganz guten Charakter doppelt fühlt.

Zuerst erlauben mir Ew. Wohlgeboren zu versichern, daß mein Entschluß, von Warschau aus lieber nach Königsberg als sogleich zurück nach Sachsen zu gehen, zwar insofern eigennützig war, als ich dadurch das Bedürfniß befriedigen wollte, dem Manne, dem ich alle meine Ueberzeugungen und Grundsätze, dem ich meinen Charakter bis auf das Bestreben, einen haben zu wollen, verdanke, einen Theil meiner Empfindungen zu entdecken; daß ich, soviel in kurzer Zeit möglich, Sie benutzen und, wenn es sein könnte, mich Ihnen für meine künftige etwaige Laufbahn vortheilhaft empfehlen wollte; daß ich aber ein so gegenwärtiges Bedürfniß Ihrer Güte nicht voraussetzen konnte, weil ich mir theils Königsberg so reich und noch reicher an Hülfsmitteln als z. B. Leipzig vorstellte, theils im äußersten Falle durch einen Freund, der in einem angesehenen Amte zu Riga steht, von hier

aus in Livland unterzukommen glaubte. Ich glaube diese Versicherung theils mir selbst schuldig zu sein, um auf Empfindungen, die rein aus meinem Herzen flossen, keinen Verdacht niedern Eigennutzes zu lassen, theils auch Ihnen, wenn ein freier offener Dank der durch Sie Unterrichteten und Gebesserten Ihnen lieb ist.

Ich habe das Geschäft des Hauslehrers fünf Jahre lang getrieben und die Unannehmlichkeit desselben, Unvollkommenheiten sehen zu müssen, die von wichtigen Folgen sind, und an dem Guten, das man stiften könnte, kräftig verhindert zu werden, so empfunden, daß ich es nunmehr seit anderthalb Jahren auf immer aufgegeben zu haben glaubte, und daß ich ängstlich werde, wenn ein wohlwollender Mann es übernimmt, mich zu diesem Geschäfte zu empfehlen, indem ich befürchten muß, daß es nicht zu seinem Vergnügen ausschlagen möchte. Ich ließ mich durch die wenig gegründete Hoffnung, es einmal besser anzutreffen, und vielleicht unmerklich durch Aussicht auf Geldvortheil und Größe ohne gehörige Ueberlegung hinreißen, dies Geschäft noch einmal in Warschau zu übernehmen; ein Entschluß, dessen Vereitelung ich nach Entwickelung der Verlegenheiten, in denen ich jetzt bin, segnen werde. Ich fühle dagegen das Bedürfniß, alles das, was zu frühes Lob gütiger, aber zu wenig weiser Lehrer, eine fast vor dem Uebertritt ins eigentliche Jünglingsalter durchlaufene akademische Laufbahn und seitdem die beständige Abhängigkeit von den Umständen mich versäumen ließen, nachzuholen, ehe die Jahre der Jugend vollends verfliegen, mit Aufgebung aller ehrgeizigen Ansprüche, die mich eben zurückgesetzt haben, mich zu allem zu bilden, wozu ich tüchtig werden kann, und das Uebrige den Umständen zu überlassen, täglich stärker. Diesen Zweck kann ich nirgends sicherer erreichen als in meinem Vaterlande. Ich habe Aeltern, die mir zwar nichts geben können, bei denen ich doch aber mit geringerm Aufwande leben kann. Dort kann ich mich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigen — das wahre Mittel der Ausbildung für mich, der ich alles in mich hineinschreiben muß, und der ich zu viel Ehrliebe habe, um etwas zum Druck zu geben, worüber ich nicht völlig gewiß bin — und eben beim Aufenthalte in meiner vaterländischen Provinz (der Oberlausitz) am ehesten und leichtesten durch eine Dorfpfarre die völlige lite-

rarische Muße erhalten, die ich bis zu meiner völligen Reife wünsche. Das Beste für mich scheint also, in mein Vaterland zurückzukehren; hierzu sind mir aber die Mittel abgeschnitten. Ich habe noch zwei Dukaten, und selbst diese sind nicht mein; denn ich habe sie für Miethe u. dgl. zu bezahlen. Es scheint also kein Mittel übrig, mich zu retten, wenn sich nicht jemand findet, der mir Unbekanntem bis auf die Zeit, da ich sicher rechnen kann wieder zu bezahlen, d. i. bis Ostern künftigen Jahres, gegen Verpfändung meiner Ehre und im festen Vertrauen auf dieselbe, die Kosten der Rückreise vorschieße. Ich kenne niemand, dem man dieses Pfand, ohne Furcht, ins Angesicht gelacht zu werden, anbieten dürfte, als Ihnen, tugendhafter Mann.

Ich habe die Maxime, niemand etwas anzumuthen, ohne untersucht zu haben, ob ich selbst vernünftigerweise bei umgekehrtem Verhältnisse eben das für jemand thun könnte; und ich habe in dem gegenwärtigen Falle gefunden, daß ich, die physische Möglichkeit davon vorausgesetzt, es für jeden thun würde, dem ich die Grundsätze sicher zutrauen könnte, von denen ich wirklich durchdrungen bin.

Ich glaube so sicher an eine eigentliche Hingebung der Ehre zum Pfande, daß ich durch die Nothwendigkeit, etwas auf sie versichern zu müssen, einen Theil derselben mir zu verlieren scheine; und die tiefe Beschämung, die mich dabei trifft, ist Ursache, daß ich einen Antrag von gegenwärtiger Art nie mündlich machen kann, da ich niemand zum Zeugen derselben wünsche. Meine Ehre scheint mir so lange, bis das bei derselben geschehene Versprechen erfüllt ist, wirklich problematisch, weil es dem andern Theile immer möglich ist, zu denken, ich würde es nicht erfüllen. Ich weiß also, daß, wenn Ew. Wohlgeboren meinen Wunsch erfüllen sollten, ich zwar immer mit inniger Verehrung und Dankbarkeit, aber doch mit einer Art von Beschämung an Sie zurückdenken werde, und daß das völlig freudige Andenken einer Bekanntschaft, die ich dazu bestimmte, mir lebenslang wohl zu machen, nur dann möglich sein wird, wenn ich mein Wort werde gelöst haben. Diese Gefühle kommen aus dem Temperamente, ich weiß es, und nicht aus Grundsätzen, und sie sind vielleicht fehlerhaft; aber ich mag sie nicht ausrotten, bis die völlige Festigkeit der letztern mir diese Ergänzung derselben ganz entbehrlich macht. Insoweit aber kann

ich mich auch auf meine Grundsätze verlassen, daß, wenn ich fähig sein sollte, mir ein Ihnen gegebenes Wort nicht zu halten, ich mich zeitlebens verachten und scheuen müßte, einen Blick in mein Inneres zu thun, Grundsätze, die mich stets an Sie und meine Ehrlosigkeit erinnerten, aufgeben müßte, um mich der peinlichsten Vorwürfe zu entledigen.

Dürfte ich eine solche Denkungsart bei jemand vermuthen, so würde ich das, wovon die Rede ist, sicher für ihn thun. Wie aber und durch welche Mittel ich mich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, von der Anwesenheit einer solchen Denkungsart bei mir überzeugen könnte, ist mir ebenso klar.

Ich, verehrungswürdiger Mann, schloß, wenn es mir erlaubt ist, sehr Großes mit sehr Kleinem zu vergleichen, aus Ihren Schriften mit völliger Zuversicht auf einen außermäßigen Charakter, und ich würde auch, noch ehe ich das Geringste von Ihrer Handlungsart im bürgerlichen Leben wußte, alles verwettet haben, daß sie so sei. Von mir habe ich Ihnen, jedoch zu einer Zeit, wo es mir gar nicht einfiel, je so einen Gebrauch von Ihrer Bekanntschaft zu machen, nur eine Kleinigkeit vorgelegt; und mein Charakter ist wol noch nicht fest genug, um sich in allem abzudrücken; aber dafür sind Ew. Wohlgeboren auch ein ohne Vergleich größerer Menschenkenner und erblicken vielleicht auch in dieser Kleinigkeit Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, wenn sie in meinem Charakter sind.

Endlich — und dies setze ich mit Beschämung hinzu — ist, wenn ich fähig sein sollte, mein Wort nicht zu halten, auch meine Ehre vor der Welt in Ihren Händen. Ich denke unter meinem Namen Schriftsteller zu werden; ich werde Sie, wenn ich zurückreisen sollte, um Empfehlungsschreiben an einige Gelehrte bitten. Diesen, deren gute Meinung ich dann Ihnen dankte, meine Ehrlosigkeit zu melden, wäre meiner Meinung nach Ihre Pflicht, sowie es überhaupt, glaube ich, Pflicht wäre, die Welt vor einem so schlechterdings unverbesserlichen Charakter zu warnen, als dazu gehören würde, um zu dem Manne, in dessen Atmosphäre der Falschheit weh werden sollte, zu kommen und durch angenommene Miene der Ehrlichkeit seinen Scharfblick zu täuschen und der Tugend und Ehre so gegen ihn zu spotten.

Das waren die Betrachtungen, die ich anstellte, Ew. Wohl-

geboren diesen Brief zu schreiben. Ich bin, zwar mehr durch Temperament und durch meine gemachten Erfahrungen als aus Grundsätzen, sehr gleichgültig über das, was nicht in meiner Gewalt ist. Ich bin nicht das erste mal in Verlegenheiten, aus denen ich keinen Ausweg sehe; aber es wäre das erste mal, daß ich in ihnen bliebe. Neugier, wie es sich entwickeln wird, ist meistens alles, was ich bei solchen Vorfällen fühle. Ich ergreife schlechtweg die Mittel, die mir mein Nachdenken als die besten zeigt, und erwarte dann ruhig den Erfolg. Hier kann ich es um so mehr, da ich ihn in die Hände eines guten und weisen Mannes lege. Aber von einer andern Seite überschicke ich diesen Brief mit einem ungewohnten Herzklopfen. Ihr Entschluß mag sein, welcher er will, so verliere ich etwas von meiner Freudigkeit zu Ihnen. Ist er bejahend, so kann ich das Verlorene freilich einst wieder erwerben; ist er verneinend, nie, wie es mir scheint!

Indem ich schließen will, fällt mir die Anekdote von jenem edlen Türken bei, der einem ganz unbekannten Franzosen einen ähnlichen Antrag machte. Der Türke ging gerader und offener; er hatte unter seiner Nation wahrscheinlich nicht die Erfahrungen gemacht, die ich unter der meinigen gemacht habe; aber er wußte auch nicht mit der Ueberzeugung, daß er mit einem edlen Manne zu thun habe, mit der ich es weiß. Ich schäme mich der Scham, die mich zurückhält, bei dieser Empfindung meinen Brief ins Feuer zu werfen, hinzugehen und Sie anzureden, wie der edle Türke den Franzosen!

Wegen des Tons, der in diesem Briefe herrscht, darf ich Ew. Wohlgeboren nicht um Verzeihung bitten. Dies ist eben eine Auszeichnung des Weisen, daß man mit ihm redet, wie ein Mensch mit einem Menschen. Ich werde, sobald ich hoffen darf, Dieselben nicht zu stören, Ihnen aufwarten, um Ihren Entschluß zu wissen, und bin mit inniger Verehrung und Bewunderung" u. s. w.

* * *

Den Erfolg dieses merkwürdigen Briefes meldet das Tagebuch, leider jedoch nicht die nähern Umstände und Gründe, welche Kant bewegen mochten, eine also vorgetragene Bitte dennoch abzuschlagen. Indeß scheint dadurch die innige Verehrung und Liebe, von welcher Fichte für Kant erfüllt war, sich nicht

vermindert zu haben, und auch das Tagebuch spricht keinen Unwillen darüber aus:

„Am 3. September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Offenheit, sagte aber, er habe sich über meinen Vorschlag noch nicht resolvirt; jetzt bis in vierzehn Tagen sei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Uebrigens machte er Schwierigkeiten über meine desseins, welche verriethen, daß er unsere Lage in Sachsen nicht genug kennt. M. Gensichen war zugegen. *) — — Früh besuchte ich Professor Schmalz, ohne Erfolg für meine Sache. Alle diese Tage habe ich nichts gemacht; ich will aber wieder arbeiten und das Uebrige schlechthin Gott überlassen. — Den 5. besuchte mich von Schön **) und nahm mich mit sich zu der Promotion eines Israeliten Hirsch. Ich ging hierauf auf Einladung zum Hofprediger, wo ich niemand traf als Gensichen und die Frau Hofpredigerin, die sehr in mich drang, weil sie meinte, ich sei in großer Noth. Ich werde kein Bauer sein, ihr meine Lage zu gestehen. Ich gestand nichts! — Am 6. Ich war zu Kant gebeten, der mir vorschlug, mein Manuscript über die Kritik aller Offenbarung durch Vermittelung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es sei gut geschrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung sprach. Ist dies wahr? Und doch sagt es Kant! Uebrigens schlug er mir meine erste Bitte ab. — Am 10. war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unserer Affaire; M. Gensichen war zugegen, und nur allgemeine, zum Theil sehr interessante Gespräche; auch ist Kant ganz unverändert gegen mich derselbe. — — Am 13. Heute wollte ich arbeiten und thue

*) Johann Friedrich Gensichen, geb. 1759, außerordentlicher Professor an der Universität zu Königsberg und Inspector des Alumnats am Collegium Albertinum, bekannt als Vertheidiger der Schulz'schen Theorie der Parallellinien und Verfasser eines Auszugs aus Kant's „Naturgeschichte des Himmels", starb 1807 (vgl. Hallesche Literaturzeitung, IV, 782). Er gehörte zu Fichte's damaligen königsberger Freunden und wir werden im zweiten Bande Briefe von ihm mittheilen.

**) Heinrich Theodor von Schön, der ausgezeichnete preußische Staatsmann, der Freund Stein's, besonders hochverdient als Oberpräsident der Provinz Preußen. Auch von ihm werden wir aus jener Epoche ein paar Briefe mitzutheilen haben.

nichts. Mein Mismuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt!"

Mit diesen Worten bricht das Tagebuch ab, wahrscheinlich weil die rasche Veränderung seiner Lage ihm nicht mehr Zeit ließ, es fortzusetzen. Aber auch damals, wie schon früher einmal in Leipzig, zeigte sich Hülfe, gerade als sie am dringendsten war, und auch hier auf unerwartete Weise. Er hatte sein Manuscript einem königsberger Buchhändler vergebens angeboten, indem Hartung, an welchen Kant ihn verwiesen, damals abwesend war; die andern Aussichten, die seine Freunde ihm eröffnen konnten, waren ungewiß, weitaussehend, und so schien jede Hülfe ihm abgeschnitten. Aber wie es im innern Leben gewisse Wendepunkte gibt, von wo aus eine völlig neue Epoche zu zählen ist, so tritt auch im äußern manchmal ein Aehnliches hervor. Glück wie Misgeschick erreicht einen gewissen Gipfel; dann wendet es sich plötzlich in sein Entgegengesetztes, und das Schicksal holt in rascherer Folge nach, was das vergeltende Gleichmaß wiederherstellen kann. Auch hier schien das Unglück sich erschöpft zu haben, und eine Reihe der glücklichsten Ereignisse schien alles mit einem male auf ihn häufen zu wollen, was lange Jahre hindurch ihm entzogen worden war. Gerade als er am wenigsten diese Hülfe erwartete, wurde ihm durch den Hofprediger Schulz eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen von Krockow in der Nähe von Danzig angeboten, und zwar als einem von Kant Empfohlenen unter den ehrenvollsten Bedingungen!

Freilich vermochte nur der Mangel aller andern Aussichten ihn zur Annahme zu bewegen, solch einen Widerwillen hatten ihm seine Erfahrungen gegen das Hofmeisterleben eingeflößt, und in das Haus eines Grafen besonders schien er sich gar nicht zu passen. Doch auch hier wendete der Ausgang es unerwartet günstig. Er fand in seinem neuen Hause die freundlichste Aufnahme und die angenehmsten Verhältnisse; besonders machten der Geist und die andern trefflichen Eigenschaften der Gräfin seinen Aufenthalt interessant, ja lehrreich, und die Briefe, die er um diese Zeit schrieb, sind voll eines begeisterten Lobes derselben. Auch stand er zu ihr mehr in dem Verhältniß eines Freundes als eines Untergebenen, und die nähere Anschauung einer Frau, die, wie die Gräfin, ihre ganze Bildung sich selbst und ihren

mannichfachen Lebenserfahrungen verdankte, scheint so anregend auf ihn gewirkt zu haben, daß der Gedanke vorübergehend in ihm aufstieg, über weiblichen Charakter und seine Ausbildung zu schreiben. Wenigstens erwähnt der Brief eines Freundes um diese Zeit eines solchen Plans, freilich ihn misbilligend und zu größern Unternehmungen anspornend, nachdem er so rühmlich die Schriftstellerlaufbahn begonnen habe. Und in der That trübte nur eins seine glückliche Lage in diesem Hause, daß sein Erzieherberuf wie die anziehende Geselligkeit ihm fast alle Zeit in Beschlag nahmen, während sein Geist, aufgeregt durch das unerwartete Glück, welches seine erste Schrift gemacht hatte, von den mannichfaltigsten Planen literarischer Thätigkeit voll war.*)

Unterdeß hatte nämlich durch Vermittelung seines königsberger Freundes, des Pfarrers Borowski, der Buchhändler Hartung den Verlag seiner „Kritik aller Offenbarung" unter leidlichen Bedingungen übernommen. Das Manuscript sollte in Halle gedruckt werden und rasch erscheinen, als ein unerwartetes Hinderniß abermals dazwischen trat. Es mußte dort der Censur unterworfen werden, und der zeitige Dekan der theologischen Fakultät, als Censor der Schriften in diesem Fache, verweigerte das Imprimatur wegen der Behauptung, die darin durchgeführt werde: daß der Beweis für die Göttlichkeit einer Offenbarung nicht durch die Berufung auf die dabei geschehenen Wunder geführt werden dürfe, sondern daß einzig aus dem Inhalte derselben darüber entschieden werden könne — ein Satz, gegen den jetzt wol nicht mehr das geringste Widerstreben stattfindet. Vergebens mochte der Verfasser versichern, um seine Schrift vor andere Censoren zu bringen, sie sei philosophischen, nicht theologischen Inhalts; das einmal ausgesprochene Urtheil blieb in Kraft; man suchte Fichte vielmehr zu bewegen, durch Umändern des anstößigen Theils seiner Theorie und Vernichtung der bedenklichsten Stellen seinerseits nachzugeben, und selbst der Hofprediger Schulz, dessen strenger Kantianismus sich

*) Auch Fichte scheint in jenem Hause ein freundliches Andenken und eine dauernde Erinnerung zurückgelassen zu haben. Der Nachkomme jener edlen Gräfin, Graf Karl von Krockow in Dresden, theilte dem Biographen brieflich mit, daß noch heute zu Schloß Krockow in der zweiten Etage eine Fichtestube sei und sein Lieblingsspaziergang noch der Philosophensteig genannt werde.

mit theologischer Rechtgläubigkeit vertrug, machte ihm nachdrückliche Vorstellungen. Fichte erklärte indeß, der ganze Aufsatz solle lieber ungedruckt bleiben, als daß durch Veränderung jener Stellen der einzige Werth der von ihm schon für unvollkommen erkannten Arbeit, consequente Durchführung eines Princips, vollends noch verloren gehe; und Kant, der zum Schiedsrichter aufgerufen wurde, gab im wesentlichen seine Beistimmung, fügte jedoch (in einem noch vorhandenen, in der Briefsammlung abgedruckten Schreiben) einen so genauen Rath hinzu, die angefochtenen Sätze zu limitiren und zu verschleiern, daß auch daraus die Aengstlichkeit hervorleuchtete, mit welcher der bejahrte Mann in der letzten Zeit seines Lebens in politischen und religiösen Dingen zu Werke ging. Endlich fiel man darauf, das Manuscript im benachbarten Auslande drucken zu lassen, wo man kein Hinderniß befürchtete, als auch in Halle sich jede Schwierigkeit durch den Dekanatswechsel bei der theologischen Facultät löste; der treffliche Dr. Knapp wurde gewählt, und dieser nahm trotz seiner anerkannten Orthodoxie keinen Anstand, der Schrift die Censurbewilligung zu ertheilen. Doch hatten jene vorbereitenden Schritte in Jena den merkwürdigsten Einfluß auf das fernere Schicksal der Schrift. Dort, wo die angesehensten Lehrer eifrige Kantianer waren, erregte ein Buch dieses Inhalts aus Königsberg, mit offenbar Kant'scher Sprache und Denkart, sogleich große Aufmerksamkeit. Dazu kam noch, daß es gegen den Willen des Verfassers durch Zufall anfangs anonym erschien; und eben diese Anonymität, welche sich bei den damaligen politisch-religiösen Verhältnissen in Preußen leicht erklären ließ, gerade wenn Kant der Verfasser war, bestätigte nur die gleich anfangs gehegte Vermuthung, daß jener sie wirklich verfaßt habe. Sofort wurde von Jena aus (in einer Anzeige des Intelligenzblattes der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1792, Nr. 82) auf die Schrift und ihren vermeintlichen Verfasser vorläufig hingewiesen, und bald darauf eilte eine umständliche Beurtheilung („Allgemeine Literaturzeitung", 1792, Nr. 190, 191) nur noch nachdrücklicher die hohe Wichtigkeit der Schrift und den Dank gegen ihren großen Urheber zu verkündigen. Die zuversichtliche Sprache dieses Recensentenirrthums ist allzu merkwürdig, und die überschwenglichen Lobsprüche jenes unbedingten Kantianers sind zu charakteristisch, als daß es nicht auch für unsere

Zeit lehrreich sein sollte, einiges daraus mitzutheilen. Die vorläufige Anzeige lautet folgendermaßen:

„Man hat es für Pflicht gehalten, das Publikum von der Existenz eines in aller Rücksicht höchst wichtigen Werkes zu benachrichtigen, welches diese Ostermesse unter dem Titel erschienen ist: «Versuch einer Kritik aller Offenbarung» (Königsberg bei Hartung). Jeder, der nur die kleinsten derjenigen Schriften gelesen, durch welche der Philosoph von Königsberg sich unsterbliche Verdienste um die Menschheit erworben hat, wird sogleich den erhabenen Verfasser jenes Werkes erkennen."

Die Recension findet nun noch entschiedener bis in die kleinsten Theile der Schrift die Züge ihres unsterblichen Verfassers. „Wir halten es für eine unserer größten Pflichten", beginnt sie, „mit der Anzeige eines Buchs zu eilen, das vielleicht mehr als irgendein anderes unter den seit langer Zeit geschriebenen den dringendsten Bedürfnissen unserer Zeitgenossen angemessen ist und also im eigentlichsten Sinne den Namen eines Wortes zu seiner Zeit verdient. Gerade jetzt, wo die verschiedensten Parteien in der Theologie einander befehden, gerade jetzt muß es um desto verdienstlicher sein, wenn ein vir pietate ac meritis gravis mitten unter sie hintritt, allen Parteien ihr Unrecht, das Uebertriebene und Grundlose ihrer Behauptungen aufdeckt. —— Und auf welche Weise ist dies verdienstliche Werk gethan! Freilich findet man das Meiste, vielleicht alles, was die großen, wahrhaft verdienten Gottesgelehrten aller Zeiten über Offenbarung —— gesagt haben; allein wie innig verbunden, wie sehr durcheinander gestützt, wie genau gegeneinander bestimmt und selbst berichtigt erscheint nicht das alles in diesem bis zur Bewunderung genau verketteten Systeme, das in der Hauptsache fast gar nichts zu wünschen übrig läßt; in welches ganz neue Licht, zu dem jedes für sich gar nicht erhoben werden konnte, ist hier nicht alles bisher Gesagte gestellt! Diese Zusammenstellung, diese Unterordnung des Ganzen unter Principien ist es wol eigentlich, was der Untersuchung die durchgängige Evidenz mittheilt; denn sonst gesteht Recensent ohne Scheu, daß er manche von den hier dem Ganzen zu Grunde gelegten Sätzen und Behauptungen, manche von den weiterhin benutzten Wendungen und Verbindungen auch selbst wol gedacht und zur Unterstützung seiner Meinungen gebraucht habe

(wie ihm einige seiner Freunde bezeugen können); aber es wäre Thorheit, solche einzelne Materialien nur in Anschlag bringen zu wollen, wo eigentlich die größte Wirkung durch die tiefgefaßte Idee und durch die weise Anordnung des ganzen Gebäudes erreicht wird. Nur um die Leser einigermaßen zur baldigen Benutzung dieses höchst wohlthätigen Werkes anzulocken, wollen wir einen kurzen Auszug desselben hier einrücken, von dem indessen jeder, der nur mit einer Schrift des auch hier ganz unverkennbaren unsterblichen Verfassers sich bekannt gemacht hat, gleich voraussetzen wird, daß von dem gewohnten ideenreichen Vortrage desselben immer ein großer Theil unberührt bleiben muß. . . . . Zum Schluß dieser Anzeige weiß Recensent nichts Schicklicheres zu sagen, als erstens die Bezeugung des feurigsten Dankes an den großen Mann, dessen Finger hier allenthalben sichtbar ist, daß er, der schon so manche Gegend des menschlichen Wissens aufgehellt, nun auch über diesen Gegenstand eine solche Aufklärung gegeben hat, die wenigstens dem Recensenten in allem, was er gesagt hat, nicht den geringsten Zweifel übrig gelassen, gleichsam als sollte nun auch das letzte Stück des ganzen Grundes menschlicher Kenntnisse befestigt werden" u. s. w.

Merkwürdig ist es, diese Anzeige, die wol den höchsten Ausdruck adulirender Unterwürfigkeit enthält, welchen blindgläubige Anhänger ihrem Sektenhaupte je dargebracht haben, mit der ungleich kühlern Beurtheilung („Allgemeine Literaturzeitung", 1794, Nr. 3) zu vergleichen, welche die zweite, wirklich verbesserte Auflage des also belobten Werkes vor denselben Richtern empfing. Mochte der neue Recensent auch ein anderer sein, durch die Anonymität beider Urtheile fiel der Widerspruch derselben auf das Institut selbst zurück, und es zeigte sich unverkennbar, wie sehr in seinen Augen der Name der Verfasser Einfluß habe auf den Werth ihrer Bücher. Zwar wird die früher behauptete Wichtigkeit der Schrift auch jetzt noch zugestanden, aber man bemerkt doch schon, daß einzelne Ausdrücke einander widersprechend erscheinen könnten, daß mancherlei Auswüchse der ersten Auflage mit Recht getilgt seien; kurz, es zeigt sich, daß „das bis zur Bewunderung genau verkettete System", die „weise Anordnung" jetzt für den Recensenten nicht mehr vorhanden sind! Aber eben dadurch mußte für

Fichte gleich im Beginne seiner Schriftstellerlaufbahn der Glaube an die Untrüglichkeit der gefürchteten literarischen Tribunale, überhaupt die Achtung vor der öffentlichen Kritik unwiederbringlich dahinschwinden; er wurde fast gezwungen, jeder Autorität abzusagen und fortan nur mit eigenen Augen sehen zu wollen. War doch eine von ihm selbst als mangelhaft erkannte, nur aus Noth gedruckte Gelegenheitsschrift für das fehlerlose Werk eines allbewunderten Meisters gehalten worden. Sollte dies Urtheil ihm gelten, in welcher Größe mußte er sich selbst erscheinen! War es ungegründet, wie mußte er von den Leitern der öffentlichen Meinung, von den gepriesenen Kennern der kritischen Philosophie im stillen denken, die in so grobe Täuschung verfallen waren! Er folgte, wie natürlich, der letztern Meinung, und die Geringschätzung gegen die Kritik, welche er späterhin unverhohlen zeigte, besonders aber auch der Protest gegen alle anonymen Recensionen, war nur die Folge des Standpunktes, auf welchen sie selbst ihn so früh gestellt hatte. Gleich anfangs wollte er, halb freudig überrascht, halb beschämt über jene Verwechselung, da der Beifall offenbar mehr dem geglaubten Verfasser als dem Inhalte der Schrift gespendet wurde, selbst öffentlich sich nennen, vornehmlich um den Verdacht eines absichtlich erregten Scheins von sich abzuwenden. Da übernahm es Kant selbst, durch eine Anzeige im Intelligenzblatt der „Allgemeinen Literaturzeitung" (1792, Nr. 102) den wahren Verfasser zu bezeichnen und sich zugleich ganz von dem Antheile an jener Schrift loszusagen. Da es das erste mal ist, daß Fichte's Name öffentlich genannt wurde, so sei es uns erlaubt, auch dies literarische Actenstück hier einzufügen.

„Der Verfasser des «Versuch einer Kritik aller Offenbarung» ist der im vorigen Jahre auf kurze Zeit nach Königsberg herübergekommene, aus der Lausitz gebürtige, jetzt als Hauslehrer bei dem Herrn Grafen von Krockow in Krockow in Westpreußen stehende Candidat der Theologie, Herr Fichte, wie man aus dem in Königsberg herausgekommenen Ostermeßkatalog des Herrn Hartung, seines Verlegers, sich durch seine Augen überzeugen kann. Ueberdem habe ich auch weder schriftlich noch mündlich auch nur den mindesten Antheil an dieser Arbeit des geschickten Mannes, wie das Intelligenzblatt der «Allgemeinen Literaturzeitung», Nr. 82, darauf

anspielt, und halte es daher für Pflicht, die Ehre derselben dem, welchem sie gebührt, ungeschmälert zu lassen.

Königsberg, den 3. Juli 1792. J. Kant."

Aber selbst nach dieser Anzeige verminderte sich fast nicht die Aufmerksamkeit, welche die Schrift anfangs erregt hatte; die Kantianer schienen ihre Divinationsgabe wenigstens dadurch retten zu wollen, daß sie auch jetzt noch derselben eine Art von officiellem wissenschaftlichen Charakter beilegten, während sie sonst auch im günstigsten Falle mit ein paar lobenden Zeilen abgefertigt und dann vergessen worden wäre. Jetzt wurde in Jena über sie öffentlich disputirt, man verfaßte Streitschriften über ihre Sätze, und lange nachher, als ihr Verfasser sie schon vergessen hatte, war sie noch der Gegenstand öffentlicher Discussionen; ja man könnte behaupten, daß keins von seinen Werken entschiedener eingewirkt habe als jene Jugendschrift, weil sie ein vorbereitetes Publikum fand. Es bleibt nämlich zu erinnern, daß Fichte's Werk im Jahre 1792 kurz vor, aber dennoch vor Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" erschienen war, welche erst im Jahre 1793 nach manchen Verzögerungen vollständig veröffentlicht wurde, nachdem die erste Abhandlung derselben: „Von der Einwohnung des bösen Princips neben dem guten, oder vom radicalen Bösen im Menschen", bereits im Jahre 1792 in der „Berliner Monatsschrift" abgedruckt worden. So war Fichte's Werk bei seinem Erscheinen das erste, welches nach Kant'schen Principien ein eignes Gebiet für die Religion auszusondern und den Begriff einer offenbarten festzustellen suchte. Dies durfte mit Recht als eine Erweiterung der gesammten Transscendentalphilosophie erscheinen, welche in der ersten Ueberraschung ihrem Urheber selbst zuzuschreiben natürlich war.

Es ist nicht dieses Orts, jene beiden Werke miteinander zu vergleichen; doch würde man bei dieser Vergleichung finden, daß Fichte sich strenger an die Prämissen der Kant'schen Lehre gehalten, als Kant selbst bei Lösung der ganz gleichen Aufgabe. Jener gewinnt das Gebiet der Theologie, von da der Religion, ganz nach Analogie der frühern Kant'schen Beweisführung, indem es Postulat der praktischen Vernunft sei, daß Moralität und Glückseligkeit untereinander in Congruenz treten, oder, wie Fichte dies

schärfer und allgemeiner ausdrückt: „daß das Moralgesetz auch in der Sinnenwelt Causalität habe.“ Und hypothetisch wird hinzugefügt, daß, wenn bei dem tiefsten Verfalle der Menschheit die Sinnlichkeit allein herrschend geworden, jenes Postulat dann sich dahin erweitern müsse, daß durch eine außerordentliche Veranstaltung („Offenbarung“) das Moralgefühl in ihr wieder erweckt werde. Anders bei Kant, der durch seine classisch zu nennende Untersuchung über das „radicale Böse“, welches nicht in bloßer Sinnlichkeit, sondern in einer „intelligiblen That“, seinen Ursprung habe, sich einen neuen, nicht blos hypothetischen, sondern positiven Ausgangspunkt für seine Untersuchungen bahnte.

Unter den Schriften, welche theils gegen, theils für die Offenbarungskritik erschienen, hatte die philosophisch bedeutendste Fichte's nachherigen Freund und Collegen Immanuel Niethammer, damals Adjunct der philosophischen Facultät in Jena, zum Verfasser. Dies war zugleich die Veranlassung, daß beide Männer einander näher geführt wurden, woraus nachher bei persönlicher Bekanntschaft innige und vertraute Freundschaft erwuchs, welche in der Nähe wie in der Ferne stets fortgedauert hat. *)

Aber auch an Anfechtungen wegen jener Schrift, gerade um ihres unerwarteten Beifalls willen, sollte es Fichte nicht fehlen. Ein königsberger Scribent, dessen Name nicht einmal in Fichte's Correspondenz mit seinen Freunden erwähnt wird, versuchte zuerst in der „Gothaischen gelehrten Zeitung“ einen Angriff auf die Schrift und das in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ über sie gefällte Urtheil, und ein anonymer Brief, aus Königsberg datirt, in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“, von demselben Verfasser, sollte den Angriff durch persönliche Anfeindung seines Charakters vollenden. Fichte antwortete nicht öffentlich darauf, aber es gab Veranlassung zu einem Briefe desselben an einen königsberger Freund, der uns zu charakteristisch scheint, um ihm nicht hier eine Stelle zu geben. Durch den halb humoristischen Ton, in dem er geschrieben ist, blickt nämlich schon ein neuer schriftstellerischer Cha-

*) Die angeführte Schrift Niethammer's führt den Titel: „Ueber den Versuch einer Kritik aller Offenbarung, eine philosophische Abhandlung“ (Jena 1792), beurtheilt in der „Allgemeinen Literaturzeitung“, 1794, III, 369—373.

rakter hindurch; man erkennt, wie erhöhter Muth und Selbstgefühl, durch gerechten Unwillen angefacht, sich zum ersten Kampfe bereitet, und wie die keimende polemische Kraft den rüstigen Streiter ankündigt, der kurze Zeit darauf in der Schrift über die Französische Revolution schon großgewachsen vor uns steht. Und in diesem Sinne möchte der Brief, der indeß, als Erguß des Augenblicks ohne Concept geschrieben und noch im Original vorhanden, nicht einmal abgesendet worden zu sein scheint, sogar zu den schriftstellerischen Documenten gehören, welche nicht übergangen werden dürfen.

„Im vollen Ingrimme meines Herzens schreibe ich an Sie, Sie, den ich jetzt nicht Freund nennen mag, denn jetzt ist mein Segen Fluch! Dieser Brief soll Sie vor meiner Ankunft treffen; und ungeachtet er noch ein paar Tage in meinem Pulte liegen muß, so will ich ihn doch nicht wieder berühren. Ich wußte schon, daß edelmüthig Hufeland den für mich hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen hatte; ich wußte, daß das gothaer Klatschweib mich nur geneckt, mir nur ein kleines Schellchen von ihrem eigenen großen Vorrathe angehängt hatte. Ich aß gut, verdaute gut, schlief gut!

Vor einer Stunde schreibt mir ein Freund: «Im 110. Bande der ‚Allgemeinen Deutschen Bibliothek', Seite 306, im Auszuge eines Schreibens aus Königsberg vom 14. August 1792, wird Ihrer und Ihrer Schrift mit Tadel gedacht.» Ich stürzte zum Buchhändler und finde — Sie werden es lesen. Es kommt aus Königsberg. Solch einen Stil schreibt nur einer, und der wohnt in Königsberg. Sollten Sie nicht die Worte: «Es ist ein wirklich unbedeutendes» u. s. w., die: «Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht» u. s. w., den ohne Unterstreichung sehr scharf accentuirten «Candidatus theologiae, Namens Fichte», das: «für bedeutend, wol gar für wichtig» u. s. w. charakteristisch finden? Sollten Sie nicht den politisch klugen Eifer für Kant, eigentlich für sich, der sich unter seinem Mantel verstecken will, bemerken? Wußte dieser Mensch denn nicht, der sich auf Kant bezieht, wie dieser, wie Schulz von dem Buche urtheilt? wie Kant persönlich gegen mich denkt? Oder wollte er nur Hufeland, den er persönlich haßt, wehe thun und mich armen Wurm, der des Weges dahin lag, zertreten?

Dieser Libertin, der seine Erträglichkeit einem vortrefflichen, aber verwahrlosten Kopfe, seine Stärke einem fürchterlich gebildeten Stile verdankt, er begegne mir nicht! Mein Kopf ist so gut als einer; ich habe Consistenz, die er nicht hat, und für den Stil — ich habe eigentlich gar keinen, denn ich habe sie alle — wer aber die Lessing'schen Fehden erneuert sehen will, der reibe sich an mir, bis meine Philosophie des Dinges müde wird! Will er nicht fürchterlich gewaschen sein, so nehme er seinen Grundsatz des Naturrechts zurück, der höchstens den guten Kopf, aber den systematischen Denker gar nicht zeigt. Ich habe zwar ernstere Dinge zu thun, als mich mit dem Hunde aus der Pfennigschenke zu schlagen, aber beiläufig — ich habe manchmal Stunden, in denen ich nicht ernsthaft arbeiten kann — einen so zu schütteln, daß den andern die Lust vergehe, ist nicht übel.

Haec hactenus! Und jetzt, mein theuerster, bester Freund! ich bin den versprochenen Termin bei Ihnen; ich umarme Sie von Herzen und bitte Sie um Vergebung, daß ich meine üble Laune eben auf einem Blatte strömen ließ, das ich Ihnen schicken wollte. Die Nutzanwendung ist die: verhindern Sie, daß ich nie in Königsberg mit ihm zusammentreffe! Der Neid zuckt aus dieser Anzeige, zuckt aus der Gothaischen. Die erste greift den Candidatus theologiae und unberühmten Namen an, mich nicht. Ihr habe ich nichts entgegenzustellen als die Resignation auf den erstern Titel, die ich nächstens feierlich vollziehen werde; meinen Namen ändern? — er ist nicht mehr unbekannt! Die zweite greift meinen Charakter an, oder deutlicher, sie ist ein Kothklumpen, nach dem ernsten Wanderer geworfen! Vielleicht sagt Kant oder Schulz oder beide dem Publikum ein Wort über meine Sitten und mein Herz, dann darf ich schweigen. Den Neid selbst todtzuschlagen, dazu gehören Meisterwerke. Sie dämmern in mir, würdiger Freund, dem ich es sagen darf, sie sind nicht auf dem Papiere, aber sie sind vor dem festern Auge meines Geistes. In einem halben Jahre ist der Neid todtgeschlagen, zuckt noch ganz langsam und bebend!

Kleider und Schuh, Essen und Trinken wird der bescheren, der der Vater heißt — über alle guten Geister!

Ich umarme Sie und bin Ihr wahrer Freund

Fichte."

* * *

Von den literarischen Arbeiten aus dieser Periode nennen wir noch eine Abhandlung über den Büchernachdruck, datirt vom October 1791 aus Königsberg, die unter dem Titel: „Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks, ein Raisonnement und eine Parabel", in der Berliner Monatsschrift für 1793 (XXI, 443—483) erschien. Sie ist besonders gegen das vielbesprochene Nützlichkeitsprincip gerichtet, aus welchem man Gründe für die Duldung des Nachdrucks hervorsuchte, und das hier mit den Unrechtlichkeiten, in die seine Durchführung verwickeln würde, dargestellt und in der Parabel mit Laune parodirt wird. Wiewol über die Sache selbst jetzt wol kein Zweifel mehr obwaltet, es also deswegen einer Wiederbekanntmachung jenes Aufsatzes nicht bedürfte, so scheint er doch als frühestes Werk von Fichte und selbst um seiner Darstellung willen, die, mit dem Stile in der Offenbarungskritik verglichen, kaum eine Aehnlichkeit darbieten möchte, einer gelegentlichen Mittheilung nicht unwerth, zumal da er auch bei seiner ersten Bekanntmachung fast unbemerkt geblieben ist. Eine andere Schrift, welche indeß nur im ersten Entwurfe und in einigen unvollständigen Fragmenten vorhanden ist, sollte das bekannte preußische Religionsedict betreffen, das um diese Zeit in dem protestantischen Theile von Deutschland großes Aufsehen erregte. Auch sie war größtentheils polemischen Inhalts, wie schon die Aufschrift zeigt: „Zuruf an die Bewohner der preußischen Staaten, veranlaßt durch die freimüthigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorstellungen über die neuen preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen." Doch sollte man bei dem ersten Anblicke aus dem Inhalte derselben kaum auf den Verfasser der Offenbarungskritik und der Beiträge über die Französische Revolution schließen, so verschieden erscheinen beide in ihrer Tendenz. Soviel sich nämlich aus dem Entwurfe und den Fragmenten schließen läßt, tritt äußerlich wenigstens der Zweck hervor, jene Maßregeln der preußischen Regierung zu vertheidigen, ja überhaupt dem Regenten das Recht zu vindiciren, gegen theologische Neuerungen einzuschreiten. Kaum jedoch läßt sich annehmen, daß dies der wahre Zweck jener Schrift gewesen sei; wahrscheinlich sollte die angeführte Ansicht nur zur Kehrseite dienen oder als Parodie behauptet werden, um sie nachher durch eine polemische Wendung desto sicherer zu treffen. An eigen=

nützige Zwecke dabei zu denken, etwa um sich die Gunst der preußischen Regierung durch solcherlei Vertheidigung zu erwerben, verbietet vollends sein stets bewährter Charakter, und jede Wahrscheinlichkeit. Wäre er sogar fähig gewesen, aus irgendeinem besondern Zwecke eine Meinung zu vertheidigen, deren Gegentheil er hegte, während er es sonst nicht einmal über sich vermochte, eine Ueberzeugung zu verschweigen, wenn diese ihm auch schädlich werden mußte; so bedurfte er doch gerade damals am wenigsten einer solchen Aushülfe, indem er unmittelbar sich in der angenehmsten Lage befand und zugleich im Begriff war, in ein Verhältniß zu treten, das ihn auch für die Zukunft aller nähern Abhängigkeit von irgendeinem Staate zu entheben versprach.

Denn unter so vielem Glücklichen, was ihm damals zu Theil wurde, müssen wir hier noch des glücklichsten und folgenreichsten Ereignisses gedenken, seiner Rückkehr in die Schweiz und seiner Verheirathung, die gleichfalls um diese Zeit möglich wurde. Als nämlich diese Verbindung früher aufgeschoben werden mußte, geschah es mit unbestimmten, ja mit trüben Aussichten in die Zukunft. Da gelang es der Umsicht seiner Braut, durch Opferung größerer Rechtsansprüche einen Theil des Vermögens zu retten, wie durch Sparsamkeit das Erhaltene zu vermehren. Und so war es ihr doch noch vergönnt, ihrem Verlobten das glückliche Los vollkommener Unabhängigkeit an ihrer Seite zu bereiten, welches sie schon früher ihm zugedacht hatte.

Wie er selbst aber, in Gesprächen seines Lebens gedenkend, so gern bei der Erinnerung an jenen Zeitpunkt verweilte, der seine Verbindung entschied und durch welchen das dauerndste Glück seines Lebens begründet wurde: so sei es auch uns erlaubt, hier wieder ihn selbst reden zu lassen in dem unmittelbarsten Ergusse seines Gemüthes. Wir schalten daher einiges aus den Briefen ein, welche er auf der Rückreise nach der Schweiz an seine Verlobte schrieb.

* * *

Danzig, den 5. März 1793.

— Im Juni oder höchstens Juli bin ich bei Dir; aber nur als Dein Gatte wünsche ich in die Mauern von Zürich zu treten. Wird das möglich sein? Deine liebevolle Seele setzt meinen

Wünschen gewiß kein Hinderniß entgegen; die Umstände kenne ich nicht. Aber ich hoffe, und diese Hoffnung erquickt mich sehr. — Gott, welch eine Seligkeit bereitest Du mir Unwürdigem! Habe ich es je innig gefühlt, daß mein Dasein nicht bestimmt sei, vergebens für die Welt vorüberzugehen, so war es, als ich Deine Briefe las. Was ich in Dir erhalte, habe ich nicht verdient; es kann also nichts anderes sein als eine Stärkung auf die mir noch bestimmten Mühen und Arbeiten. Fließe nur Dein Leben sanft, Holde, Gute!

Du willst durch mich Dich bilden? Was ich Dir allenfalls geben könnte, bedarfst Du nicht; was Du mir geben sollst, bedarf ich sehr. Geuß, du gute Seele, eine gehaltenere Ruhe in mein stürmendes Herz unter der kalten Stirn, geuß Sanftheit und herzgewinnende Milde in meinen Feuereifer für die Veredelung meines Brudergeschlechts. An Deinem Herzen will ich mich bilden, bis ich nützlicher hervortreten kann.

Ich habe große, glühende Projecte, nicht für mich. Meinen Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger) wirst Du begreifen. — Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht. Was ich in der bürgerlichen Welt sein werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Thuns zum Reden verurtheilt, so ist meine Neigung Deinem Wunsche zuvorgekommen, daß es lieber auf einer Kanzel als auf einem Katheder sei. An Aussichten dazu fehlt es mir vor der Hand nicht. Sogar von Sachsen aus thut man mir die vortheilhaftesten Anerbietungen. Nach Hamburg und Lübeck werde ich gehen. In Danzig läßt man mich sehr ungern weg. Alles das für die Zukunft! Ob ich eitel bin, entscheide das, daß ich seit einem halben Jahre manche Anerbietung, die den Eitlen sehr reizen würde, abweise. Ich will für jetzt nichts sein als Fichte, auch nicht Magister bin ich.

Ich werde vielleicht nach einigen Jahren ein Amt wünschen. Ich hoffe, es wird mir nicht entgehen. Bis dahin kann ich durch meine Feder haben, was ich haben muß. Wenigstens hat es mir bisjetzt bei meinen vielen Reisen und Aufopferungen für andere nicht gefehlt.

* * *

Es gereicht mir zur innigsten Erquickung, bei meiner Ankunft in Leipzig zwei Deiner Briefe vorzufinden. Zwei, sage ich, denn zu meinem großen Misvergnügen hat H. P. den ersten zurückgeschickt, aus einer elenden Aengstlichkeit vermuthlich. Jedes Papierchen, worauf Dein Auge geruht hat, ist meinem Herzen ein kostbarer Schatz; außerdem aber sehe ich, daß jener zurückgeschickte besonders merkwürdig war. Ich sollte da die Gründe der Verzögerung unserer innigsten Vereinigung erfahren, einer Verzögerung, die mein Herz verwundet. Ich weiß nun diese Gründe nicht und leide doppelt durch diese Unwissenheit. O Theure, sollte denn jetzt sich die Sache nicht machen lassen, wie Du sie vor zwei Jahren machen wolltest? Ich bekenne Dir, daß die Aussicht auf jene Festtage der Gaffer, der Frager und der ungebetenen Rathgeber mir innig zuwider ist. Doch was quäle ich Dein Herz durch meine Klagen! Sicher ist Dir diese traurige Nothwendigkeit — das muß es wol sein — so unangenehm als mir. Könntest Du noch ihr ausweichen, o! ich bin es überzeugt, daß Du nichts zulassen würdest, was Deinen nur zu seligen Liebling betrübt, wenn ich Dir gestehe, daß ich alle Tage meines Lebens für verloren halte, die ich zubringe, ohne ganz Dein zu sein. Nur der Augenblick, da ich mich Dir ganz hingeben und sagen werde: Ich will nicht mehr mein, ich will ganz Dein sein, sowie es ein Sterblicher einer Sterblichen sein kann — nur er ist's, auf welchen hin ich jetzt lebe, um dessen willen ich noch leben mag, um dessen willen ich den Ueberdruß und das Fade und Geschmacklose meiner jetzigen Existenz ertrage — um seinet- und um der Tage willen, die ihm folgen werden; wo meine Seele nicht mehr verwaist und einsam ihre Schwesterseele suchen wird, um nur in eine Seele mit ihr zusammenzufließen, und sie nicht findet, hier sich täuscht und dort kalt zurückgestoßen wird — um der Tage willen, wo ich nicht mehr, wie jetzt, nur halb, sondern ganz existiren werde. Und diese selige Zeit sollte die zweite bessere Hälfte meiner Seele aufhalten, wenn sie es ändern könnte? Nein, das thut sie gewiß nicht. Ich rede nicht, wovon man nach jener Betrachtung kaum noch reden kann, von meiner übrigen Lage. Ich bin auf eine unglaubliche Art mit Arbeiten überladen, die sich natürlich durch meine Reisen gehäuft haben und welche sich mit der Art von Mangel des

Arangements, den die Verzögerung unserer Verbindung nothwendig bei sich führt, sehr schlecht vertragen.

Die Empfehlungsbriefe vermisse ich am wenigsten, da ich schon seit langem den Vorsatz, nach Hamburg und Lübeck zu gehen, aufgegeben habe. Dein guter Vater wünscht es? Wüßte ich recht sicher, daß er dadurch befriedigt würde, so ertrüge ich die jetzige kalte Existenz der Trennung von Dir noch länger, um seine leisesten Wünsche zu befolgen. Ohne einen Grund, der mein Herz betrifft, auf bloße Speculation der kalten Politik bin ich nicht stark genug, meinem Herzen seine süßeste, gänzliche Befriedigung länger zu versagen. Hamburg und Lübeck sind, ihrer berufenen Orthodoxie ungeachtet, doch sehr in meinen Planen, weil das erstere Dich jung sah und beide unserm Vater lieb sind. Ich hoffe aber durch Briefe wenigstens etwas ausrichten zu können, und schreiben werde ich sogleich nach meiner Ankunft in Zürich. Sonst hätte ich auch wol in Sachsen Aussichten. Der Oberhofprediger in Dresden hatte schon durch Briefe angefragt, ob ich nicht meinem Vaterlande mich schenken wollte; durch persönliche Bekanntschaft habe ich seine Freundschaft gegen mich zu befestigen gesucht. Doch überhaupt, theure Seele, laß uns keine Plane machen! Laß uns suchen, uns unsern Mitmenschen im besten Lichte zu zeigen, und dann ruhig alles von ihnen erwarten! Leite mich die Hand des Weltregierers, sowie sie mich bisher geleitet hat! Und könnte sie mich anders als wohl leiten, da eins seiner vollkommensten Geschöpfe sein Schicksal mit dem meinigen zu vereinigen würdigte? Warum mußte ich als Schriftsteller ein so ausgezeichnetes Glück machen? Hunderte, die mit nicht weniger Talent auftreten, werden unter der großen Flut begraben und müssen ein halbes Leben hindurch kämpfen, um sich nur bemerkt zu machen. Mich hebt bei meinen ersten Schritten ein unglaublicher Zufall. Geschah das um meinetwillen, oder war es nicht vielmehr um Deinetwillen, damit ich auch äußerlich Deiner würdiger zu Dir zurückkehren könne? Grüße unsern theuern, von mir innigst verehrten Vater. Meine Aeltern habe ich gesehen und sie mit Deinem Geiste und Herzen bekannt gemacht. Sie segnen nun die Schutzgöttin ihres Sohnes, den sie lieben und dessen Glück sie jetzt sicher gegründet glauben.

Lebe wohl, bis es keine Trennung mehr gibt.

* * *

— — Innig rührend aber war mir das süße Detail in Deinem Briefe. Schon das Haus denkst Du Dir, wo wir uns wiedersehen werden. Ist Dir dieses Haus in Winterthur schon bekannt, so sei es so, wo nicht — der Weg von Schaffhausen nach Zürich geht nicht über Winterthur, sondern über Eglisau. Dort ist ein Gasthof zum Hirsch, wo mehrere Stuben sind. Könnten wir uns denn nicht dort treffen? Doch das bleibt Dir ganz überlassen. — Die Trauungsrede könnte wol Lavater halten, wenn ich wüßte, daß er sie nicht etwa drucken ließe; in diesem Falle wäre mir Hottinger lieber. Doch ich rede von Trauungsrede, indeß dieser schönste Augenblick meines Lebens aufgeschoben wird — doch wol durch Schuld der Verhältnisse.

Ich reise morgen mit dem frühesten von Gotha ab, nach Frankfurt zu, in Gesellschaft eines Professors aus Dessau, und zwar zu Fuße. Die Reise bis dahin könnte also einige Tage mehr kosten. Von Frankfurt aus werde ich wahrscheinlich auf der Post Tag und Nacht reisen, einen einzigen Posttag abgerechnet, den ich in Stuttgart überschlagen werde. Ich kann, wie mir die Sache scheint, nur durch literarische Verdienste mich heben, und zu einem Succeß darin gehören Verbindungen, die ich mir auf meinen Reisen machen muß. Diese Tage des längern Verweilens sind also im ganzen nicht verloren, sind auch nicht blos dem Vergnügen gewidmet. Welch größeres Vergnügen könnte ich haben als das, recht bald bei Dir zu sein?

Du gedenkst in einem Deiner Briefe der zweiten Auflage meiner Schrift. Ich hoffe nicht, daß Du oder unser Vater sie kauft. Ich bringe schon Exemplare mit — auch noch andere Sachen der Art bringe ich mit.

Gestern Abend sah ich den Mond scheinen. Das that mir weh! „Wenn er wieder scheint, siehst Du ihn mit mir", schreibst Du mir. Ach, Du siehst ihn ohne mich, und er findet Dich vielleicht in Thränen. Nein, das wolle Gott nicht! Im Mai werde ich nun nicht ankommen, aber zu Anfange des Juni gewiß.

* * *

Sogleich nach Erhaltung Deines lieben Briefes setze ich mich hin, ihn zu beantworten, Dir aus voller Seele meinen Dank abzustatten, daß Du durch denselben mich erquickt hast. In die-

sem heitern, frohmüthigen Tone mußte er geschrieben sein, um mein Herz, das durch Deinen letzten gelitten hatte, völlig zu beruhigen. Ich reise morgen oder übermorgen ab und werde vielleicht auch in Stuttgart nicht einmal einen Posttag überschlagen. Ich habe die herzlose Existenz auf Reisen völlig satt und sehne mich innig, mit Derjenigen, die allein meine Seele ausfüllen kann, vereinigt zu sein.

Die Ankunft in Frankfurt war mir in vieler Rücksicht sehr angenehm. Theils glaubte ich mich hier halb schon in der Schweiz, weil ich von hier aus nicht mehr fremd bin, theils bin ich meines Reisegefährten entledigt, bei dem ich das erwartete Vergnügen nicht fand und durch ihn sehr aufgehalten worden bin. An zwölf Meilen sind wir sieben Tage gereist. Ich hätte ihn längst verlassen, wenn er mich nicht von der großen Straße abgeschleppt hätte, wo ich mir nicht so helfen konnte. Innig habe ich da das Glück der Gesundheit empfunden. Der gute Mann war hypochondrisch und schwächlich, hatte ein Heer von Bedürfnissen u. s. w. Laß uns, Theuerste, diese erste unter allen Erdenglückseligkeiten bewahren, wie es denn überdies auch Pflicht ist. Du, beste, des Glücks würdigste Deines Geschlechts, wirst Dir Dein Leben nicht durch zu ängstliche Sorgen und Kummer verbittern, und ich werde mich hüten, es durch zu vieles Studiren zu thun. Du sollst darüber meine Aufseherin werden. Meine erprobte, mir zuträgliche Lebensweise werde ich Dir aufrichtig mittheilen, und Du wirst darüber halten, daß ich mir keine Ausnahme davon erlaube. Schon einigemal ist das Ungeheuer Hypochondrie mir auf den Füßen gefolgt; einmal in Zürich bei Otts und dann im vorigen Jahre. Ich habe es beidemal glücklich verjagt und weiß nun aus Erfahrung, wovor es flieht. Keine Langeweile, keine schale Gesellschaft, keine Beschäftigung, die meinen Geist nicht ausfüllt! Das alles ist mir Gift. Dagegen strenge, mich angreifende Arbeit und nach der Arbeit wieder lebhafte Zerstreuung, starke Fußreisen u. dgl. Dies hilft sicher. Nichts hat mir auch in dieser Rücksicht mehr genutzt als meine Schriftstellerei.

Ich werde Dir den Tag meiner Ankunft im voraus melden. In Stuttgart erwarte ich Deinen nächsten Brief, worin ich Dich

bitte, mir zu schreiben, ob ich über Winterthur oder Eglisau kommen soll. Ich werde, wenn ich Dich erwarten darf, reitend kommen.

* * *

Diesen Augenblick erst, Theuerste, eine Stunde vor Abgang der Post, bin ich so glücklich, mich von den vielen Ehrenbezeigungen, die mir hier widerfahren, und die mir lästig sind, weil sie mich abhalten, mich im Geiste mit Dir zu beschäftigen, auf eine kurze Zeit loszureißen und zu diesem Papier, das durch Deine Hand gehen wird, zu fliegen.

Wenn Du es erhältst, dann dauert es vielleicht nicht einmal 24 Stunden mehr, daß ich Glücklicher, Seliger bei Dir bin, um mich nie wieder von Dir zu trennen. Ach, was wird das für eine Stunde, was werden das für Tage sein, die darauf folgen! Sei mir gesegnet, holde Beglückerin meiner Tage, in deren Armen endlich der unstete, herumschweifende Flüchtling Ruhe und Glückseligkeit und völlige Befriedigung seines weiten, vielfordernden Herzens finden wird! Es ist mir, besonders in dieser Stunde, sehr wunderbar ums Herz. Womit habe ich das doch verdient, daß mir das größte Glück zu Theil wird, das einem Sterblichen werden kann, eine zärtliche, gute und verständige Begleiterin auf dem Pfade des Lebens, vor so vielen andern zu Theil wird, die weit würdiger sind als ich? Allgerechter Regierer der menschlichen Schicksale, dankbar werfe ich mich in deine Hände; mache mit mir, was du willst. Denn ich glaube, theurer Engel, daß alle Freuden auf dem Wege des Lebens nichts sind als Stärkungen auf nachfolgende Mühen und Arbeiten. Ich habe das, was ich jetzt aus seiner Hand empfange, nicht verdient: das gestehe ich aus inniger Selbsterkenntniß. Für vergangene Arbeiten ist es nicht Belohnung, also für künftige! Hälfte meiner Seele, wir wollen den unverbrüchlichen Bund der Tugend schließen, sobald wir uns wiedersehen; wir wollen einer des andern Stütze und Stab auf ihrem Wege sein; wir wollen uns erinnern und ermahnen, wenn eins von uns sich vergißt. Ach! ich bin als Gelehrter so vielen Versuchungen ausgesetzt und oft in einzelnen Augenblicken so sehr schwach — denn ich muß es Dir sagen; ich habe mir fest vorgenommen, ein rechtschaffener

Mann im ganzen Sinne des Worts zu sein; und dazu werde ich Deine Unterstützung oft nöthig haben. Wir werden darüber gewisse Punkte abreden. Ich weiß, daß Dein Herz die Tugend nicht weniger liebt als das meinige, aber Dein Geist ist nüchterner und weniger stürmisch; Du wirst oft nöthig haben, Wasser in mein Feuer zu gießen.

Ich bin gestern von Stuttgart abgereist und bleibe hier in Tübingen bis morgen früh. Dann mache ich ein Stück meiner Reise zu Fuße, bis mich der Postwagen einholt; das wird in der Donnerstagsnacht geschehen. Den Sonnabend bin ich in Schaffhausen, da find' ich einen Brief von Dir, lese ihn höchstwahrscheinlich ungefähr in der nämlichen Zeit, da du diesen meinigen liesest, finde darin die bestimmte Anzeige, wo ich Dich Sonntags treffe. Den Sonntag — doch weg alle Beschreibung! Sonntag Abend seh' ich auch unsern gemeinschaftlichen Vater und höre zuerst die Versicherung, daß er es sein wolle, aus seinem Munde.

Und jetzt lebe wohl, bis auf den mündlichen Gruß.

Sechstes Kapitel.

Verheirathung. Leben in Zürich. Die Schrift über die Französische Revolution.

Am 16. Juni langte Fichte endlich in Zürich an, auch von den alten Freunden mit Herzlichkeit bewillkommnet. Aber seiner Verbindung stellten sich noch, wie seine Braut es vorausgesehen hatte, mancherlei Schwierigkeiten in den Weg, welche die züricher Gesetze einem Ausländer damals noch auferlegten, der sich dort verheirathen oder niederlassen wollte, und die am Ziele eines fast vierjährigen Harrens doppelt lästig waren. Endlich am 22. October 1793 sollte die Hochzeit gefeiert werden, und die ganze Familie, von dem Kreise der vertrautesten Freunde begleitet, begab sich nach Baden, unfern von Zürich, wo die Trauung vollzogen wurde. Hier hielt der Leutpriester Johann Georg Schultheß, Jugendfreund der Braut und ihrer Brüder, die Traurede über Luk. 6, 45: „Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens hervor das Gute", und Lavater sendete ihnen nach seiner freundlichen Sitte zum Gruß und Glückwunsch folgenden Denkspruch nach:

An Fichte-Rahn und an Rahn-Fichte.

Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder:
Freue der Wahrheit dich, so oft dies Blättchen du anblickst!

Der schönste Herbsttag schmückte das Fest und begleitete die Neuverbundenen, als sie der dortigen Sitte gemäß gleich nach der Trauung eine Reise nach Bern und in die französische Schweiz antraten. Auch dort war Fichte's Name unter den Gelehrten

schon bekannt worden; Immanuel Ith besonders, Professor der Philosophie zu Bern, begrüßte seinen Glaubensgenossen in Kant, wie er Fichte nannte, mit Freude und Hochachtung, und beide Männer schlossen eine Freundschaft, die auch später noch in der Ferne durch Briefwechsel und literarische Mittheilungen fortgedauert hat. Doch vor allem interessant wurde ihm hier die Bekanntschaft von Baggesen, welcher damals in Bern bei seinen Schwiegerältern lebte. Beide Männer, wiewol innerlich unähnlich an Talent und Streben, wurden vielleicht gerade deshalb desto stärker zueinander gezogen. Mochte auch Fichte bei seiner scharfen, in einer Richtung vorwärts dringenden Klarheit wol nur selten übereinstimmen mit dem vielfach beweglichen und wechselnd erregten Dichter, so mußte doch diese Berührung kräftig entgegengesetzter Naturen jeden in seiner Art nur klarer in sich und befestigter machen; und auch später blieben beide besonders durch ihren gemeinschaftlichen Freund Reinhold mit dauerndem Wohlwollen einander eingedenk. Da erschien einige Jahre darauf Baggesen's bekanntes Lied: „Die gesammte Trinklehre", das als geistreicher Scherz an sich nichts Beleidigendes für Fichte haben konnte. Wie aber entstellende Zwischenträgerei so oft schon Geister, die einander zugethan waren, trennte oder entfremdete, so wäre es fast auch hier gegangen. Fichte wurde zugebracht, Baggesen habe zu Hamburg in einer großen Gesellschaft ein Spottgedicht auf ihn vorgetragen, und Reinhold, dabei gegenwärtig, habe lebhaften Antheil genommen. War dies gegründet, so mußte sich Fichte um so mehr dadurch verletzt fühlen, da diese Beleidigung heimlich geübt und durch nichts von seiner Seite hervorgerufen worden war, und doppelten Abscheu hatte er immer vor jedem Scheine der Falschheit an andern wie an sich selbst. Doch schrieb er vorerst an Reinhold, um sich nach der Wahrheit jenes Gerüchts zu erkundigen; dieser, edel und offen, wie er stets sich zeigte, meldete ihm sogleich den wahren Hergang der Sache und theilte ihm das fragliche Gedicht mit, welches ihn so befriedigte, daß er sogleich zurückschrieb, er sei gänzlich versöhnt und habe die Verse mit großem Wohlgefallen und herzlichem Lachen gelesen. *)

---

*) Man vergleiche in Fichte's und Reinhold's Briefwechsel den elften und zwölften Brief.

Damals gesellte sich noch Fernow *) zu den Freunden, der Baggesen auf seiner Reise nach Wien und Italien über Zürich begleitete. Fichte gefiel der bescheidene, offene Mann, der mit lebhaftem Sinne für die Kunst zugleich eine enthusiastische Liebe für Philosophie, besonders für die Kant'sche verband, deren Principien er später auf die Kunst anzuwenden suchte. **) Bei ihrer Abreise von Zürich begleitete sie Fichte den Zürichersee hinunter bis nach Richterswyl, um sie zu seinem Freunde Pestalozzi zu führen, der dort, nur noch von wenigen beachtet, in der Verborgenheit die ersten Versuche seiner Volkserziehung auszuführen begann. In seinem Hause trennten sich die Freunde, Baggesen und Fernow, um zu Fuße ihre Wanderung über St.-Gallen und Lindau nach Augsburg fortzusetzen, Fichte, um noch einige Tage in Pestalozzi's Hause zu verleben.***) Beide waren

---

*) Karl Ludwig Fernow (1763—1808), der bekannte Kunstschriftsteller, später den jena-weimarischen Kreisen angehörend, dessen Leben Johanna Schopenhauer beschrieben hat.

**) Wir besitzen noch aus der Zeit dieses Besuchs ein paar Denkblätter von Baggesen und Fernow an Fichte, die nicht nur als Beweise freundschaftlicher Achtung Werth für uns haben, sondern auch für jene Zeit uns merkwürdig scheinen, wegen des Geistes, der besonders aus dem einen derselben spricht.

„Sum — ergo cogito!

Zum Andenken der mir unaussprechlich theuern, unvergeßlichen Momente, die ich laut mit Fichte gedacht habe.

Zürich, den 8. Dec. 1793. Jens Baggesen, Däne."

„Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward — Kant'sche Philosophie! — Unvergeßlich wird mir der Augenblick sein, wo ich in Ihnen einen der ersten und würdigsten Priester dieser menschlichsten aller Göttinnen und dieser göttlichsten aller Wissenschaften, den ich längst schätzte, zuerst sah und liebte; und unauslöschlich wird das Andenken der wenigen kostbaren elysischen Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebte, meinem Geiste und Herzen sein.

Mit dem Gefühl innigster Hochschätzung empfiehlt sich Ihrem Andenken

Richterswyl, den 9. Dec. 1793. Karl Ludwig Fernow,
ein freier Freund alles Wahren,
Guten und Schönen."

***) In einem noch ungedruckten Briefe Fernow's an einen Freund, in

schon früher durch die innige Freundschaft, welche ihre Gattinnen verband, einander näher geführt worden, und Fichte hatte bald in dem Manne von äußerlich abstoßender Form ein tiefliegendes Kleinod entdeckt, das er ans Licht zu fördern und zu allgemeinerer Würdigung zu bringen wünschte. Jetzt vollendete dieser Besuch ihre Freundschaft wie ihre gegenseitige Anerkennung. Pestalozzi theilte ihm mit der begeisternden Wärme seines persönlichen Wortes, deren er so fähig war, seine umfassenden Plane über Volkserziehung mit, und Fichte, ergriffen von der Wichtigkeit dieses Gedankens, sagte ihm auch in seiner abweichenden Laufbahn jede Unterstützung zu, deren er fähig wäre. Daß und wie er sein Wort gelöst, und in welchem wichtigen Wendepunkte der deutschen Bildung, ist allgemein bekannt.

* * *

Fichte lebte nun im Hause seines Schwiegervaters unter den glücklichsten Verhältnissen. Aeußerlich vollkommen unabhängig, im langersehnten Besitze einer geliebten Gattin, im geistreich er=

---

welchem er seine Reisebegebenheiten erzählt, äußert er sich folgendermaßen über jene Zusammenkunft in Zürich und im Pestalozzi'schen Hause:

„Den 6. December mittags trafen wir in Zürich ein, wo wir den Abend in Lavater's Gesellschaft zubrachten, den Sonnabend über stille lagen und Sonntags früh wieder abreisten. Fichte, ein jetzt sehr bekannter kritischer Philosoph, der die „Kritik aller Offenbarung" (ein Werk, das man bei seiner Erscheinung für ein Kant'sches Product hielt) und verschiedene andere vortreffliche Werke geschrieben hat, den Baggesen schon kannte und ich hier kennen lernte, begleitete uns. Wir gingen das linke Ufer des schönen Züricherseees hinab, bis zwei Stunden vor Zürich, wo wir uns nach Richterswyl, einem großen Dorfe, zwei Stunden von da, über den See setzen ließen. Hier hält sich ein gewisser Gelehrter Namens Pestalozzi auf, der unter anderm durch das schweizerische Volksbuch „Lienhard und Gertrud" bekannt geworden ist. Diesen wollte Baggesen kennen lernen. Er ist ein Mann zwischen Vierzig und Funfzig, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und seinem Aeußern, wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne, und worin ihn nur Baggesen übertrifft, dabei voll trefflicher praktischer Philosophie, die auch in allen seinen Schriften athmet. Mit diesen beiden Männern schwanden uns die Stunden wie Secunden, und ich habe diesen Tagen viele selige Augenblicke zu verdanken."

regenden Umgange mit seinem Schwiegervater, der mit jugendlicher Frische noch Antheil nahm an allen neuen politischen wie literarischen Erscheinungen der bewegten Zeit; er selbst in der Blüte des kräftigsten Mannesalters, ermuthigt durch den unerwarteten Ruf, den sein erstes Werk ihm erworben: wie hätten nicht kräftige und rasch geförderte Leistungen die Frucht einer so glücklichen Lage sein sollen! Es war für ihn die Zeit der hoffenden Begeisterung, des muthigen Entdeckens. Das gelobte Land der Wahrheit, auf welches Kant die Aussicht gegeben hatte, schien wie in kühnem Anlaufe erobert werden zu können. Diesem Ziele hatte Fichte sein ganzes übriges Leben geweiht; zum ersten male war vor ihm selbst sein Beruf ohne alles Schwanken entschieden, und er ist ihm treu geblieben bis zum letzten Athemzuge.

Ueberhaupt aber war damals in allen Geistern ein neuer Aufschwung, ein frischer Muth des Entdeckens und Wagens erwacht. Gerade aus der Wissenschaft, aus dem Reiche der Ideen erwartete man die Umgestaltung und Verbesserung der Welt auch in ihrem moralischen und politischen Zustande. Wie sich aber zunächst in Deutschland eine völlige Erneuerung des wissenschaftlichen Geistes vorbereitete, so schien ein Nachbarland in ähnlicher Umgestaltung seiner politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse begriffen; und eine Vergleichung beider Resultate lag nahe, indem ja auch in Frankreich eine neue Welt der Wahrheit und des Rechts auf allgemeinen Ideen, überhaupt auf Theorie gegründet werden sollte. So wurde auch Fichte, wie die kräftigsten Köpfe seiner Zeit, von der Größe dieser Begebenheit gewaltig erregt, und er folgte ihr durch alle ihre wechselnden Erscheinungen hindurch mit der anhaltendsten Theilnahme und Aufmerksamkeit.

Dabei werde nicht vergessen, welche Erfahrungen über die eigene Lage des Vaterlandes jene Theilnahme an der Französischen Revolution rege machten; gerade vor jener Epoche waltete in manchen Theilen desselben neben vielfacher Sittenlosigkeit der Vornehmen und Gewalthaber, die freilich auch ausländischen Ursprungs war, zugleich eine Willkür und Rauheit der Regierungsformen, wie sie theils althergebracht, theils durch Misbrauch eingerissen sein mochte, die aber keineswegs mehr zu der Entwickelung der Zeit und ihren Anforderungen paßte. Ueberhaupt trat von der einen Seite Schlaffheit und völlige Entartung, von der

andern ein unruhiges Drängen nach einem neuen Zustande so entschieden hervor, daß die veraltende Zeit einer Erfrischung, das verlorene Gleichgewicht der Gesellschaft einer erneuernden Herstellung durchaus bedürftig erschien.

In diesen Zwiespalt der Zeit mit sich selbst fiel nun Fichte's Jugend, fielen die ersten Erfahrungen über Welt und Staat, wie er sie auf seinen Reisen durch Deutschland und die angrenzenden Länder machte. Mochte doch ihm selbst schon auf der mühsamen Laufbahn seines Jünglingslebens oft der Unterschied sich aufgedrängt haben, dessen bevorrechtete Geburt ohne Mühe und Verdienst vor Talent und fleißigem Streben sich erfreut. Dazu kam noch für ihn der nicht genug zu schätzende Vorzug einer niedern, unscheinbaren Geburt. Seine Abstammung als schlichter Bauernsohn, seine halb klösterliche Erziehung, deren Druck er jedoch bald abwarf, sein dunkles, vereinzeltes Leben auf der Universität hatten ihm die Freiheitsliebe, den Sinn für Gerechtigkeit ungebeugt erhalten, wie sie in jedem unverkrüppelten Menschen wohnen, während in andern, scheinbar begünstigten Lebenslagen das Beispiel schlaffer Aeltern, die Einwirkung einer knechtischen Umgebung, oder umgekehrt auch der Genuß angeborener Vorrechte jenen Trieb unwillkürlich abstumpfen, sodaß oft genug schon im Beginn des Lebens halbgebrochene, unnatürlich verkrümmte Charaktere uns erscheinen. Anders bei Fichte. In den mannichfachsten Lebenslagen umhergeworfen, mit den verschiedensten Ständen verkehrend, blieb er sich selbst getreu, und der scharfe Blick über menschliche Verhältnisse, den wir schon damals an ihm bemerken, ließ ihn immer klarer erkennen, wie durchaus entartet die politischen wie gesellschaftlichen Zustände unsers Vaterlandes seien. So war es gerecht und natürlich, daß eine Staatsumwälzung, die damit begann, die Wurzel jener zahlreichen Misbräuche auszurotten, von ihm mit lebhafter Hoffnung begrüßt wurde, ja daß er sogar später, als sie in die wildeste Anarchie ausartete, nicht sogleich den Muth für sie verlor, sondern noch immer hoffte, daß, wenn erst die Leidenschaften des Parteikampfes vorüber wären, jene Nation dennoch die wahre gesetzliche Freiheit und das rechte Mittel, sie sich zu erhalten, finden werde.

Auch später, bis an das Ende seines Lebens, hat er dies Urtheil über jene große Erscheinung nie zurückgenommen; denn

in jener berühmt gewordenen Charakteristik Napoleon's ist es der schwerste Vorwurf, den er diesem macht, daß er die Franzosen hinterlistig um ihre Freiheit betrogen habe, statt durch ein geordnetes Verfassungsleben sie zu gesetzlicher Freiheit allmählich heranzubilden!

Aber auch im gegenwärtigen Falle wollte Fichte den leidenschaftlichen Ton des Parteigeistes, wie er damals sogar in Deutschland über diese Gegenstände meistens vernommen wurde, durch den Ernst allgemeiner Untersuchung verdrängen. Schon lange vor der Französischen Revolution und ganz ohne Beziehung auf dieselbe war in Deutschland öffentlich und für jeden Gebildeten verständlich die staatsrechtliche Frage über das Verhältniß von Fürst und Volk und ihre gegenseitigen Rechte erörtert worden. Mit derselben Freiheit und nach demselben Principe sollte auch jetzt die Frage nach der Rechtmäßigkeit einer Staatsumwälzung überhaupt untersucht werden, weniger für die Schule als für das gebildete Publikum, um nach festen allgemeinen Grundsätzen ein Urtheil über jene einzelne Erscheinung in ihm vorzubereiten. Und so entstanden theils noch in Danzig, theils in den ersten acht Wochen seines Aufenthalts in Zürich seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die Französische Revolution", *) eine Schrift, die indeß nur als Fragment zu betrachten ist, indem das Vorhandene nicht über die Feststellung der allgemeinen Principien hinausgeht, ohne sie auf den vorliegenden Fall der Beurtheilung anzuwenden. Hauptsatz derselben ist, daß es keine absolut unveränderliche Staatsverfassung geben könne, eben weil keine absolut vollkommene sich je verwirklichen lasse. Die relativ beste Verfassung müsse daher wesentlich auch das Princip innerer Veränderung und Verbesserung in sich tragen. Wenn aber gefragt werde, von wem diese Verbesserung ausgehen solle, so möchte dies Recht allen Theilen gleichmäßig zustehen, welche an dem „Staatsvertrage" theilhaben. Unter diesem sei aber nicht zu denken ein irgendwann der Zeit nach wirklich abgeschlossener Vertrag, indem gewisse ältere und neuere Gegner diese Ansicht durch die leichte Bemer-

*) Zwei Theile, ohne Druckort, 1793; zweite unveränderte Auflage 1795. (Werke, VI, 39—288.)

kung widerlegen zu können meinten, es lasse sich ein solcher Vertragsabschluß historisch nirgends nachweisen, sondern seiner Idee nach sei der Staat ein Vertragsverhältniß. Daher müsse er auch seiner Wirklichkeit nach der Form des Vertrags immer näher geführt werden, in welcher Rechte und Pflichten sich genau entsprechen. Würde nun die Unveränderlichkeit des Staatsvertrags ausgesprochen, so läge darin die Verletzung eines unveräußerlichen Rechts, des Rechts nämlich, überhaupt einen Vertrag zu schließen. Allgemeiner Zweck des Staats ist aber die Cultur, derjenige Zustand des Menschen, in dem er immermehr frei, d. h. nur von seinem reinen Ich abhängig, von seiner Sinnlichkeit aber unabhängig wird. Die absolute Monarchie macht diesen Zustand vollendeter Cultur unmöglich, denn sie beschränkt die unbedingte Selbstbestimmung des Einzelnen. Wäre daher diese Staatsverfassung unabänderlich, so wäre dem Zwecke des Staates widersprochen, die Cultur gehindert. So liegt im Begriffe des Staates, wie im Zwecke desselben die Forderung der Veränderlichkeit seiner Verfassung. Jeder hat das Recht, nach seiner Ueberzeugung aus dem Staatsvertrage zu treten und einen neuen zu schließen. Haben alle diese Ueberzeugung und den Willen dazu, so ist hiermit die Revolution rechtmäßig geworden.

Daran schließt sich die Untersuchung über die bevorrechteten Stände im Staate, mit Bezug auf das Recht einer Aufhebung dieser Prärogative, namentlich über den Adel und die Kirche. Wenn der „Adel der Meinung" etwas vollkommen Natürliches sei, von selbst sich bilde und stets gelten werde, so sei umgekehrt der „Adel des Rechts" etwas völlig Unrechtmäßiges, da er auf den Zufall der Geburt und Erbschaft sich stütze und gewisse Rechte vor andern Menschen und über andere in Anspruch nehme. Daher sei an der Berechtigung des Volkes, die Rechte des Adels aufzuheben, nicht zu zweifeln.

Was die Kirche betrifft, so entstehe sie, indem eine an sich unsichtbare Gemeinschaft in eine sichtbare mit gewissen äußern Formen und Gebräuchen sich verwandele; und so sei auch sie nur eine auf Vertrag gegründete Gemeinschaft mit gewissen gegenseitigen Rechten und Pflichten. Die Rechte seien hier der Anspruch auf die dem Gläubigen zugesagten Gnadenmittel der Kirche, Pflichten der ihr schuldige Gehorsam und der Glaube an jene

Gnadenmittel. Eindringend zeigt Fichte hierbei, wie nur die katholische Kirche consequent sei bei diesem Verfahren, inconsequent die lutherische und reformirte, indem sie Kirchen zu sein prätendiren, während der Geist des Protestantismus eben darin bestehe, jenes äußere Kirchenthum zu verneinen. Wolle nun der Einzelne auf dasjenige verzichten, was die Kirche als Recht ihm verheißt, so sei er an seinem Theile aus der Kirche getreten. Wollen es alle, so sei die Kirche eben dadurch aufgehoben, und die Gemeinschaft habe das Recht, die Kirchengüter zu ihren Zwecken einzuziehen.

Die Kühnheit und Schärfe dieser Argumentationen, welche in manchem Betracht noch jetzt das Treffendste enthalten, was man über diese Gegenstände sagen kann, mußten die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Schrift und ihren Verfasser hinlenken. Obwol sie anonym erschienen war, so erfuhr man doch bald seinen Namen. Er wurde durch sie zum politischen Parteihaupt erhoben, und wie der jüngere Theil der Nation, alle kühnern und aufstrebenden Geister ihn zu ihrem Führer erkoren, so wurde er nach einem nicht minder unbestimmten Eindruck für die Machthaber und ihre Stützen der Gegenstand des Mistrauens und der Besorgniß. Gesteht doch Goethe selbst, indem er seiner Berufung nach Jena gedenkt, daß dies ein Entschluß „der Kühnheit, ja der Verwegenheit" gewesen sei. *) Die Wirkungen dieses falschen Scheins haben sich weit in sein folgendes Leben hineingezogen.

Uebrigens legte Fichte selbst späterhin geringern Werth auf jene Schrift, theils weil ihr ganzes theoretisches Fundament ihn nicht mehr befriedigte, theils weil er auch in der Ausführung der einzelnen Partien zu viel Ungleichheit fand. Schon in einem Schreiben an Reinhold vom 1. März 1794 spricht er folgendes Urtheil über dieselbe aus:

„Den zweiten Theil meines Beitrags habe ich vorigen Sommer unter beständigen Zerstreuungen und einem großen lärmenden Baue gegenüber in vier Wochen niedergeschrieben. Haben Sie daher Geduld mit ihm. Ich hoffte damals nicht, daß Männer wie Sie ihre Augen auf diese Schrift werfen würden, und schrieb sie hin, um nur den Verleger zu befriedigen. Beurtheilen

*) „Tages- und Jahreshefte" (Werke, XXXI, 31, 32.)

Sie sie aus diesem Gesichtspunkte. Das Kapitel über den Adel würde ich jetzt gewiß ganz anders bearbeiten. Ueber die Kirche aber glaube ich manches Neue gesagt zu haben."

Noch bestimmter spricht er sich über dieselbe aus in einer Stelle seiner spätern Verantwortungsschrift gegen die Anklage des Atheismus, S. 93:

„Wenn dann nun auch ein junger Mensch, der sein Vaterland aufgegeben hatte und an keinem Staate hing, und damals als Gast in einer kleinen nordischen Republik lebte, von welcher aus er in den Tagen, da sie verschlungen wurde, nach einer südlich gelegenen Republick abreiste; wenn dieser junge Mensch, von Unwillen hingerissen über die Uebertreibungen, die sich damals die Vertheidiger der gesetzlosen Willkür der Mächtigen erlaubten, gleichfalls von seiner Seite ein wenig übertrieben hätte, um das Gleichgewicht herzustellen; wenn sogar dies noch unausgemacht wäre, ob er vielleicht übertrieben, und ob selbst diese scheinbaren Uebertreibungen seine damalige wahre Meinung gewesen, indem er nur ein Fragment geliefert, nur einen Theil der einen Seite gezeigt, und man ihn zur Erörterung der zweiten Seite auf seinem damaligen Wege nicht fortgehen lassen; wenn derselbe, seitdem zum Manne geworden, in einer reifern, durchdachten Schrift (der «Rechtslehre») über denselben Gegenstand jede Einseitigkeit vermieden und hoffentlich jeden Politiker zufrieden gestellt, der nur laut sagen darf, was er möchte: wäre es dann gerecht und billig, jenen jugendlichen und unvollendeten Versuch des Jünglings noch immer zum Maßstab der politischen Grundsätze des Mannes zu machen? Falls ja zugegeben werden müßte, daß der Gelehrte als Bürger dem Staate für seine theoretischen Meinungen verantwortlich sei, welches kein wahrer Gelehrter zugeben wird."

Jene Schrift und eine andere ganz verwandten Inhalts: „Zurückforderung der Denkfreiheit" *), hatten ihm nämlich damals den gefährlichen, aber vieldeutigen Namen eines Demokraten zugezogen, wie es denn immer in den Zeiten besonderer Auf-

*) „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten; eine Rede. Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsterniß" (1793), beurtheilt in der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1793, S. 199. (Werke, VI, 3—35.)

regung gewisse Parteinamen gibt, die, an sich unbestimmt und einzelnen willkürlich beigelegt, bei dem einen zum Hasse, bei dem andern zur Empfehlung gereichen. So war damals jene Bezeichnung für die ganz gewöhnlich, welche sich unabhängig in ihrer Denkungsart und freimüthig in ihren Aeußerungen zeigten. Bedenklicher war es jedoch, daß an diesen Namen bei den Machthabern gewisse politische Nebenvorstellungen sich knüpften, die — ob näher begründet oder nicht, wurde im einzelnen kaum untersucht — den also Bezeichneten auch als Neuerungssüchtigen in Staat und Kirche betrachteten.

So hat Fichte auch späterhin in seiner angeführten Verantwortungsschrift bewiesen, daß die Anfeindung, die sein vermeintlicher Atheismus finde, eigentlich nur in seinem Demokratismus seinen Grund habe; und bei dieser Gelegenheit äußert er sich so gründlich über jenen ganzen Verdacht, daß die Stelle hier nicht übergangen werden darf *):

„Hier bedarf es keiner Muthmaßungen und keines Rathens. Die Triebfeder (jener Anklage) ist klar, ist notorisch, nur daß keiner den Namen des Dinges aussprechen will. Ich bin überhaupt nicht gemacht, um hinter dem Berge zu halten, und ich will es besonders hier nicht, indem ich dieser Angriffe nunmehr müde bin, und für dieses mal mir entweder Ruhe verschaffen will für mein ganzes übriges Leben, oder muthig zu Grunde gehen. Ich also will es sein, der den Namen dieses Dinges ausspricht. Ich bin ihnen ein Demokrat, ein Jakobiner, dies ist's. Von einem solchen glaubt man jeden Greuel ohne weitere Prüfung, gegen einen solchen kann man gar keine Ungerechtigkeit begehen. Hat er auch diesmal nicht verdient, was ihm widerfährt, so hat er es doch ein andermal. Recht geschieht ihm auf jeden Fall, und es ist politisch, die das wenigste Aufsehen erregende, die populärste Anklage zu ergreifen, um seiner habhaft zu werden.

„Daß ich ihnen dies bin, dieser sträfliche Demokrat und Jakobiner, und daß ich ihnen deswegen unaussprechlich verhaßt bin, ist notorisch. Es bedarf nicht der Indiscretion, welche in dieser gerechtesten Selbstvertheidigung doch keine Indiscretion

*) Vgl. Verantwortungsschrift, S. 88 fg. (Werke, V, 268 fg.)

sein würde, an gewisse Aeußerungen zu erinnern, welche gegen verehrungswürdige Männer geschehen, die diese Schrift als meine Richter lesen werden, die selbst gegen diese Aeußerungen mich vertheidigt haben, die sich derselben bei dieser Stelle meiner Verantwortung ohne Zweifel erinnern werden. Es bedarf solcher Erinnerungen an vergangene Dinge nicht, denn es ist mir ein bei der gegenwärtigen Gelegenheit geschriebener Brief eines kursächsischen Ministers bekannt, in welchem von unserm vermeinten Atheismus geradezu gesprochen wird, als von einer neuerfundenen Maßregel dieser Demokraten!

„Ich bin also ein Demokrat. Was ist denn nun dies? Etwa ein solcher, der die demokratische Regierungsverfassung als die einzig rechtmäßige aufstellt und deren Einführung empfiehlt? Ich sollte meinen, wenn er dies, selbst unter einer monarchischen Regierung, blos in gelehrten Schriften thut, so könnte man die Widerlegung dieser Meinung, wenn sie unrecht ist, andern Gelehrten überlassen. Solange er nicht eine äußere Handlung vollzieht, um die bestehende Regierungsverfassung wirklich zu stürzen und die ihm gefällige an die Stelle zu setzen, sehe ich nicht ein, wie seine Meinung vor den Richterstuhl der Regierung auch nur gelangen könne, vor welchen nur Thaten gehören. Jedoch ich weiß, daß über diesen Punkt die Gegner anders denken als ich. Denken sie, wie sie wollen; paßt denn jene Anklage auf mich, und bin ich denn ein Demokrat im oben angegebenen Sinne des Wortes? Sie mögen freilich, seitdem sie ihren Begriff von mir festsetzten und über mein Bild in ihrer Phantasie Demokrat schrieben, nichts mehr von mir gehört oder gelesen haben. Nun, so lassen sie sich jetzt einen Auszug aus meiner „Grundlage des Naturrechts“, I, 189 fg., geben. Man wird ihnen keinen Schriftsteller nennen können, der sich entscheidender und mit stärkern Gründen gegen die demokratische Regierungsform als eine absolut rechtswidrige Verfassung erklärt hat. Lassen sie sich überhaupt einen ehrlichen Auszug aus jenem Buche machen. Sie werden finden, daß ich eine Unterwürfigkeit unter das Gesetz und eine Aufsicht desselben über die Handlungen der Bürger fordere, wie sie noch von keinem ihrer Staatsrechtslehrer gedacht, in keiner ihrer Verfassungen zu realisiren versucht worden. Die meisten Klagen, die ich gegen dieses System gehört, waren darüber,

daß es der Freiheit (der Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit) der Menschen so großen Abbruch thue. Ich bin sonach weit entfernt, Anarchie zu predigen.

„Doch es ist wol weit gefehlt, daß sie mit diesem Worte einen bestimmten Sinn und den wissenschaftlich richtigen verknüpfen sollten. Es wäre mir vielleicht möglich, wenn alle die Gelegenheiten, bei denen sie sich dieses Ausdrucks bedienen, zusammengenommen würden, zu sagen, welch einen Begriff sie eigentlich damit verbinden, und es ist sehr möglich, daß ich in diesem Sinne ein sehr entschiedener Demokrat bin; es ist wenigstens so viel gewiß, daß ich lieber gar nicht sein möchte, als der Laune unterworfen sein und nicht dem Gesetze.

„Dieser verhaßte Demokrat, was hat er denn sogar damals, als er allenthalben nur Gast war und keine Verbindlichkeit als die eines Gastes gegen irgendeinen Staat hatte, gethan, um seine vermeinten demokratischen Grundsätze zu realisiren? Wen es interessirt, noch jetzt die genaueste Untersuchung darüber anstellen zu wollen, dem will ich selbst mit den bestimmtesten Nachrichten an die Hand gehen, und findet sich die geringste Spur, wird mir auch nur ein verdächtiger Schritt in meiner Lebensgeschichte nachgewiesen, so will ich mich aller Sünde schuldig geben, deren meine ärgsten Feinde mich nur anklagen können. Was es ist in meinem Charakter, welches mich über allen Verdacht absolut wegsetzen muß, werde ich ihnen tiefer unten noch bestimmter bezeichnen: es ist meine entschiedene Vorliebe zu einem speculativen Leben.

„Was beabsichtigt man denn nun also durch jenen unauslöschlichen Verdacht, durch jenen bittern Haß, mit welchem man — denn ich bin müde, von mir allein zu reden — eine Menge verdienter Gelehrten und Schriftsteller in Deutschland verfolgt, an denen man ebenso wenig Schuld finden wird als an mir? Was beabsichtigt man durch jenes terroristische Verleumdungssystem, das man mit so viel Wohlgefallen aufnimmt, so kräftig unterstützt, so fürstlich belohnt? Wenn es wirklich wahr wäre, daß einige dieser Schriftsteller einigen der bestehenden Regierungen nicht gute Absichten zugetraut hätten, werden denn diese dadurch widerlegt, daß man wirklich gewaltthätig gegen sie verfährt und mit den Waffen, deren nur der Geringste im Volke sich bedient,

denen der Verleumdung, sie angreift? Wird man sie aussöhnen, dadurch daß man sie in beständigem Schrecken hält und jede Gelegenheit ergreift, sie zu verderben? Jedoch das will man auch nicht, sie aussöhnen! Denn daß in der Brust des Menschen wol auch eine Macht ruhe, die sich durch keinen Mechanismus fesseln und durch keinen Mechanismus ersetzen lasse, daß das Talent ein nicht zu verachtender Alliirter sei, will man noch nicht anerkennen. Will man sonach etwa nur Rache nehmen? Dieser Zweck wäre zu klein für Regierungen; nur beleidigte Subalterne können ihn haben; aber die Regierungen werden leider oft unwissentlich zu Werkzeugen dieser niedern Leidenschaften gemacht."

So beurtheilte damals Fichte, was um ihn her vorging und was er unmittelbar selbst erfahren mußte; aber wie prophetisch anticipirend hat er damit zugleich auch seinen spätern Anklägern geantwortet! Denn durch ein seltsames Geschick ist sogar noch nach seinem Tode unerwartet eine ähnliche Beschuldigung von derselben Seite, von den officiellen Organen der deutschen Regierungen gegen ihn erhoben worden, bei einer Gelegenheit, deren wir später ausführlicher gedenken werden; ein neues Beispiel, wie treffend Fichte schon damals 1799 die Mehrzahl dieser Regierungen charakterisirte, wenn er ihnen die Einsicht absprach in das eigentliche Wesen ihres eigenen Volkes und sie der völligen Blindheit beschuldigte über dessen tiefstes Bedürfniß! (Zusatz des Herausgebers im Jahre 1860.)

Siebentes Kapitel.

Fichte's Lehre nach ihrem allgemeinen Charakter. Verhältniß zu Jacobi. Erste Ankündigung seines Systems.

Wichtiger für die Wissenschaft war das philosophische System, welches, durch das Studium Kant's und seiner Nachfolger, namentlich Reinhold's und Salomon Maimon's, langsam in ihm vorbereitet, um dieselbe Zeit zur Reife und Klarheit gedieh. Hier haben wir nur wenig darüber zu sagen.

Es wäre nämlich unangemessen, bei dem Wiedererscheinen dieses Werkes die philosophischen Erörterungen über die Bedeutung jener Lehre zu wiederholen, welche dem Biographen bei der ersten Ausgabe unerlaßlich schienen. Damals gerade (1830) hatten die Systeme Schelling's und Hegel's den Culminationspunkt ihrer Wirksamkeit erreicht; Fichte und seine Lehre waren zurückgedrängt, schienen völlig antiquirt und überflügelt. Die damaligen Lehrbücher zur Geschichte der Philosophie überlieferten ein ebenso dürftiges als schiefes Bild derselben, begleitet von einer banalen Parteikritik, entweder vom Kantisch-Fries'schen Standpunkt, daß sie den wahren Geist des Kriticismus verkannt habe, oder nach Schelling-Hegel'schen Prämissen, daß sie auf dem Reflexionspunkte eines nur subjectiven Idealismus hängen geblieben sei. *)

---

*) Zur Charakteristik der Vergangenheit wie zur Warnung für die Zukunft scheint es wohlgethan, folgenden Zug damaliger Parteistimmung mitzutheilen, dessen factische Richtigkeit wir verbürgen. Als im Jahre 1834 Fichte's „Nachgelassene Werke" (3 Bände, Bonn) erschienen waren, sandte der treffliche Karl Bayer (damals in Erlangen) eine kritische Anzeige derselben

Für den damaligen Zeitpunkt galt es daher auch in der Biographie auf die philosophischen Fragen einzugehen und vorläufig wenigstens correctere und vollständigere Vorstellungen über das System einzuführen und dadurch den spätern Veröffentlichungen der „Nachgelassenen Werke" und der „Sämmtlichen Werke" den Weg zu bahnen.

Dies alles ist nun seitdem vom Herausgeber vollständig ausgeführt worden, wie er dankbar es rühmen darf, nicht ohne vollständigen Erfolg in der Hauptsache. Seit dieser Zeit hat Fichte's Lehre von neuem zu wirken begonnen, langsamer, aber nachdrücklicher, und nach der richtigen Schätzung ihrer Eigenthümlichkeit hat sie nun auch ihre rechte Stellung neben den übrigen Systemen erhalten.

Alle jene apologetischen Gründe fallen nunmehr bei der neuen Ausgabe hinweg; jetzt interessirt uns sein System nur aus dem biographischen Gesichtspunkte. Wir haben zu zeigen, wie Lehre und Persönlichkeit, ein untheilbares Ganzes in ihm bildend, gegenseitig sich unterstützen und erklären; wie es kam, daß er von sich rühmen durfte, einer Philosophie sich bemächtigt zu haben, die auch sein Herz vollkommen befriedige. Man hat die unerschütterliche Zuversicht, mit welcher er dem gehäuften Widerspruche gegenüber die Wahrheit seiner Lehre behauptete, zu allermeist nur für ein bedenkliches Zeichen theoretischen Eigensinns, ja der Selbsttäuschung erklärt, und auch seinen Verehrern ist sie meistens ein Räthsel geblieben. Der Lebensbeschreibung darf sie als ein charakteristisches psychologisches Phänomen gelten, welches, da es den Mittelpunkt von Fichte's gesammter Denkweise ausmacht, auch als Mittelpunkt der biographischen Aufgabe zu betrachten ist. Denn wirklich erklärt muß das Phänomen werden, so gewiß niemand in dem Grade sich zu täuschen vermag, um eine Evidenz sich anzulügen, welche er in der That nicht besitzt. Und wenn wir etwa Fichte und Spinoza

an die Societät der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" in Berlin. Diese Arbeit, nachher als besondere Broschüre unter dem Titel „Zu Fichte's Andenken" (1835) veröffentlicht, wurde von der Societät zurückgewiesen, „weil das Urtheil über Fichte zu anerkennend sei". Die „wissenschaftliche Kritik", unkritisch genug, duldete dort nur *eine* Farbe!

als Beispiele gleich energischer, aber auf direct entgegengesetztem Wege erworbener philosophischer Ueberzeugung bezeichnen, so dürfte bei tieferm Eindringen sich dennoch ergeben, daß in beiden nur die eine und nämliche Quelle der Evidenz gewirkt habe, daß sie, was diesen Punkt betrifft, völlig einig gewesen seien.

Dabei ist auszugehen von einer einfachen, aber tiefreichenden Betrachtung. Was uns Ueberzeugung, unerschütterliche Gewißheit verleiht, ist niemals ein Vermitteltes, künstlich Erworbenes, weder ein durch bloßen Syllogismus erzeugter Begriff, noch ein durch Ueberlieferung gewonnenes Historisches, sondern nur durch wirklich Erlebtes, thatsächlich uns Gegenwärtiges werden wir auch wirklich überzeugt.

Was nun war dies bei Fichte? Was blieb ihm, dem strengen Idealisten, das unaustilgbar Reale, Urgewisse, von welchem die Realität auch auf alles Uebrige abfließt, was überhaupt im Bewußtsein darauf Anspruch hat? Nach der gewöhnlichen Meinung wird man geneigt sein, dies im „Ich" zu suchen, und eben darin die Eigenthümlichkeit von Fichte's Lehre erblicken wollen. Dennoch mit Unrecht; und gerade dies ist das erste, aber verbreitetste Misverständniß seines Systems geblieben. Es fehlt darüber, wenigstens aus seiner spätern Epoche, nicht an den ausdrücklichsten Erklärungen. *) Das Ich, die absolute Reflexionsform, ist eben nur absolute Form, Bildlichkeit, in welche die Realität, das Abzubildende, eintritt, in keinem Sinne das absolut Reale selbst. Dies Reale bezeichnet er als göttliches Leben, seinem specifischen Charakter nach als sittlich-schöpferische Idee, seiner Wirkung nach als Begeisterung, für das Bewußtsein und

*) So zuerst und am ausdrücklichsten im dritten Buche seiner „Bestimmung des Menschen", Glaube überschrieben, durch welche Bezeichnung er auch äußerlich seine Verwandtschaft mit Jacobi andeuten wollte. Nicht minder ist seine „Anweisung zum seligen Leben" (1806) einzig und allein eine Ausführung dieser realistischen Seite seiner Lehre. Am deutlichsten und kürzesten endlich hat er sich über diesen Hauptpunkt ausgesprochen in einem gleichfalls im Jahre 1806 geschriebenen Aufsatze: „Bericht über den Begriff der Wissenschaftslehre" u. s. w.; zuerst vollständig abgedruckt in den „Sämmtlichen Werken", VIII, 371 fg. Die oben im Text angeführten Worte sind dieser Abhandlung entnommen, welche bisher noch nicht die gehörige Beachtung gefunden zu haben scheint.

im Gefühle als göttliche Liebe und unzerstörbare Seligkeit. Dieser einzigen Realität im Bewußtsein, welche es giebt, werden wir gewiß, nur indem wir sie erleben. Darum ist sie kein objectives, uns gegenübertretendes Sein, welches wir als todte Substanz außer uns abzusetzen hätten, um es dann etwa mit dem Namen der Gottheit zu beehren. Diese gibt allein sich kund (so drückt er sich in jener berühmten Abhandlung aus, welche ihm die Anklage des Atheismus zuzog) als eine unsern Willen heiligende Macht, als „lebendige moralische Weltordnung", welche in uns „die Kraft des Guten" wirkt. Und in dem „Bericht über den Begriff der Wissenschaftslehre" (1806) faßte er den gleichen Gedanken von der Nichtobjectivität des Absoluten in die treffenden Worte zusammen: „Auch in der Wissenschaft kann man das Absolute nicht außer sich anschauen, welches ein reines Hirngespinst gibt, sondern man muß in eigener Person das Absolute sein und leben."

Hierin nun, in diesem Leben in Gott und der daraus quellenden sittlichen Begeisterung, besaß Fichte für sein System jenes unaustilgbar Reale, welches die Bürgschaft seiner Gewißheit in sich selbst trägt, unzerstörbar für jede Reflexion und jeder Skepsis unerreichbar, welche immer nur ein äußeres, „objectives" Sein anzweifeln kann. Solches Sein ist aber hier völlig vernichtet und aufgehoben.

Jene innerlich allgegenwärtige und in jedem Augenblicke zu erlebende Thatsache einer mehr als blos menschlichen Kraft in unserm Bewußtsein, in welcher er den Mittelpunkt der Speculation fand, war es aber auch, deren seine Persönlichkeit bedurfte, um unerschütterliche Einheit und Genüge in sich selbst zu finden, dem zersplitternden Treiben der Welt gegenüber und dem Widerstande von außen, welcher ihm nicht erspart blieb. Nur in diesem Sinne durfte er sich rühmen, nach Lehre und Leben mit sich in Uebereinstimmung, der Mann aus einem Guffe zu sein. Denn eben jener große Gedanke, daß allein in der sittlichen Idee Realität sei, und daß Gott ebendarum in keiner andern Weise als nur als sittliche Weltmacht gefaßt werden könne, jene einfache Ueberzeugung enthält ganz und vollständig den Schlüssel nicht nur zu seiner Lehre, sondern auch zu seinem praktischen Verhalten bis in seine unbestreitbaren Härten und Paradoxien hinein.

Seine Polemik, sein fast an Idiosynkrasie grenzender Widerwille gegen die „Naturphilosophie“ und alles, was an sie erinnerte, wurzelte in seinem Abscheu vor dem Gedanken, das Absolute als bloße Naturmacht, blindes Ohngefähr, kurz als ein Nichtethisches zu fassen, in welcher ganzen Richtung er eben das Grundgebrechen jener Denkweise und den Abfall von Kant und dessen Idealismus erblickte. Darf man jedoch leugnen, besonders wenn man sich mancher Auswüchse naturphilosophischer Speculation erinnert, daß dieser Protest ein treffender und berechtigter war? Ja mehr noch: sogar wenn man Schelling's eigenes Philosophiren bis zu seiner letzten Epoche im ganzen ins Auge faßt mit dem allezeit einseitigen Vorschlage naturalistischer Begriffe in seinen Theologumenis, könnte man versucht sein, den durchdringenden Scharfblick Fichte's anzuerkennen, der schon damals (in manchen gelegentlichen, besonders brieflichen Aeußerungen, die wir mittheilen werden) es aussprach, wie jener kaum jemals völlig dem Hange sich entwinden werde, Gott als eine in theogonischen Processen verwickelte Naturmacht sich zu deuten!

Derselbe Grundgedanke waltete in Fichte's praktischem Urtheil und Handeln. Um jener Heiligkeit pflichtmäßiger Ueberzeugung willen bestand er nicht selten mit derselben Energie auf Nebenpunkten, wie sie nur die Hauptsache verdient hätte, wobei man im einzelnen Falle zweifelhaft werden konnte, ob auch hier noch bewußte Gewissenhaftigkeit walte, ob die Unfähigkeit vielseitigen Urtheils oder der Mangel an praktischer Erfindsamkeit die Schuld trage, was beides allerdings kaum zu leugnende Nebenzüge seines Charakters waren.

Doch solcher Bedingnisse und Cautelen bedurfte es nicht für ihn im theoretischen Denken, wo es galt, einen einzigen Grundgedanken mit strenger Ausschließlichkeit durchzuführen. Und so erwähnen wir zur historischen Orientirung über das System noch Folgendes. Nur wer sich jenes Grundgedankens von der Nichtobjectivität des Realen und des Absoluten bemächtigt hat, wer ihn nie vergißt bei Fichte's Darstellungen, der hat sich in den Mittelpunkt des Verständnisses gestellt und er allein hat darum das Recht, seine Lehre zu beurtheilen. Dann werden aber auch alle jene Darstellungen bis auf das Einzelne hin ihm klar und verständlich sein, während sie ohne diesen Gedanken als ein un-

verständliches Gewebe von Fehlschlüssen und Widersprüchen erscheinen.

Hier ist es nun merkwürdig, aber durchaus erklärlich, wie Fichte, besonders am Anfange seiner Laufbahn, als völlig einverstanden mit Jacobi sich erklärte und seine eigene Lehre nur als die idealistische Kehrseite, aber zugleich als den festesten Unterbau jenes auf der unvermittelten Ursprünglichkeit einer Thatsache in uns selbst (Glaube von Jacobi genannt) ruhenden Realismus verstanden wissen wollte. „Wenn ich nun etwa noch überdies" — so schreibt er an Jacobi — „aus dem für feindlich gehaltenen Lande (des Idealismus) selbst dem Realismus sein Gebiet garantirte und befestigte, so hätte ich den Rechten nach nicht blos auf eine Art von Bündniß, sondern auf ein Bündniß in jeder Art zu rechnen."

Aber auch späterhin, nachdem Jacobi als sein Gegner hervorgetreten war und in offenbarem Misverstande des eigentlichen Geistes seiner Lehre sie als „Nihilismus" bezeichnete, hielt er diesen einzigen Gegner werth, um sich mit ihm wissenschaftlich auseinander zu setzen. Ist diese Erörterung auch stets nur in der Form gelegentlicher brieflicher Aeußerungen oder unausgeführter Entwürfe geblieben, so enthalten doch gerade diese Aeußerungen den bedeutendsten Werth, indem sie uns den tiefsten Einblick in seine gesammte wissenschaftliche und, was bei ihm davon unabtrennlich war, seine persönliche Denkweise gestatten.

Es ist daher hier vollkommen am Orte, die charakteristischen Aussprüche Fichte's über sein Verhältniß zu Jacobi in chronologischer Ordnung folgen zu lassen. Es finden sich dergleichen fast aus allen Epochen seines Philosophirens.

Die früheste Erklärung dieser Art entnehmen wir einem Schreiben an Jacobi aus dem Jahre 1795, welches überhaupt ein wichtiges Actenstück ist zur Charakteristik seiner Lehre, deren Geist es gerade in der Zeit der ersten Erfindung am frischesten und eigenthümlichsten ausspricht. Und überall wird man wohl thun, zum innersten Verständniß einer Lehre bis zu ihren frühesten Quellen aufzusteigen, wo ihr Urheber noch in unbefangener, unreflectirter Frische die ursprüngliche Evidenz kund gibt, welche ihn zur Erzeugung der Lehre antreibt.

* * *

Fichte an Jacobi.

— — Ich habe diesen Sommer in der Muße eines reizenden Landsitzes Ihre Schriften wieder gelesen und abermals gelesen und nochmals gelesen, und bin allenthalben, besonders im «Allwill», erstaunt über die auffallende Gleichförmigkeit unserer philosophischen Ueberzeugungen. Das Publikum wird an diese Gleichförmigkeit kaum glauben, vielleicht Sie selbst nicht, scharfsichtiger Mann, dem aber hier zugemuthet würde, aus den schwankenden Grundlinien des Anfangs eines Systems das ganze System zu folgern. Sie sind ja bekanntermaßen Realist, und ich bin ja wol transscendentaler Idealist, härter als Kant es war, denn bei ihm ist doch noch ein Mannichfaltiges der Erfahrung; ich aber behaupte mit dürren Worten, daß selbst dieses von uns durch ein schöpferisches Vermögen producirt werde. Erlauben Sie, daß ich in diesem Briefe über diesen Punkt mich mit Ihnen erkläre.

Mein absolutes Ich ist offenbar nicht das Individuum: so haben beleidigte Höflinge und ärgerliche Philosophen mich erklärt, um mir die schändliche Lehre des praktischen Egoismus anzudichten. Aber das Individuum muß aus dem absoluten Ich deducirt werden. Dazu wird die Wissenschaftslehre im Naturrecht ungesäumt schreiten. Ein endliches Wesen — läßt durch Deduction sich darthun — kann sich nur als Sinnenwesen in einer Sphäre von Sinnenwesen denken, auf deren einen Theil (die nicht anfangen können) es Causalität hat, mit deren anderm Theile (auf den es den Begriff der Causalität überträgt) es in Wechselwirkung steht, und insofern heißt es Individuum (die Bedingungen der Individualität heißen Rechte.) So gewiß es sich als Individuum setzt, so gewiß setzt es eine solche Sphäre, denn beides sind Wechselbegriffe. Sowie wir uns als Individuen betrachten — und so betrachten wir uns immer im Leben und nicht im Philosophiren und Dichten — stehen wir auf diesem Reflexionspunkte, den ich den praktischen nenne, den vom absoluten Ich — den speculativen. Von jenem aus ist eine Welt für uns, unabhängig von uns da, die wir nur modificiren können; von ihm aus wird das reine Ich, das auch auf ihm uns gar nicht verschwindet, außer uns gesetzt und heißt

Gott. Wie kämen wir auch sonst zu den Eigenschaften, die wir Gott zuschreiben und uns absprechen, wenn wir sie nicht doch in uns selbst fänden und nur in einer gewissen Rücksicht, als Individuen, sie uns absprechen? In dem Gebiete dieses praktischen Reflexionspunktes herrscht der Realismus; durch die Deduction und Anerkennung dieses Punktes von seiten der Speculation selbst erfolgt die gänzliche Aussöhnung der Philosophie mit dem gesunden Menschenverstande, welche die Wissenschaftslehre versprochen.

„Wozu ist denn nun der speculative Gesichtspunkt und mit ihm die ganze Philosophie, wenn sie nicht fürs Leben ist? Hätte die Menschheit von dieser verbotenen Frucht nie gekostet, so könnte sie der ganzen Philosophie entbehren. Aber es ist ihr eingepflanzt, jene Region über das Individuum hinaus nicht blos mit dem reflectirten Lichte, sondern unmittelbar erblicken zu wollen; und der erste, der eine Frage über das Dasein Gottes erhob, durchbrach die Grenzen, erschütterte die Menschheit in ihren tiefsten Grundpfeilern und versetzte sie in einen Streit mit sich selbst, der noch nicht beigelegt ist und der nur durch kühnes Vorschreiten bis zum höchsten Punkte, von welchem aus der speculative und praktische vereinigt erscheinen, beigelegt werden kann. Wir fingen an zu philosophiren aus Uebermuth und brachten uns dadurch um unsere Unschuld; wir erblickten unsere Nacktheit und philosophiren seitdem aus Noth für unsere Erlösung.

„Aber philosophire ich nicht so treuherzig mit Ihnen und schreibe so nachlässig, als ob ich Ihres Interesse für meine Philosophie schon ganz sicher wäre? Aufrichtig, es ahnt mir, daß ich mich in der Voraussetzung dieses Interesse nicht irre.

„Allwill macht den transscendentalen Idealisten, wenn sie sich nur begnügen wollen, ihre eigenen Grenzen zu decken, und dieselben recht fest machen wollen, Hoffnung zu einem ewigen Frieden und sogar zu einer Art von Bündniß. Ich glaube die Bedingung schon jetzt erfüllt zu haben. Wenn ich nun etwa noch überdies aus dem für feindlich gehaltenen Lande selbst dem Realismus sein Gebiet garantirte und befestigte, so hätte ich den Rechten nach nicht blos auf eine Art von Bündniß, sondern auf ein Bündniß in aller Art zu rechnen."

* * *

Im wesentlichen übereinstimmend mit Vorstehendem äußert sich Fichte in einem unvollendet gebliebenen Entwurfe zu einem Antwortschreiben an Jacobi aus dem Jahre 1799, mit welchem er das Sendschreiben des letztern öffentlich zu beantworten gedachte:

„Ich weiß kaum, wo und wie wir Gegner sind. Ueber die Wissenschaft sind wir einig, auch über das Leben. Beides werde geschildert, beredt, klar, ästhetisch schön, soweit es sein kann. Soll der Streit nun nicht ein völliges Misverständniß sein, so müßte er darin seinen Sitz haben, inwiefern die Wissenschaft das Leben beschreiben könne. Es muß genau der unterscheidende Gesichtspunkt beider aus ihrem Begriffe angegeben werden.

„Bedeutung der Wissenschaft: sie ist unsere Bestimmung, seitdem sie versucht worden und uns durch falschen unvollendeten Versuch in Irrthum gestürzt hat. Die Vollendung schneidet diese Irrthümer ab. Hier zuerst negativer Nutzen, ein allgemein pädagogischer; mit ihm ist der positive vereinigt, zu welcher Denkart man sich zu bilden haben und andere bilden soll — das Negative und Positive hängt hier eng zusammen; endlich der scientivische Nutzen für andere Wissenschaften.

„Die Hauptfurcht ist wol vor der Gemüthsstimmung für das praktische Leben, die, wie man meint, diese Forschung erregen müsse. — 1) Gut; der Speculant opfert sich dann etwa auf, wie in unsern zertheilten Verfassungen beinahe jeder aufgeopfert wird für das Ganze. Man halte ihn für das, was er ist, brauche ihn zu nichts anderm und lasse ihn zu nichts anderm gebraucht werden. Ist der Landmann nicht nöthig, kann er nicht tugendhaft sein und selig werden? Aber wer möchte ihn zum Lehrer, zum Regenten machen? So wird auch der Speculant sich bescheiden, nicht in eine entgegengesetzte Sphäre überzugreifen; ein guter Dichter möchte er z. B. gar nicht sein können. 2) Es ist aber noch die Frage, ob eine solche Gemüthsstimmung mit Nothwendigkeit daraus hervorgehe? Hierüber werde tief in die Sache hineingegangen! Welche Gemüthsstimmung wird befürchtet? Die, daß der Verstand statt der gemüthlichen Eigenschaften, statt Liebe, Phantasie u. dgl. allein gelte. (Da scheint nun wieder in der That jene falsche Philosophie im Sinne zu liegen, die sich für Lebensweisheit ausgibt.)

„1) Was soll nicht geschehen, wo soll das Raisonnement nicht herrschen? Dies systematisch, der Form nach: es soll und kann keine bewegende, praktische Macht sein; diese ist es aber seiner Natur nach gar nicht. Es hat nur das Zusehen. Das Bewegende ist der Trieb, das Streben u. dgl. Das Denken setzt ihm nur das Auge ein. Der Natur nach: Pflicht, und alles, was daraus folgt, ist nicht Resultat eines theoretischen Denkens, welches überall zuletzt kommt.

„Wenn ein Sein erraisonnirt werden soll, ist das Raisonnement auch am unrechten Orte.

„Da nun der wahre Philosoph alles dies nicht thut, wie sollte er in jene Stimmung nothwendig hineingerathen? Was du als nicht seiend begreifst, ist freilich nicht; aber auch was du begreifst, ist nicht deswegen, weil du es begreifst, sondern es ist an sich.

„2) Durch seine strenge Einsicht könnte er in ein Misverhältniß zur menschlichen Gesellschaft gerathen? Welchen Höherstehenden trifft dies nicht gewissermaßen? Es soll nicht sein, heißt wol nur: die Menschheit soll stehen bleiben, wo sie steht.

„Also der letzte Einwand wäre: er verliert die Zeit, die er zum Handeln brauchen könnte, im Speculiren. Aber darauf antworte ich dem Praktiker: auch das rechte Speculiren ist ein Handeln. Es wird da vorausgesetzt, daß jenes unnütz sei, wovon bereits das Gegentheil dargethan worden.

„Strenger Gegensatz zwischen Leben und Philosophie. Da wird, denke ich, auch der Trieb seine Rolle spielen. Das scheine ich ehemals vergessen zu haben! Es sei Liebe, aber es sei nicht hinwiederum Liebe der Liebe, welche Abneigung gegen den transscendentalen Gesichtspunkt erzeugt und Jacobi's Sache zu sein scheint. Der Transscendentalismus des Lebens herrscht bei ihm vor!"

* *
*

Deutlicher noch in manchen Punkten findet sich dies Verhältniß ausgesprochen in einem gleichzeitigen Schreiben Fichte's an Reinhold.

„Ich unterschreibe Jacobi's Aeußerungen in ihrer ganzen Ausdehnung, habe alles, was er da sagt, längst gewußt und

deutlich gedacht; und so innig es mich freut, daß Jacobi dies treffliche Schreiben für mich schrieb, ebenso unbegreiflich ist es mir, wie er glauben konnte, es gegen mich zu schreiben. Er kennt das Wesen der Speculation so innigst und ebenso das Wesen des Lebens; warum kann er nur nicht kalt über beide sich erheben und sie gegeneinander halten? Warum muß er entweder in dem Standpunkte der Speculation gefangen sein, «sodaß er sich schämt, seine Einwürfe gegen mein System vor sich selbst auszusprechen», oder in einem andern Momente aus dem Standpunkte des Lebens der vollendeten Speculation, die er selbst für solche anerkennt, spotten, sie verwünschen und verabscheuen? Da er selbst auf seine Individualität in gedruckten Schriften und in jenem Schreiben sich bezieht, so ist es vielleicht erlaubt, diesen bei der Einsicht ohne ihresgleichen unbegreiflichen Widerstreit aus seiner Individualität sich zu erklären. Er verbittet sich den logischen Enthusiasmus; mit Recht: ich verbitte mir ihn gleichfalls. Aber es scheint ein entgegengesetzter Enthusiasmus, welchen ich den des wirklichen Lebens nennen möchte, in ihm zu wohnen, der es ihm gar nicht erlaubt, auch zum Versuche nur kalt und gleichgültig von demselben (dem wirklichen Leben) zu abstrahiren.... Ich glaube gar keinen Enthusiasmus zu haben, weder den ersten noch den zweiten, und halte diese Apathie für schlechthin nothwendig, um den transscendentalen Idealismus ganz zu verstehen und durch ihn nicht entweder zur Heillosigkeit verleitet oder durch ihn geärgert zu werden."

In einem Briefe an Jacobi vom Jahre 1804 sodann, nachdem er, wie er sagt, „durch fünfjährige Speculation auch in der äußern Form vollendet und bis zum höchsten Grade der Mittheilbarkeit sich bemächtigt hatte", bezeichnet er jenen Mittelpunkt des Einverständnisses wie der Differenz in folgender eigenthümlichen Wendung, welche in seinen spätern Darstellungen weniger prägnant auftritt und die uns dennoch eine der glücklichsten scheint, um den Begriff der Realität, als des schlechthin Ursprünglichen in uns, wie er ihn sich dachte, hervorzuheben. Jacobi's und seines Schülers Köppen ganze Weisheit scheine darauf hinaus zu laufen, daß dem Wissen immer etwas vom Begriffe durchaus nicht zu Durchdringendes, ihm Incommensurables und Irrationales übrig bleibe. „Wie wäre es, wenn gerade in

dieser Einsicht das Wesen der Philosophie läge und diese ganz und gar nichts anderes wäre als — das Begreifen des Unbegreiflichen als solchen? Wie wäre es ferner, wenn gerade darin, daß weder Kant noch die Wissenschaftslehre als dieses gefaßt worden, von Ihrer Seite das an uns ausgeübte Misverständniß bestände?"

Zum Abschluß dieser Anführungen endlich stehe hier noch das Fragment aus einem spätern Entwurfe eines Antwortschreibens an Jacobi, dessen Abfassung wahrscheinlich in das Jahr 1807 fällt und das wir vollständig in den „Nachgelassenen Werken" *) veröffentlicht haben. Nach unserm Urtheil enthalten diese Worte das Tiefste zugleich und Klarste, was Fichte über den eigentlichen Geist seiner Lehre geschrieben hat. Sie bezeichnen zudem aber auch auf das schärfste und aufrichtigste die Grenze seiner Klarheit und die übrig bleibende Lücke in seiner gesammten Weltansicht.

Das Misverständniß eines Objectivirens Gottes von sich ablehnend, fährt er so fort:

„Da wollen sie nun ihre Selbständigkeit aus reinem Enthusiasmus für die Sünde und das Uebel als Manichäer behaupten. Nun wird ihnen ja die Selbständigkeit Gottes nicht abgeleugnet. Nur wollen sie dieselbe erst durch Aussonderung von sich, aus der zweiten Hand haben: wenn er nicht außer ihnen ist, sie also zugleich als wahre Selbste außer ihm, so ist er nicht. Er ist ihnen also das zweite Selbständige, durch den Gegensatz entstanden, um ihretwillen da, nur mittelbar zu erfassen; sie selbst sind aber das Unmittelbare, über dessen Existenz und Realität weiter gar kein Streit ist. Sich fühlen sie, Gott nicht; in sich leben sie, nicht in ihm.

„Dieser Sinn ist nun wirklich so alt als die Welt, ist aber darum doch nur ein unheiliger und ungöttlicher Sinn.

„Moralische Weltordnung oder, wenn man sich an das Wort, als ordo ordinans, absolute eoque ipso creans, nicht gewöhnen kann, moralisches Princip, moralisch schaffende Macht: allerdings ist (existirt) Gott an sich selbst nur als solche, und es ist uns durchaus kein anderes Mittel gegeben, ihn im Begriffe,

---

*) III, 390—394.

sodaß dieser nicht leer sei, zu erfassen oder wirklich in ihm, mit ihm vereinigt, zu leben, außer in diesem Elemente. Darum ein Ordnendes und ein zu Ordnendes, Sphären dieser Ordnung bis hinab auf die Sinnenwelt. Allein in jener ist er aber zu erfassen. Er existirt nicht als Natur oder als ein System von Ichen; denn diese insgesammt existiren nicht eigentlich, nicht in jener Ordnung und zufolge derselben, sondern nur in der Erscheinung derselben und zufolge ihrer ewigen Erscheinbarkeit. Dabei wird es nun bleiben, was auch jene, die ihre sich angelogene selbständige Existenz ehrenhalber auch mit Gott theilen und ihn damit beschenken wollen, für Gesichter dazu machen!"

Fürwahr, energievoller und überzeugter als in den eben vernommenen Worten läßt sich, dem leidigen Subjectivitätsdünkel gegenüber, die große religiös-speculative Wahrheit nicht aussprechen, daß das Ich nur im Aufgeben seiner engen Subjectivität, nur dahingenommen von energievoller Begeisterung durch die sittliche Idee, objectiv Vollendung, für das eigene Gefühl Ruhe und Seligkeit gewinne. Fichte faßt noch einmal in diesem Bekenntniß, wie in einem höchsten Lichtpunkte, die Grundüberzeugung seines Lebens und das letzte Resultat seiner Philosophie zusammen. Aber in seinem begriffsmäßigen Ausdruck, hier und an andern Stellen, ist dieser Gedanke nicht frei geblieben von einem verhängnißvollen Irrthum, in welchem Fichte übrigens den beiden folgenden Systemen, namentlich dem zuletzt hervorgetretenen nur vorausgegangen ist. Weil das „wahre Selbst", die Vollpersönlichkeit vom Menschen nur gewonnen werden kann in seiner Einheit mit dem göttlichen Geiste, darum soll er gar kein Selbst sein, gar keinen Anspruch haben auf Realität, nur die leere Hülle einer absoluten Erscheinungsform sein, und wer anders meint oder lehrt, dem wird die Beschuldigung der Selbstsucht und Ungöttlichkeit des Sinnes entgegengehalten! Auch in der letzten Wendung hat es Fichte an Nachfolgern nicht gefehlt.

Dennoch liegt hier eine offenbare Vermischung zweier weit auseinander liegenden Begriffe und Untersuchungsgebiete zu Grunde. Die metaphysisch-psychologische Frage, ob der individuelle Geist ein substantiell beharrendes Wesen sei oder nicht, ist nach ganz andern Prämissen zu lösen, als die jener Frage gelten, welches

die höchste Realität seines Bewußtseins sei. Um so schädlicher aber ist solche Umdeutung, als gerade dadurch jene hohe Wahrheit in den Staub und die Trivialität der gewöhnlichsten Auffassung herabgezogen wird, wie wir dies sattsam an den pantheistischen Systemen unserer Tage gesehen haben. Von Fichte aber ist zu sagen, daß beide hier widerstreitende Standpunkte in ihm selbst nebeneinander oder noch eigentlicher nacheinander hervorgetreten sind. Zuerst und am Anfange hat niemand stärker als er den Begriff der Selbstsetzung und Selbständigkeit des Ich betont, da die gesammte Sinnenwelt ihm nur Abdruck und Resultat seiner unbewußt bleibenden Selbstsetzung war. Später, als er die Beschaffenheit dieses Ich tiefer durchforschte, konnte ihm das blos Schematische dieses Begriffs nicht verborgen bleiben. Das individuelle Ich wurde ihm zum bloßen Bildwesen einer allgemeinen Anschauungsform, und das Reale mußte höher in Gott verlegt werden.

Gereicht es seinem sittlichen Geiste zur höchsten Ehre, daß er diesem sehr unbestimmten und vieldeutigen Ergebnisse nur die höchste ethisch-religiöse Bedeutung gab, so waren damit die Lücken und Gedankensprünge nicht überbrückt, welche hier übrig blieben und die nicht die zunächst folgenden Systeme, sondern erst die Gegenwart zu lösen unternommen hat. Diese gewinnt damit auch das Recht, sein Gedankenvermächtniß weiter zu verwerthen und jene hohe Wahrheit in einer von allen pantheistischen Schlacken gereinigten Gestalt zum freien Besitze der Wissenschaft zu erheben.

* *
*

Die frühesten Andeutungen über seine Lehre gab Fichte in einer Recension von Leonhard Creuzer's „Skeptischen Betrachtungen über die Freiheit des Willens“ („Allgemeine Literaturzeitung“, 1793, Nr. 303, S. 201 fg.), wo sogleich der Hauptpunkt derselben, die Einheit des sinnlichen und übersinnlichen Bewußtseins, zur Sprache kommt, mehr jedoch in dem bestimmt ausgesprochenen Bedürfnisse einer solchen höchsten Vermittelung, als mit der deutlichen Einsicht, worin sie zu finden sei. Daß ihm indeß der Begriff des Ich schon früh als Fundament der gesammten Transscendentalphilosophie vorgeschwebt habe, geht aus der spätern

Aeußerung hervor *), daß er lange zuvor, ehe er mit dieser Idee ganz im Reinen gewesen, seinen Plan, die gesammte Philosophie auf den Begriff des reinen Ich aufzubauen, dem bekannten Interpreten Kant's, dem Hofprediger Schulz mitgetheilt habe, welchen er dieser Idee näher und weniger abgeneigt gefunden als irgendeinen andern (wahrscheinlich Kant selbst, dem er bei seinem persönlichen Verhältnisse gewiß nicht unterlassen haben wird, jenen Plan mitzutheilen). Vollkommen entwickelt und mit der ausdrücklichen Bestimmung, wissenschaftliches Fundament der Philosophie zu werden, tritt indeß jenes Princip schon in der Beurtheilung des „Aenesidemus" („Allgemeine Literaturzeitung", 1794, Nr. 47, S. 369; Werke, I, 23) hervor. Besonders wird hier der Moment der Reflexion in seiner ganzen Schärfe geltend gemacht durch den Satz: daß alles Sein, das Ich selbst, nur sei für das Ich; ein sogenanntes objectives Dasein sei also ein offenbarer Widerspruch, indem es gerade als objectiv begriffenes nur in und für Bewußtsein sein könne. Auch aus jener frühesten philosophischen Abhandlung möge eine charakteristische, seine ganze damalige Ansicht bezeichnende Stelle hier einen Platz finden:

„Im reinen Ich ist die Vernunft nicht praktisch, auch nicht im Ich als Intelligenz; sie ist es nur, insofern sie beides zu vereinigen strebt. Daß diese Grundsätze Kant's Darstellung selbst zu Grunde liegen müssen, ungeachtet er sie nirgends bestimmt aufgestellt hat; ferner, wie durch die Vorstellung dieses an sich hyperphysischen Strebens durch das intelligente Ich im Absteigen über die Stufen, über welche man in der theoretischen Philosophie aufsteigen muß, eine praktische Philosophie entstehe, ist hier der Ort nicht, zu zeigen. Jene Vereinigung: ein Ich, das durch seine Selbstbestimmung zugleich alles Nicht-Ich bestimme (die Idee der Gottheit), ist das höchste Ziel dieses Strebens. Ein solches Streben, wenn durch das intelligente Ich das Ziel desselben außer ihm vorgestellt wird, ist ein Glaube (Glaube an Gott.) Dieses Streben kann nicht aufhören als nach Erreichung des Ziels, d. h. die Intelligenz kann keinen Moment ihres Daseins, in welchem dies Ziel noch nicht erreicht ist, als den letzten annehmen (Glaube an ewige Fortdauer.) An diese

*) „Philosophisches Journal", Bd. V, Heft 4, S. 349 (Werke, I, 473).

Ideen ist aber nichts anderes als ein Glaube möglich, d. h. die Intelligenz hat zum Object ihrer Vorstellung keine empirische Empfindung, sondern nur das nothwendige Streben des Ich, und in aller Ewigkeiten Ewigkeiten kann nichts anderes möglich werden. Dieser Glaube ist aber so wenig blos eine wahrscheinliche Meinung, daß er vielmehr, wenigstens nach des Recensenten innigster Ueberzeugung, mit dem unmittelbar gewissen: Ich bin, den gleichen Grad von Gewißheit hat, welche alle erst durch das intelligente Ich mittelbar mögliche objective Gewißheit unendlich übertrifft. Freilich, Aenesidemus will einen objectiven Beweis für die Existenz Gottes und Unsterblichkeit der Seele. Was mag er sich dabei denken? Oder ob ihm die objective Gewißheit etwa ungleich vorzüglicher scheint als die nur subjective? Das: Ich bin selbst, hat nur subjective Gewißheit, und soviel wir uns das Selbstbewußtsein Gottes denken können, ist Gott selbst für Gott subjectiv. Und nun gar ein objectives Dasein der Unsterblichkeit! (Es sind Aenesidemus' eigene Worte.) Wenn irgendein sein Dasein in der Zeit anschauendes Wesen in einem Momente seines Daseins sagen könnte: Nun bin ich ewig, so wäre es nicht ewig!"

Mit dem allgemeinen Entwurfe seines Systems trat er zuerst in der Schrift „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie" (Weimar 1794) hervor, worin aus den Bedingungen absoluter Wissenschaft die Form der Philosophie in höchster Allgemeinheit bestimmt wird. Darauf folgte in demselben Jahre seine erste Darstellung der Wissenschaftslehre („Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre und Grundriß des Eigenthümlichen derselben in Rücksicht auf das theoretische Vermögen", Jena 1794), als Handschrift für Zuhörer, wie die Vorrede ausdrücklich bemerkte, nicht für das größere Publikum bestimmt, indem ihm eine solche nach den Anforderungen, die er selbst zu machen gewohnt war, noch zu früh schien. Und mit Rücksicht darauf können wir sagen, daß eigentlich keine umfassende Darstellung jenes Systems existirt, welche für das Publikum bestimmt gewesen wäre, sondern nur Bruchstücke oder Vorbereitungen, durch welche der Urheber selbst dem Ziele der höchsten Klarheit sich immer näher bringen wollte. An jene Schrift schließen sich nach Form und Geist seine „Rechtslehre" und seine „Sittenlehre"

(1796 und 1798), von denen die letztere in ihrem theoretischen Theile zugleich in das Innere des Systems am tiefsten eingeht. Gleichzeitig mit ihnen sind seine Abhandlungen über die Wissenschaftslehre im „Philosophischen Journal" (Bd. 5, Heft 1 und 4, Bd. 6, Heft 1; ferner: „Neue Darstellung der Wissenschaftslehre", Bd. 7, Heft 1), welche indeß nicht über die ersten Grundbegriffe des Systems hinausgehen, während sie jedoch an Klarheit und Kraft der Darstellung neben der „Sittenlehre" wol das Reifste sein möchten, was Fichte in jener ersten Periode seiner wissenschaftlichen Laufbahn geschrieben. Besonders die zuletzt angeführte Abhandlung kann fast als ein Höchstes der Klarheit dienen, welche man der Darstellung abstracter Begriffe zu verleihen vermag. Daran schließt sich: „Sonnenklarer Bericht über das Wesen der neuesten Philosophie" (Berlin 1801), der, ungefähr denselben Inhalt behandelnd wie die Schrift über den Begriff der Wissenschaftslehre, nicht die Philosophie selbst mittheilen, sondern den Begriff der Wissenschaft und wissenschaftlichen Denkens im Leser entwickeln soll, eine Probe stetig fortschreitenden, recht eigentlich wissenschaftlichen Dialogs. „Die Bestimmung des Menschen" (Berlin 1799) endlich, die gleichfalls in diese Epoche fällt, beginnt insofern eine neue Reihe der Darstellungen, als sie entschiedener und deutlicher, denn vorher geschehen war, die realistische Seite des Systems nicht blos der idealistischen gegenüberstellte, sondern jene aus dieser hervorgehen ließ. Insofern kann man dies Werk als den Uebergang in die zweite Periode seines Systems betrachten und als Vorbereitung zu jenem Realismus, welcher in seiner „Anweisung zum seligen Leben" (1806), besonders im zehnten Vortrage, mit der höchsten Entschiedenheit dargelegt wird und der sich in die bezeichnenden Worte zusammenfaßt: „Nicht die Reflexion, welche vermöge ihres Wesens sich in sich selbst spaltet und so mit sich selbst sich entzweit, nein, die Liebe ist die Quelle aller Gewißheit und aller Wahrheit und aller Realität." *)

Ueberblicken wir nun diese Darstellungen, wie sie, nach Form und Zweck verschieden, doch immer das gemeinschaftliche Ziel haben, in möglichster Schärfe und Klarheit sich mitzutheilen: so

*) „Anweisung zum seligen Leben", zehnte Vorlesung (Werke, V, 511).

läßt sich hier schon ein gemeinsamer schriftstellerischer Grundcharakter in allen nicht verkennen. Die freie Rede, der mündliche Vortrag war die Form der Darstellung, zu welcher Fichte eigentlich geboren war. Mit welcher Lebendigkeit, mit welchem Eingehen in alle Seiten des Gegenstandes wie in alle Misverständnisse des Schülers Fichte sowol beim akademischen Vortrag als im wissenschaftlichen Wechselgespräch sich bewegte, haben ihm Mitlebende bezeugt; auch fühlte er selbst sich vor allem glücklich in dieser Thätigkeit, in welcher seine Neigung wie sein Talent gleichmäßig sich begegneten. Und so glauben wir auch seine schriftstellerische Eigenthümlichkeit am besten bezeichnen zu können gleichsam als den Stellvertreter mündlicher Mittheilung, als ein freies Gespräch mit dem Leser in allen den Wendungen und individuellen Beziehungen, auf die ein Lehrer Rücksicht nimmt, der in lebendigem Wechselverkehr mit seinen Schülern bleiben will. Wir wollen dafür nicht einmal an den äußern, gewiß nicht zufälligen Umstand erinnern, daß seine meisten Schriften in der Form von Vorlesungen wirklich abgefaßt oder wirklich daraus hervorgegangen sind; sondern mehr noch zeigt es das charakteristische Wesen ihrer Darstellung. Wenn bei einem andern Philosophen der objectiv künstlerische Trieb vorherrscht, ein speculatives Ganzes an sich zu vollenden und mit selbstgenügender Klarheit hinzustellen, ohne populare Winke, ohne Anknüpfungspunkte für den Leser, wie wir dies z. B. als Spinoza's Individualität bezeichnen müssen; wenn in andern näher liegenden Beispielen der ästhetische Trieb, die Phantasie und Begeisterung das dialektische Element nur sehr unvollkommen hervortreten läßt: so ist bei Fichte der Charakter wissenschaftlicher Darstellung ein kräftiges Ringen nach *vollendeter wissenschaftlicher Verständlichkeit* durch alle Verzweigungen des Gegenstandes hindurch. Nicht blos streng abgeleitet und vielseitig erläutert wird jeder philosophische Satz, sondern zugleich bezeichnet, welche Einwürfe oder Misverständnisse dabei möglich seien, wie sie gelöst, wie sie vermieden werden, bis der Leser allmählich vorbereitet und stufenweise fortgeführt endlich bei dem einzig möglichen Resultate ankommen muß. Es ist mit einem Worte ein fortgesetzter Versuch, den *Leser zum Verstehen zu zwingen*. Daher das häufige Zurückgehen zu den Principien, weil nur von ihnen aus über den Geist der Lehre sich Licht verbreitet; daher

das Vermeiden jeder festgesetzten, stets wiederkehrenden Terminologie, da hier weniger eine bestimmte Masse von Sätzen, ein abgeschlossenes Lehrgebäude, sondern vorerst eine ganz neue Denkweise und wissenschaftliche Methode aufgestellt werden soll; daher endlich die Mannichfaltigkeit von Anknüpfungspunkten des Verständnisses, von immer neuen Wendungen, wie sie in ein freies wissenschaftliches Gespräch gehören, wo der Lehrer gerade dadurch seine Tüchtigkeit bewährt, daß er in frischester Beweglichkeit das noch nicht Begriffene dem Schüler stets eingreifender darzulegen weiß. Ja man könnte behaupten, daß Fichte in manchen Schriften für eine bestimmte Klasse von Lesern und ihren Standpunkt geschrieben zu haben scheint, so individuell, so tief geschöpft aus psychologischer Reflexion sind manche erläuternde Bemerkungen, deren eigentliche Bedeutung, da die Zeit vorübergegangen, welcher sie galten, freilich fast immermehr sich verwischen muß.

Achtes Kapitel.

Verhältniß zu Reinhold, zu Lavater. Berufung nach Jena. Fehde mit C. Chr. E. Schmidt. Allgemeine Veranlassung dazu.

Wir verließen Fichte in Zürich unter den glücklichsten Verhältnissen nach innen wie nach außen. Gerade damals hatte die kritische Philosophie den höchsten Punkt ihres Glanzes und ihrer Ausbreitung erlangt, und so konnte es nicht fehlen, daß auch er selbst, den man ziemlich allgemein für ihren Fortsetzer und Vollender zu halten begann, theil an diesem Ruhme nahm. Zugleich stand er beinahe schon mit allen in unmittelbarer Verbindung, deren Stimme in der Literatur von Bedeutung war, und so konnte er, was das Wichtigste ist für den aufstrebenden Schriftsteller, der allgemeinen Beachtung wenigstens gewiß sein. Von jenen Männern stand Reinhold ohne Frage obenan, der damals wol unter allen Philosophen nach Kant das größte Ansehen genoß. Fichte war mit ihm durch Baggesen in eine Verbindung gekommen, die bald herzliche Freundschaft wurde, wiewol beide nie Gelegenheit hatten, persönlich sich kennen zu lernen. Dies Verhältniß zweier so verschiedener Naturen enthält nun zugleich so viel Charakteristisches für beide, daß wir die Hauptmomente davon hier sogleich zusammenfassen, zumal da sie mit den damaligen Schicksalen der Philosophie innig verbunden sind.

Anfangs durfte Fichte nur auf einen Theil des literarischen Ruhms Anspruch machen, der Reinhold schon lange umgab; als jedoch Fichte mit dem eigenen Systeme hervortrat, erlosch dieser mehr und mehr, und bald war es nicht zweifelhaft, daß Reinhold's Theorie durch die Wissenschaftslehre widerlegt und übertroffen sei. Dennoch verminderte dies nicht das Wohlwollen des

trefflichen Mannes für Fichte, ja er hatte Muth und Wahrheitsliebe genug, seine Philosophie öffentlich zurückzunehmen und freiwillig in das Verhältniß eines Schülers und Auslegers der neuen Lehre zurückzutreten, wie er es anfangs von Kant gewesen war. So verehrungswürdig nun auch Reinhold's Charakter dadurch erschien, so lag doch gerade in der Unselbständigkeit des Urtheils, welche er im Wissenschaftlichen wie auch bei andern Gelegenheiten an den Tag legte, ein inneres Misverhältniß, das Fichte bei seiner scharfen Klarheit über Personen und Lebensverhältnisse nicht entging, und das ihn zu manchen schonenden Accommodationen und geduldigen Auseinandersetzungen brachte, wie die Correspondenz beider Freunde sie zeigt und wie sie sonst wol nicht gerade in Fichte's Charakter lag. Nachher als Reinhold von seiner Lehre sich abwandte und zu Bardili übertrat, indem er in seinen polemischen Erklärungen über Fichte's System (im ersten Hefte der „Beiträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philopsohie" u. s. w., welche er 1801 in Gemeinschaft mit Bardili herausgab) dasselbe als bloßen Subjectivismus und theoretischen Egoismus bezeichnete und in Bardili's „rationalem Realismus" das entscheidende Gegenmittel dafür gefunden zu haben glaubte: so ergab sich freilich daraus für Fichte, wie er sagte und wie wir im Hinblick auf die vorhergehende Charakteristik seiner Lehre nur bestätigen können, „daß Reinhold ihn nicht verstanden habe"; und in Fichte's „Antwortschreiben" folgte der Beweis davon. Dennoch war es kein persönlicher Absagebrief, indem er öffentlich darin seiner Wahrheitsliebe, seiner wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit die achtendste Anerkennung zollte, wie diese Gesinnung es verdiente. *) In einem gleichzeitigen Privatschreiben fügte er hinzu, „daß, obschon sie philosophisch wol sich trennen müßten, er wenigstens wünsche, daß es nicht auch persönlich geschehe". Ueberhaupt möge man Fichte's Polemik nicht jener übermüthigen persönlichen Verhöhnung gleichstellen, zu welcher Schelling gegen Reinhold in dem bekannten „Gespräch mit einem Freunde" herabsank, ein späterhin oft nachgeahmtes Beispiel von zügellosem Cynismus, dessen Spuren noch bis in die Hegel'sche Epoche zu verfolgen sind. Allen diesen Unbilden ist Reinhold mit dem

*) Vgl. Werke, II, 528.

edlen Gleichmuth gegenüber gestanden, der in der Wissenschaft keine Gegner kennt, sondern nur mitforschende Genossen, wie gegnerisch auch sie selbst ihn behandeln mochten.

* * *

Zu so glücklichen Verhältnissen kam damals noch, daß in Zürich selbst sich ihm unmittelbare Gelegenheit gewünschten Wirkens eröffnete. Die kritische Philosophie, bisher dort wenig beachtet, fing an, Interesse, wenigstens Neugier zu erregen, und mehrere seiner Freunde, Lavater an der Spitze, drangen in ihn, in einem vollständigen Cursus von Vorlesungen sie ihnen vorzutragen. Er selbst war gerade mit der ersten Ausführung seines Systems beschäftigt, es war ihm daher doppelt erwünscht, in unmittelbarer Mittheilung alles sich selbst zu lebendiger Klarheit bringen zu können, und so ist der erste Vortrag der Wissenschaftslehre in Zürich vor Lavater und andern dortigen Gelehrten gehalten worden. Das Manuscript davon ist noch vorhanden, das nach Anlage und Inhalt der ersten gedruckten Darstellung gleicht und eigentlich als Vorarbeit zu derselben anzusehen ist.

Ohne Zweifel ist es interessant, hierbei zu erwähnen, wie diese Vorträge auf Lavater wirkten, was er überhaupt sich aus ihnen anzueignen vermochte. Unbekannt mit der neuen Philosophie, ja eher ihr abgeneigt, mochte er wol kaum in das Innere jener Untersuchungen selbständig eingehen können; dennoch zeigt sich, daß er sogar im vorgerückten Alter noch die geistige Frische und Unbefangenheit sich erhalten hat, um nicht abgestoßen, sondern angeregt zu werden durch das Streben, alles Geglaubte und Vorausgesetzte kühn hinwegzuwerfen und aus sich selbst die Wahrheit zu erzeugen. Ein Denkblatt an Fichte, das er ihm zum Schlusse der Vorlesungen als Danksagung schrieb, enthält Folgendes:

„Heller, schärfer und tiefer denken, mehr umfassen; leichter verallgemeinen, schneller vom Allgemeinen zum Besondern übergehen, richtiger und sicherer prüfen, bestimmter alles bezeichnen, darstellender sprechen, noch nie Ausgesprochenes zur klaren Anschaubarkeit bringen, die Kräfte des menschlichen Geistes mehr bewundern, mir zu der Ehre, Mensch zu sein, mit neuem Freudengefühle Glück wünschen, die hohe Menschennatur in jedem einzel-

nen Menschen mehr verehren und auf alle, besonders aber auf meine Weise an ihrer Entwickelung, Vervollkommnung, Harmonisirung mit dem höchsten Gesetze immer ernster, freithätiger, muthiger, hoffnungsvoller, ununterbrochener arbeiten: dies — und wie viel ist dies! — sollt' ich noch von dem schärfsten Denker, den ich kenne, und der mir und einigen Freunden der Wahrheit so manche köstliche Stunde seines letzten Aufenthalts in Zürich großmüthig schenkte, gelernt haben. Lebenslang dankt ihm dafür als Schüler, Freund und Mitmensch

Zürich, Samstag abends, den 25. April 1794.

Johann Kaspar Lavater."

Um Fichte's Verhältniß zu diesem bedeutenden, mehr durch fremde als eigene Schuld vielfach miskannten, selten aus dem Mittelpunkte seines Wesens begriffenen Manne sogleich vollständig darzulegen, möge ein späteres Blatt desselben an Fichte, „ihm nach seinem Tode zu übergeben", gleich hier eingeschaltet werden. Es ist offenbar aus Veranlassung der atheistischen Streitigkeiten geschrieben, in die Fichte gerade damals sich verwickelt sah, und beruht zwar insofern auf einer misverständlichen Auffassung des Streitpunktes, als es, wenn auch hypothetisch, von Fichte's „Zweifeln" an dem Dasein eines ewigen Geistes spricht, während dieser vielmehr, nicht im geringsten zweifelnd, Gott nur als moralische Macht, in keinem Sinne als Naturwesen gedacht wissen wollte, in jener Hinsicht jedoch behauptete, daß nichts gewisser sei als das Dasein einer solchen moralischen Macht, ja diese sei die Wurzel aller übrigen Gewißheit. Dennoch ist der Lavater'sche Denkspruch nach seinem eigenen Gehalt so bedeutsam, ja er darf der eigentlichen und tiefsten Speculation verwandt bezeichnet werden, daß er schon darum der Mittheilung würdig ist. Das Gleiche gilt von dem im zweiten Theile abgedruckten Schreiben Lavater's an Fichte, in welchem er sein Urtheil über des letztern „Appellation an das Publikum" abgibt. Auch aus diesem leuchtet ein so würdiger, zugleich ein so durchaus toleranter Freimuth hervor, daß unsere Zeloten neuester Orthodoxie gar viel daraus zu lernen vermöchten. Ja kaum sagen wir zu viel, wenn wir die geistige Verwandtschaft beider Männer darin bezeugt finden. Jeder von ihnen war gleich sehr von lebendiger Religiosität

getrieben; beide empfanden gleich sehr diesen Trieb als das Gewisseste, als den Mittelpunkt ihrer Gesinnung. Aber von höchst verschiedenen theoretischen Voraussetzungen umgeben, mußte unvermeidlich die Deutung und die theoretische Verwerthung dieser Thatsache verschieden ausfallen. Fichte war durch seine metaphysischen Voraussetzungen genöthigt, sie zu einem idealistischen Purismus hinaufzuläutern, der kaum noch Anknüpfungspunkte fand im gewöhnlichen Bewußtsein, worin Lavater (in seinem Schreiben) ihn sehr sinnig und ehrend mit Fénélon vergleicht. Lavater stand auf der breiten Basis des christlichen Gemeindebewußtseins; dies war ihm jedoch nichts todt Ueberliefertes, historisch Abgestorbenes, sondern ein frisch und unmittelbar Empfundenes, und so lebte er in verwandtem Geiste dasjenige, was Fichte begriffsmäßig als das einzig Reale bezeichnete. Lavater's Denkspruch lautet folgendergestalt:

Nr. CCCXXV.

Denkzeile nach meinem Tode an Herrn Professor Fichte.

Erlenbach, 26. VIII. 1800.

Unerreichbarer Denker, Dein Dasein beweist mir das Dasein
Eines ewigen Geistes, dem hohe Geister entstrahlen!
Könntest je Du zweifeln, ich stellte Dich selbst vor Dich selbst nur,
Zeigte Dir in Dir selbst den Strahl des ewigen Geistes.

* * *

Mitten in dieser rüstigen und anregenden Thätigkeit traf ihn gegen das Ende des Jahres 1793 der unerwartete Antrag, ob er die Stelle des nach Kiel berufenen Philosophen Reinhold an der Universität Jena unter denselben Bedingungen annehmen wolle, die man jenem bewilligt. Reinhold selbst war nämlich, da keine Vacanz im philosophischen Lehrfach auf der Universität stattfand, nur als Professor supernumerarius für die Kant'sche Philosophie (daher ohne Sitz und Stimme im akademischen Senate und mit dem höchst mäßigen Gehalte von 200 Thalern) dort angestellt worden; und da er unter den damaligen philosophischen Docenten den entschiedensten Beifall hatte, so drohte seine Entfernung der Universität eine gefährliche Lücke. Hier glaubte man nicht besser als durch die Berufung Fichte's sorgen zu können, welcher schon damals vielen bestimmt schien, einen neuen Umschwung in der Philosophie herbeizuführen.

Einige Stellen aus den damals über diese Angelegenheit gewechselten Briefen geben die deutlichste Vorstellung von den Absichten und Hoffnungen, die man bei Fichte's Berufung hatte, und von dem Geiste überhaupt, in welchem die Universität berathen wurde. Man war von mehreren Seiten zugleich auf den Gedanken gekommen, ihn bei Reinhold's Abgange zum Nachfolger zu berufen; doch scheint vorzüglich Hufeland (Professor der Rechte zu Jena) diesen Plan bei der weimarischen Regierung befestigt zu haben. Zuerst nämlich, als Fichte's Name dort genannt wurde, machte man seinen Demokratismus gegen ihn geltend, und es schien mislich, gerade zu dem damaligen Zeitpunkte einen Mann zu berufen, der sich so entschieden als einen solchen ausgesprochen hätte. Hier bedurfte es nun der Verwendnng und Begütigung Hufeland's, um dies Hinderniß hinwegzuräumen; wenigstens meldet er in einem Briefe an Fichte darüber Folgendes:

„Ich wünschte inständigst, daß Sie sich für unsere Universität bestimmen. Wenn Sie es aber thun wollen, so thun Sie es recht bald, damit alles in Richtigkeit ist, ehe der Herzog, den wir jetzt im Lande haben, uns wieder verläßt. Auch würden einige Leute Ihren Aufschub oder Ihre Weigerung bald zu einer Concurrenz benutzen; denn daß immer auf solche Lücken Plane gemacht werden, versteht sich von selbst. Man hat daher auch Ihren Demokratismus, den Sie in den «Beiträgen» u. s. w. dargelegt hätten, gegen Sie geltend gemacht. Obgleich nun unsere Regierung unter allen denen, die Freiheit im Lehren und Schreiben begünstigen, in der ersten Reihe steht, so muß man doch bei der jetzigen Gärung der Gemüther, die so leicht ausarten kann, und bei dem gespannten Verhältnisse der Regierungen untereinander alle Schritte ungern sehen, die gar zu laut compromittiren oder V o r w ü r f e a u s w ä r t i g e r M i n i s t e r z u z i e h e n k ö n n e n. Ich habe aber auf dies alles dadurch geantwortet, daß Sie die demokratische Partei nur in Rücksicht des Rechts und ganz in abstracto in Schutz nähmen, daß bei den Vorlesungen, die vorzüglich Ihre Beschäftigung ausmachen würden, wenig von diesen Fragen die Rede sein würde, und daß Sie Mäßigung, Klugheit und Kälte genug hätten, unnütze und am unrechten Orte angebrachte Aeußerungen zu vermeiden."

So erfolgte denn auf die vorläufige, in jenem Briefe ent-

haltene Anfrage bald darauf der förmliche Antrag durch den damaligen Geheimen Assistenzrath Voigt, der ihn zugleich einlud, das neue Lehramt schon zu Ostern 1794 anzutreten. Fichte, wiewol überrascht und erfreut durch diesen in jeder Beziehung ehrenden Ruf und entschlossen, ihn anzunehmen, wünschte doch noch einigen Aufschub, weil er, wie er in der Antwort offen bekannte, mit seiner Philosophie noch nicht völlig im Reinen sei. Er halte es aber für die erste Bedingung eines Lehrers derselben, daß er ein wenigstens für ihn völlig haltbares System besitze. Er habe ein Princip entdeckt, wodurch er die Philosophie zum Range einer evidenten Wissenschaft zu erheben hoffe; dies bedürfe aber noch tieferer Durcharbeitung, und höchstens in einem Jahre, zu Ostern 1795, könne er erwarten, seinen Plan ausgeführt zu sehen. Diese Bedenklichkeiten wurden jedoch von jener Seite als unnöthig ganz zurückgewiesen; es käme weniger darauf an, die höchsten Forderungen sogleich zu befriedigen, als nur überhaupt den Platz Reinhold's auszufüllen; der Ruf der Akademie und die Frequenz der Universität hänge zu sehr davon ab, um in irgendeinen längern Verzug zu willigen. Uebrigens werde man ihm gern nachsehen, wenn er den größten Theil seiner Zeit für sich verwende und anfangs nur wenig lese.

So wurde Fichte fast gewaltsam hineingedrängt in die öffentliche Thätigkeit, noch ehe er es eigentlich für Zeit hielt; und wenn nicht zu leugnen ist, daß unmittelbare Mittheilung das beste Bildungsmittel des Lehrers selbst ist, um das schon Erkannte freier und mannichfaltiger behandeln zu können, so darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß jene Muße, die er sich noch wünschte, für die innere Reife und umfassendere Durchbildung des Systems gleich bei seinem ersten Erscheinen von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen wäre. Bringen wir indeß dies in Anschlag und Abrechnung, so werden wir fast um so mehr bewundern müssen, was er in den ersten Jahren seines Auftretens als Lehrer und Schriftsteller wirklich leistete, und wie kräftig und sicher er sogleich die zögernd betretene Bahn durchschritt. So versprach er auch, nachdem er sich einmal entschlossen hatte, den Ruf anzunehmen, gleich jetzt mit voller Kraft aufzutreten und für seine Vorlesungen zwei Lehrbücher erscheinen zu lassen. Das eine, in Gestalt eines deutschen Programms, sollte sein neues System ankündigen (es

war die Schrift: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie"), das andere sollte es sogleich auszuführen anfangen: „Die Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre." Letzteres sollte aber in der Form eines Lehrbuchs für Vorlesungen nur bogenweise erscheinen, um auch dadurch als nicht eigentlich für das Publikum bestimmt sich anzukündigen. Wie sehr man in Weimar damit zufrieden war, und welche Erwartungen man überhaupt von seinem Erscheinen hegte, zeigt der Brief eines Freundes, des Consistorialraths Böttiger, von dorther an ihn, aus welchem wir einige Stellen hier einrücken:

„Bertuch wird mit Vergnügen den Verlag Ihres Programms übernehmen. Aber schicken müssen Sie nur das Manuscript so früh als möglich. Eine solche Posaune kann nicht früh genug geblasen werden! Die Materie, die Sie hierzu gewählt haben, ist äußerst zweckmäßig. Auch zu Ihrem bogenweise und nur für Ihre Schüler auszugebenden Lehrbuche wird Bertuch sehr gern Verleger sein wollen. Sie müssen aber zusehen, wer Ihnen das meiste Honorar bietet. Ihre ganze Idee hatte vorzüglich auch Goethe's Beifall, der bei der ganzen Deliberation gegenwärtig war und sich überhaupt als Ihren warmen Freund schon lange bewiesen hat.

„Sie thäten sehr unrecht, wenn Sie nicht auch in Gotha Ihre Freunde besuchen wollten. Papa Geisler *) ist der Liebling des Herzogs und täglich bei Frankenberg. Durch ihn und durch die klugen Briefe unsers Voigt hat man dort einen ganz andern Ton gegen Sie angestimmt. Sie wurden von Gotha aus früher als sogar von hier aus denominirt. Sie werden überall, besonders auch bei Frankenberg, so aufgenommen werden, daß Sie auch von diesem Hofe eine ganz andere Meinung mit nach Jena bringen können. Und mein guter Döring würde es sehr übel nehmen, wenn Sie hinter Gotha wegreisen wollten. Was Voigt über die Professorpolitik schreibt, ist ja die Politik eines jeden vernünftigen Staatsbürgers. Wahr ist es, daß Ihr Ruf nach Jena überall großes Aufsehen erregen wird und in den nächsten Kreisen schon wirklich erregt. Allein Sie lesen ja nicht über

*) Rector zu Schulpforta zu der Zeit, als beide Freunde zusammen Zöglinge derselben waren.

Schlözer's Metapolitik, und den esoterischen Schülern können Sie noch mehr, als der gute Schlözer sich je in den Sinn kommen ließ, anvertrauen. Wo Schnaubert Dinge, wie in seiner neuesten Disputation: De principe legibus suis obligato, mit Beifall seines Fürsten schreiben kann, da muß man auch alles sagen können.

„In Jena unter den Studenten ist seit einigen Wochen über das Triumvirat der zu Ostern ankommenden Professoren — außer Ihnen wird noch der wackere Ilgen, vielleicht der gelehrteste und geschmackvollste jetzt lebende Schulmann in Sachsen, Professor orientalium, und Woltmann, Spittler's Lieblingsschüler, außerordentlicher Lehrer der Geschichte — ein unbeschreiblicher Jubel. Aber Ihr Name tönt vor allen, und die Erwartung ist auf das höchste gespannt, freilich auch wol mit deswegen, weil man Sie für den muthigsten Vertheidiger der Menschenrechte hält, von welchen mancher Musensohn eine ganz eigene Vorstellung haben mag. Dies wird sich indeß schon berichtigen lassen.

„Was Sie mir von Lavater schreiben, ist mir viel werth. Auch ich will ihm gern das Unrecht abbitten, was ich ihm, als Bode's Freund, oft in Gedanken und Worten angethan habe, sobald ich ihn von solchen Seiten kennen lerne, wie Sie ihn mir schildern.

„Reinhold habe ich vor ein paar Tagen mit ungeheuchelter Wärme gegen seinen Schwiegervater (Wieland) über Sie sprechen hören. Er ist ein durchaus edler Mensch und verdiente selbst als möglicher Gegner Ihre Freundschaft. Professor Schmidt nimmt sich schon weit verdächtiger.“

* *
*

Die letzten Worte geben uns Gelegenheit, einer literarischen Fehde zu gedenken, in die Fichte schon vor seiner Berufung nach Jena mit dem dortigen Professor der Philosophie K. Chr. E. Schmidt gerathen war. Diese Erwähnung ist nicht nur nöthig, um mehrere Stellen in den nachfolgenden Briefen zu erklären, sondern auch um den richtigen Gesichtspunkt für den spätern Streit zwischen beiden Männern festzustellen, zu welchem jener das Vorspiel und die erste Veranlassung war. Ohne nämlich das Andenken an alte Streitigkeiten im Schose der Wissenschaft erneuern

zu wollen, die, da sie oft kaum nur für nothwendige Uebel gelten können, besser übergangen werden, so erfordert hier doch die historische Gerechtigkeit und die Treue der Charakteristik, zu den ersten Veranlassungen der literarischen Fehden aufzusteigen, die Fichte bestand, zumal da jene gerade weniger bekannt geworden sind als die mit Aufsehen geführten und deshalb nicht vergessenen Streitigkeiten selbst. Dabei bewährt sich nämlich fast durchaus, daß der Angriff nie von Fichte ausging, sondern daß er selbst erst stark und wiederholt gereizt werden mußte, um dann freilich auf den Gegner vernichtend loszubrechen und das Recht des Siegers ohne Schonung an ihm geltend zu machen. Ja die Richtung eines absichtlichen Regirens und einer angreifenden Polemik lag sogar seinem ganzen Geiste fern, der, zu stolz zum Neide, zugleich viel zu sehr mit eigenen Planen erfüllt war, um auf anderes sonderlich zu achten. Auch hatte er früh sich eigenen Ruhm genug erworben, um ihn nicht auf solchen Streifzügen erst suchen zu müssen. Und so hatte er auch zu der erwähnten Fehde mit Schmidt kaum die Veranlassung gegeben. Es war nämlich in der schon früher angeführten Beurtheilung der Creuzer'schen Schrift über die Freiheit des Willens von Fichte auch der Freiheitstheorie Schmidt's gedacht worden, die er gelegentlich in der Vorrede zu diesem Werke dargestellt hatte; dabei war hinzugefügt, daß nach dem eigenen Geständnisse des Verfassers zufolge dieser Theorie Zurechnung, Verdienst, Schuld wegfallen müsse, d. h. der Verfasser müsse dies, wenn er es auch nicht ausdrücklich ausspreche, doch als die Consequenz seiner Lehre eingestehen. Schmidt antwortete darauf nicht unmittelbar; aber bei Gelegenheit einer andern Recension von Fichte trat er plötzlich mit einer bittern Erklärung hervor, daß, wenn man ihn für den Verfasser derselben zu halten scheine, er dieser Meinung widersprechen müsse, durch welche er ebenso sehr seinen Kopf als seinen Charakter compromittirt finde; ebenso sei er genöthigt, bei dieser Gelegenheit den Recensenten der Creuzer'schen Schrift eines Falsum zu beschuldigen, das seiner Ehre nachtheilig sei, indem dieser behaupte, nach seiner Freiheitstheorie falle Zurechnung und Schuld hinweg u. s. w. (Intelligenzblatt der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1794, Nr. 14, S. 112). Bedenken wir nun, daß gerade um die Zeit dieser Erklärung Fichte's Berufung nach

Jena verhandelt wurde, und daß dort jedermann wußte oder erfahren konnte, wer Verfasser einer Recension sei, so mußte dieser plötzliche Angriff für Fichte nur um so kränkender sein. Er antwortete indeß in gehaltenem Tone (Intelligenzblatt, 1794, S. 231), den Vorwurf des Falsum dadurch von sich ablehnend, daß er nicht die Worte Schmidt's habe anführen wollen, sondern den Sinn, wie er ihn sich erklären müßte. Endlich schließt er mit folgenden Worten:

„Ebenso unterscheide ich den persönlichen Charakter des Herrn Professor Schmidt von seiner Hypothese sowol als von der innigen Bitterkeit, die in seiner Erklärung herrscht, und danke ihm öffentlich, daß er durch die Verachtung, mit der er von mir spricht, mir bei Eröffnung meiner literarischen Laufbahn einen neuen Antrieb geben wollte.“

Bei Fichte's Ankunft in Jena fand sogar eine persönliche Annäherung statt und einige Hoffnung auf gutes Vernehmen, wie es die später mitzutheilenden Briefe ausdrücklich bezeugen. Aber mündliche Aeußerungen, selbst vom Katheder herab, die vielleicht vergrößert Fichte zugebracht wurden, fachten das Mistrauen wieder an, und ein öffentlicher unzweideutiger Angriff von Schmidt in der Vorrede zu seinem „Naturrecht“ ließ über seine Gesinnung keinen Zweifel. Da erschienen endlich, direct gegen die Wissenschaftslehre gerichtet, Schmidt's „Bruchstücke einer philosophischen Schrift über die Philosophie und ihre Principien“ (in Niethammer's „Philosophischem Journal“, Bd. III, Heft 2), welche Fichte nur für ein Plagiat seiner Methode und Philosophie halten konnte, und die dennoch dazu bestimmt schienen, jene zu übertreffen und ihr den Rang abzulaufen. Jetzt schrieb Fichte seine widerlegende „Vergleichung des von Herrn Professor Schmidt aufgestellten Systems mit der Wissenschaftslehre“ („Philosophisches Journal“, Bd. III, Heft 4; Werke, II, 421—458), worin er am Schlusse freilich mit harter Entschiedenheit abschließend erklärte: „Meine Philosophie ist nichts für Herrn Schmidt aus Unfähigkeit, sowie die seinige mir nichts aus Einsicht. Ich erkläre alles, was Herr Schmidt von nun an über meine philosophischen Aeußerungen entweder geradezu sagen oder insinuiren wird, für etwas, das für mich gar nicht da ist, erkläre Herrn Schmidt selbst als Philosophen in Rücksicht auf mich für nicht existirend.“

Dies war denn die „unaussprechliche Behandlung" eines Collegen, die „schauderhafte moralische Annihilirung", über welche damals und später des Anklagens und Scheltens kein Ende wurde! Erwägt man aber die Sache im Zusammenhange, so wird man nichts Unziemliches, ja kaum Unbilliges darin finden können, wenn ein kräftiger Geist vor wiederholten Angriffen durch die öffentliche Erklärung sich Ruhe schaffen will, diese Angriffe und der Angreifende selbst existirten fortan nicht mehr für ihn. Von rückhaltendem Grollen, von scheuen Insinuationen und gelegentlichen Anspielungen, worin die höfliche Polemik in der Regel ihr Wesen hat, war sein starker Charakter, sein offen ehrlicher Sinn freilich sehr weit entfernt!

In Bezug auf diese und ähnliche Angriffe schrieb Fichte noch späterhin an Reinhold: „Wie haben diese Menschen (die Kantianer) mich behandelt, und wie fahren sie fort, mich zu behandeln! Ich hatte zu nichts weniger Lust als zur Polemik. Warum konnten sie doch gar keine Ruhe halten? z. B. Freund Schmidt? Ich habe ihn freilich nicht sanft behandelt. Aber jeder Billige, der noch vieles andere weiß, das nicht vor das Publikum gehört, wird mir Engelsgeduld zuschreiben."

Diese Worte erklären alles, auch für seine andern literarischen Fehden, deren unfruchtbare Darlegung im einzelnen wir uns deshalb ersparen können. Nur folgende allgemeinere Bemerkung sei uns zum Schlusse dieses Abschnitts erlaubt, die uns über sein Verhältniß zum Publikum erst entscheidend urtheilen läßt.

Damals, wie jetzt nämlich *), war es schlechthin unmöglich, in gewissen Sphären der Wissenschaft ein bedeutendes Werk zu schreiben, das eine nur der Sache zugewendete Anerkennung gefunden hätte; je mehr es der einen Partei genehm war, desto entschiedener verwarf es die andere, und fast nirgends ließ sich eine Stimme hören, die es außer aller Beziehung zu seiner Umgebung gestellt, die seine Tendenz und seinen Werth an sich selbst erwogen hätte. Zugleich war auch bei der Geistesarmuth jener dürftigen Zeit

*) Dies „jetzt" galt ursprünglich der Zeit der ersten Abfassung dieses Werkes im Jahre 1830. Wir lassen es stehen, theils zur Erinnerung an jene Epoche, theils weil auch die Gegenwart solchen Warnungen noch nicht völlig entwachsen zu sein scheint.

die allgemeine Empfänglichkeit ungleich geringer, während jetzt wenigstens es jedem Gegensatze vergönnt ist, sich auszusprechen und Gehör zu erlangen. Deshalb mußte damals auch die wechselseitige Verwerfung entschiedener sein und selbst die Form des Urtheils härter, ja gröber ausfallen!

War dies nun ein fast unvermeidliches Los, dem etwa nur wenige der Auserwählten entgingen, so hätte es bei den Tüchtigen eigentlich blos völlige Nichtbeachtung jenes Geredes zur Folge haben sollen. Der Philosoph wie der Dichter übergibt nicht darum sein Werk der Zeit, um besondern Lohn von ihr zurück zu empfangen; hat er doch schon längst in sich selbst seine Belohnung dahingenommen in der Begeisterung des Schaffens, in der ruhigen Zuversicht bewährter Kraft; und so wird der Meister in der Regel wegen erfahrener Miskennung nicht aus dem Kreise ruhiger Würde heraustreten wollen, den Wissenschaft und Kunst um ihn gezogen. Anders aber ist es, wenn ein angehender Schriftsteller noch um seine Existenz kämpft; hier wäre in den bezeichneten literarischen Verhältnissen, wenn er eine weitverbreitete Partei gegen sich hat, unbedingtes Schweigen sicher verderblich. Und bei Fichte kam noch ein besonderer Umstand dazu, der sein Verhältniß zum Publikum gleich anfangs durchaus eigenthümlich gestaltete.

Sein erster literarischer Versuch hatte ihm unerwarteten Ruhm gebracht; ehe er es wußte und wollte, hob ihn die Kritik auf die Höhe des philosophischen Zeitalters. Gehört nur so viel dazu, mochte er denken, um den ersten beigezählt zu werden? Wohlan, den unverdient mir zugestandenen Platz will ich jetzt wirklich verdienen! Was aber etwa äußerlich noch die Eigenliebe jenem ersten Urtheile an Gewicht verleihen mochte, innerlich war die Täuschung unvermeidlich zerstört, die dem Unerfahrenen die öffentliche Kritik gewöhnlich bereitet. Schon jetzt mußte er die gepriesenen Götter der Zeit für Götzen erkennen, welche zu zertrümmern gar leicht sei. Aber er selbst bildete sich weiter mit Kraft und Anstrengung und glaubte nun leisten zu können, was unreifes Lob zu früh ihm zugestanden hatte. Und als er wirklich damit hervortrat, konnte es kaum bescheidener und dankbar anerkennender für fremdes Verdienst geschehen. Er lehnte ausdrücklich jede Originalität für sein System von sich ab und behauptete

nur dasselbe zu lehren, was Kant längst schon ausgesprochen. Von den Kantianern und seinem Verhältnisse zu ihnen kein Wort! Nur Salomon Maimon's und Aenesidem's gedachte er ehrenvoll, sowie der großen Verdienste, welche Reinhold um die Ausbildung der Philosophie zur Wissenschaft sich erworben habe. *) Und doch, wie wurden diese Erzeugnisse redlicher Forschung und anerkannten Talents gerade von denen aufgenommen, die vorher ihn freiwillig als einen ihrer ersten gepriesen hatten? Wie nur der seichteste Dünkel auf eine große Autorität, der trägste wissenschaftliche Schlendrian sich geberden kann. Sie wiederholten auch gegen das neue System ihre hergebrachten Formeln, ohne vorauszusetzen, daß Fichte sie ebenso gut kennen möge als sie, und daß hier von neuen Untersuchungen die Rede sei. Dennoch schien sich zugleich in der schlechtverhehlten Leidenschaftlichkeit gegen die fremde Erscheinung eine gewisse instinctmäßige Furcht vor der Kraft anzukündigen, die ihnen den Untergang bereiten sollte.

Was blieb nun für Fichte zu thun übrig bei dem unerwarteten Benehmen derjenigen, mit welchen er im tiefsten Frieden zu leben glaubte? Sollte er achtungsvoll für Belehrung danken, wenn sie gerade das für ungenügend Erkannte und Widerlegte immer wieder als entscheidende Instanz gegen ihn anführten? Sollte er bescheiden sich verantworten gegen die, von welchen am Tage lag, daß sie nicht einmal den formalen Begriff der Wissenschaft gefaßt hatten, daß sie also noch weniger wußten, was er selbst eigentlich beabsichtige? Und ließ sich selbst in diesem Falle erwarten, die Gegner würden ihren gewaltigen Verstoß offen eingestehen?

So blieb hier nur ein doppelter Ausweg übrig: entweder gänzlich zu schweigen und das Urtheil der Zeit und dem Gewichte der Sache zu überlassen, oder vernichtend hervorzubrechen. Wäre jenes aber auch Fichte's Individualität und seiner schon sieggewohnten Kraft angemessen gewesen, und das Recht der

---

*) Vgl. die Vorrede zu seiner ersten eigentlich philosophischen Schrift: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre", S. III, VI fg. (Werke, I, 30 fg.). Die Vorrede zur zweiten Auflage derselben enthält zugleich einen interessanten Bericht über die erste Aufnahme seines Systems von seiten der Kantianer und somit auch die Belege zu dem in unserm Texte darüber Mitgetheilten.

Individualität ist immer ein unveräußerliches, nicht einmal die Klugheit hätte es rathen dürfen! Diese innerlich kraftlose, äußerlich aber weitverbreitete Partei hatte ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung durch eigene Zeitschriften und Journale förmlich organisirt; überall zog sie durch eigenes gegenseitiges Anpreisen nur das Ihrige hervor, als ob außerdem gar nichts mehr vorhanden wäre, und was sich außerhalb ihres Kreises dennoch bemerklich machte, suchte sie durch Verunglimpfung sogleich zurückzudrängen. So lief der Einzelne Gefahr, in diesem Chaos einseitiger Urtheile völlig überhört zu werden, ehe seine Ansicht auch nur beachtet werden konnte, und selbst besonnene Erkenntniß der wahren Lage mußte zu kräftiger Polemik auffordern, welche zugleich auch allein die Zeit von der ohnmächtigen Stagnation zu retten vermochte, in der sie schon lange versunken war.*) Von einem feigen Berechnen der Menge und des äußern Ansehens einer Partei, ihm selbst, dem Einzelnen gegenüber, konnte in Fichte's Denkart ohnehin nicht die Rede sein, indem er es schon gewohnt war, gerade durch die Hindernisse hindurch seinen Weg zu nehmen. Und so that er aus unbefangener Kraft, was selbst die kälteste Erwägung hatte rathen müssen; er erwiderte den Angriff so entscheidend und mit so wiederholten Streichen, daß später nur noch anonym und aus der Ferne einer es wagte, dem Publikum und Fichte laut zuzurufen: er bekenne sich zur verstoßenen Partei; er wolle Kantianer sein und bleiben.**) Und

---

*) Um diese Betrachtungen richtig zu deuten, muß man abermals der Zeit gedenken, in der sie geschrieben wurden. Das Benehmen der Hegel'schen Schule gab damals eine so treffende Parallele zu obigem Bilde, daß der Verfasser eine sehr verständliche Hinweisung darauf nicht unterlassen durfte.

**) D. K. (Rink), „Stimme eines Arktikers über Fichte und sein Verfahren gegen die Kantianer" (1799). Da man die Kraft des Angriffs am besten nach dem Erfolge ermißt, so führen wir die Worte jenes Schriftstellers an, der sich in wissenschaftlicher Beziehung übrigens nur begnügt, Stellen aus Kant's „Kritik der reinen Vernunft" Fichte entgegenzuhalten. Mit folgenden Worten beginnt er seine Schrift: „Nach den Anathemen, die der fürchterliche Fichte von der Höhe seines philosophischen Throns auf den Ameisenhaufen der Kantianer herabgeschleudert hat; bei dem Anblick der Brandmale, die den Stirnen dieser unglücklichen Geschöpfe auf immer eingedrückt sind und die sie zwingen müssen, ihr Dasein vor dem erstaunten Publikum zu verbergen; bei

selbst für die Wissenschaft war der Streit nicht ohne Erfolg; er durchbrach zuerst die Schranken des in sich erstarrten Kriticismus und machte höhere Anforderungen in der Philosophie geltend, die endlich die neue Epoche in Wissenschaft und Literatur herbeigeführt haben, mit deren Erwähnung auch hier ein neuer Abschnitt beginnen muß.

---

dem allgemeinen Zittern, das vor dem Heranrauschen dieses zermalmenden Gottes, sich über alle philosophischen Kasten her verbreitend, sie unaufhaltsam zu Boden wirft: wer darf es da noch wagen, sich einen Kantianer zu nennen? Ich wage es, eines der unbedeutendsten Geschöpfe, das je der Hand des Schicksals entfiel. In der tiefen Finsterniß, die mich umgibt und es jedem Auge in Deutschland, selbst dem Adlerblick eines Fichte, unmöglich macht, mich zu erkennen: aus diesem Lager der Ruhe, dessen Sicherheit zu stören jeder Versuch lächerlich ist — von hier aus kann ich es wagen, meine Stimme zu erheben und zu rufen: Ich bin ein Kantianer! und zu Fichte: Du kannst irren und du hast geirrt" u. s. w.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Fichte's erstes Auftreten in Jena und die Wirkungen davon.

Wir beginnen diesen Abschnitt mit einem der wichtigsten Zeitpunkte in Fichte's Leben, mit seinem Auftreten in Jena, woran sich für ihn selbst wie für die deutsche Literatur so viele Erinnerungen knüpfen. Desto erwünschter ist es uns, auch hier sein eigenes Zeugniß reden lassen zu können, wie es frisch und aus lebendiger Gegenwart in den Briefen an seine Gattin sich ausspricht. Zur Erläuterung für dieselben wird vorausgeschickt, daß er zu Ostern 1794 allein nach Jena gekommen war, und daß Gattin und Schwiegervater im Laufe des Sommers nachfolgen wollten. Der letztere hatte sich nämlich aus Liebe zu seinen Kindern entschlossen, noch einmal im hohen Alter sein Vaterland zu verlassen und in der Fremde mit ihnen ein neues Leben anzufangen. Sodann möge zur Bestätigung und Ergänzung es erlaubt sein, das Zeugniß eines Fremden anzuführen, der gleichfalls in vertraulichen Mittheilungen von jener interessanten Zeit uns Kunde gibt, in welcher er Augenzeuge und Mitwirkender war.

* * *

Jena, den 20. Mai 1794.

Du siehst aus dieser Ueberschrift, meine theure, geliebte, herrliche Seele, daß ich nun an dem Orte meiner Bestimmung bin. Ich kam daselbst den 18. abends sehr spät an. Gestern und heute habe ich mit Visiten geben und annehmen alle Hände oder vielmehr alle Füße voll zu thun gehabt. Alles, selbst das, was ich für widerwärtig halten mußte, ist so voll Freundschaft zu mir,

daß ich das alles nicht so recht glauben kann. Doch sei es, wie es sei; Du kennst wol meine Grundsätze darüber. Den Professor Schmidt, mit dem ich die Fehde hatte, die Du kennst, habe ich besucht, zur großen Freude aller Wohldenkenden und um dadurch das Publikum auf meine Seite zu bekommen, auf der es indeß eigentlich schon vorher war.

— — In Tübingen besuchte ich zuerst Hofrath Schiller, meinen künftigen Collegen. Er gehört unter die ersten, geliebtesten und berühmtesten Professoren von Jena. Ich habe in Tübingen schon gehört, daß er mir sehr zugethan sei, und hier, daß er auf mich gewartet habe, um mit mir zurückzureisen, welches aber nicht möglich war. Heute höre ich von seiner Gemahlin, daß sie sich vorzüglich auf Dich freut. Alles das ist mir begreiflich und sehr erwünscht für Dich.

Ferner bin ich über Manheim, den Rhein herauf, nach Mainz gereist: durch österreichische und preußische Truppen ohne Zahl bei einer pfälzischen Stadt, Frankenthal, vorbei, in welcher eben, indem ich vorbeireiste, die Franzosen und Preußen sich in den Haaren lagen. Die Stimmung der Einwohner, deren Ländereien doch durch die Franzosen verwüstet sind, ist dennoch sehr zu ihrem Vortheile. Der gemeine Mann liebt sie, und wer nichts mehr hat, den ernähren sie; nur die privilegirten Kasten sind wüthend gegen sie. In Mainz und Frankfurt wünscht man sie zurück. Alles ohne Ausnahme haßt die preußischen und österreichischen Völker und verachtet und verlacht sie und spottet ihrer Niederlagen. Diese sind wirklich schrecklicher, als die Zeitungen gestehen. „Die preußische Armee campirt unter der Erde", sagte mir gestern ein preußischer Feldprediger, der es wohl wissen kann. Die hiesigen und alle andern deutschen Zeitungen reden von schrecklichen Niederlagen, die die Franzosen in den Niederlanden erlitten haben sollen; Privatbriefe aber melden, daß sie in Flandern bis Courtrai und auf der andern Seite bis gegen Namur vorgerückt seien. Bei dem allem ist aber die Sorglosigkeit der hiesigen Einwohner (und aller Deutschen diesseit des Rheins) grenzenlos. — Warum ich Dir dies alles schreibe? Theile es nebst tausend herzlichen Küssen von mir an Papachen mit; denn Du, liebe Seele, nimmst, wie ich weiß, wenig theil an Welthändeln.

Die Studenten sind voll Erwartung, und ich habe schon unzweideutige Proben davon gesehen. Meine öffentlichen Vorlesungen eröffne ich künftigen Freitag, die Privatvorlesungen künftigen Montag. Ich habe aber erst diesen Morgen angeschlagen und habe daher noch keine Zuhörer subscribiren lassen.

Ein sonderbarer Vorfall. Ich komme gestern zu Schützens, die Dich herzlich grüßen und sich, sowie noch viele meiner Freunde, darauf freuen, Dich bald zu sehen. Man sagt mir, es sei des Hofrath Schütz Geburtstag. „Unmöglich“, antworte ich, „es ist der meinige.“ So fand sich's denn, daß wir beide einen Geburtstag hatten, den wir auch gemeinschaftlich bis nachts 1 Uhr gefeiert haben. Die Hofräthin hatte ganz in der Stille ihrem Manne eine herrliche Ueberraschung vorbereitet: sie ließ durch ihre Kinder eine Komödie aufführen und ihm eine Anrede zu seinem Geburtstage halten. Kurz, der Tag war schön, und es fehlte mir nichts als Du.

Du fehlst mir gar sehr. Wo ist die Freundin, mit der ich mich innig aus der Fülle meines Herzens unterreden, mit der ich nach durcharbeitetem Tage die herzlichen, traulichen Abendstunden hinbringen kann? Wo ist die, die mir alles unangenehme Detail abnahm? die so gütig für alle meine kleinen Bedürfnisse sorgte? Mit diesem Punkte steht es jetzt so ziemlich übel, besonders da man in Jena von dieser Seite wahrhaftig recht schlimm daran ist. Zu essen allenfalls — aber wie! — hätte ich; zu trinken kann ich vor der Hand, wenn ich nicht ihren theuern Wein trinken will, nichts ausmitteln. Ich denke, ich werde mich in eine Privatfamilie vertischgelden, wie die Züricher mit einem neuen, aber expressiven Worte sagen.

Wie geht es dem lieben, guten Vater? Die Gräfin Bernstorff, die mich hingerissen hat (sei nicht eifersüchtig; sie ist sehr alt und sehr häßlich, aber — sie hat Verstand), und Wieland erinnerten sich Deines Vaters. Besonders glaubte der letztere, der Deinen Vater aus seiner Jugend von einer höchst vortheilhaften Seite kennt und sich aller der Scenen mit Bodmer und Klopstock sehr bestimmt erinnerte, bei ihm höchst übel angeschrieben stehen zu müssen, welches Vorurtheil ich ihm aber benommen habe. Er empfing mich höchst freundschaftlich.

So auch Goethe. Doch hat aus gewissen Ursachen für Gorani

noch nichts geschehen können. Man muß noch einige Wochen Geduld haben.*) Wenn ich binnen dieser Zeit nicht entgegengesetzte Aufträge erhalte, so werde ich dann wirken. Ich muß mich selbst sehr in Acht nehmen. Nicht als ob man Neigung hätte, mir etwas anzuhaben, sondern weil ich bei vielen — nicht blos bei Studenten — große Lust finde, sich hinter mich zu stecken und mich zu allerlei Dingen zu verleiten, um unter meinem Schutze desgleichen oder Aergeres zu treiben. Du kennst mich zu wohl, als daß Du glauben solltest, daß ich dazu zu gebrauchen sei. Ich lasse sie reden, wirken, hoffen, was sie wollen, und thue, was ich will.

Grüße recht herzlich alles, was nach mir fragt; besonders Schultheß, Lavater u. s. w. Schreiben kann und werde ich jetzt keinem Menschen; wer aber an mich schreibt, dem werde ich freilich antworten.

* * *

Jena, den 26. Mai 1794, morgens um 7 Uhr.

Indem ich aus meiner ersten Privatvorlesung komme (ich lese von 6—7 Uhr morgens; die öffentliche Vorlesung halte ich nur Freitags von 6—7 Uhr abends) und eben nicht große Lust habe zu denken, sehne ich mich herzlich nach Dir, meine Theure, und

---

*) Dieser Mann, dessen auch in den folgenden Briefen noch ein paar mal erwähnt wird, von altem lombardischen Adel (Graf Giuseppe Gorani, geboren zu Mailand 1744), war schon lange vor der Französischen Revolution eifriger Bekämpfer des Despotismus in Italien („Sur le despotisme", 2 Bde., 1770). Er ging im Jahre 1792 nach Paris, um sich an Robespierre und die Bergpartei anzuschließen. Hier schrieb er sein Hauptwerk, welches ihn auch in Deutschland bekannt machte: „Mémoires secrets et critiques des cours, des gouvernements et des moeurs des principaux états de l'Italie" (3 Bde., Paris 1793). Dies zog ihm Verbannung aus seinem Vaterlande und Confiscation seiner Güter zu. Er ging darauf nach der Schweiz, wie man behauptete, mit einer geheimen politischen Sendung. Dort erkannt, erwirkte der österreichische Gesandte seine Ausweisung. Dies mag der Zeitpunkt sein, wo das Rahn'sche Haus und Fichte mit ihm in Verbindung kamen; wenigstens paßt ganz gut in diesen Zusammenhang, was Fichte in einem der folgenden Briefe über ihn sagt. Später zog er sich nach Genf zurück und starb dort in Dunkel und Vergessenheit im Jahre 1819. (Nach der „Nouvelle biographie générale des frères F. Didot" [Paris 1857], XXI, 265—266.)

da ich nicht mündlich mit Dir plaudern kann, will ich es wenigstens schriftlich, besonders da mein Herz von den Vorfällen der vergangenen Woche voll ist und ich es in kein Herz eröffnen kann als in das Deinige.

Ich habe noch Magister werden müssen, denn der pfalzgräfliche galt nicht; das geschah am Freitag. Den Sonnabend wurde ich installirt, d. h. zum wirklichen, wahren Professor gemacht, und nun bin ich es leibhaftig. Verwichenen Freitag hielt ich meine erste öffentliche Vorlesung. Das größte Auditorium in Jena war zu eng; die ganze Hausflur, der Hof stand voll, auf Tischen und Bänken standen sie übereinander. Mit der Privatvorlesung verdiene ich bei weitem nicht so viel, daß mir mein Zeitaufwand bezahlt würde, wenigstens vor der Hand nicht. Zuhörer genug, aber noch haben nur etwa 26 pränumerirt. Wenn es in der Zukunft nicht besser wird, so werde ich wenig lesen. Ich kann als Schriftsteller auch stark genug wirken, und die Studirenden haben es sich dann selbst zuzuschreiben. Doch hoffe ich ein Besseres. Es ist wahr, daß die Studirenden ein allgemeines Vorurtheil für mich hatten, das ich durch meine persönliche Gegenwart gewiß nicht zerstört habe. Mein Vortrag ist, soviel ich gehört habe, mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Ich bin, wenn ich persönlich mit ihnen zu thun habe, sehr freundschaftlich, gefällig, setze mich mit ihnen ganz auf den gleichen Fuß, und das gewinnt. Daß ich nicht so viele Zuhörer (zahlende) habe, als ich rechnete, kommt daher, weil ich zu spät kam und die meisten ihre Stunden schon besetzt hatten, weil die Stunde, die ich angesetzt habe, vielen zu früh ist, und endlich daher, daß ich pränumeriren lasse. Das letztere zu thun wurde ich durch meine Freunde unter den hiesigen Professoren veranlaßt, die es alle auch thun; auch ist es doch immer besser, gleich zu Anfange des halben Jahres zu wissen, was man zu verzehren hat. Ich denke auch, in der Zukunft wird die Ernte besser sein. Dagegen eröffnet sich eine andere Aussicht. Ich schreibe ein Buch für meine Vorlesungen, und ein wohlerzogener Verleger ist mir das Haus bald eingelaufen, um den Bogen mit $2^1/_2$ Louisdor (alten Louisdor, also $29^1/_2$ Fl. zürichisch) zu bezahlen. Das ersetzt schon so ziemlich den Abgang an Zuhörern. Doch muß es im ganzen besser werden, sonst werden wir etwas schmal leben.

14*

Sehr angenehm sind meine Aussichten mit meinen Collegen. Ich kann jetzt überzeugter sagen, daß alles mich mit offenen Armen empfangen hat, und daß sehr viele würdige Männer nach meinem besondern Umgange streben. Dies thut theils meine Celebrität, die wirklich weit größer ist, als ich glaubte. Man setzt ziemlich allgemein (dies sage ich nur Dir im Vertrauen, und bringe es in Zürich ja nicht aus) mich schon jetzt über Reinhold.*) Danach rang ich allerdings, aber ich hoffte nicht, es so bald zu erreichen. Ferner haben die meisten Geschmack an meinem Umgange gefunden. Ich bin sehr gesund und daher stets heiter und froh. Das thut diesen Leuten wohl. — Mit Schmidt steht ohne mein ferneres Zuthun die Sache auf dem besten Fuße von der Welt. Er ist in meine öffentliche Vorlesung gegangen, hat rühmlich davon gesprochen und den Wunsch geäußert, sie forthören zu können. Was aber weit mehr ist: er bemüht sich, höre ich, unter der Hand, eine Gesellschaft von Professoren und Privatdocenten zusammenzubringen, die bei mir ein Privatissimum über die Philosophie hören sollen (etwas in Jena ziemlich Unerhörtes, das Du vor der Hand nicht weiter sagen mußt, gar niemand, weil es noch nicht zu Stande ist). — In Weimar haben Goethe und Wieland sehr vortheilhaft von mir gesprochen, wie man mir von daher schreibt. A propos von Goethe. Der gute Gorani muß noch etwas Geduld haben. Ich mag die Sache nicht Briefen anvertrauen, sondern muß es mündlich abmachen, und dazu habe ich keine Zeit, nach Weimar zu reisen. Vielleicht aber geschieht es künftigen Sonnabend, und dann schreibe ich Dir im nächsten Briefe darüber.

So sind meine Aussichten. Was Dich anbelangt, Du wirst von mehreren Weibern begierig erwartet, die Dir mit offenem Herzen entgegenkommen werden. Alles freut sich auf Dich. Geschildert habe ich Dich, wie recht ist, damit man im voraus wisse, was man zu erwarten habe, und was nicht.

Die Hofräthin Schiller würde, insoweit ich jetzt sehe, für Dich am besten zu einem vertrauten Umgange taugen. Zuvörderst werde ich mit ihrem Manne recht sehr Freund werden. Dann

---

*) Man vergleiche dazu die weiter unten mitgetheilten Stellen aus Forberg's „Fragmenten".

fühlt sie das Bedürfniß einer Freundin, und nichts vereinigt die Menschen mehr als das Bedürfniß. Die Hufeland'schen — ohnerachtet ich jetzt erst recht weiß, was er eigentlich für mich gethan hat — behandeln mich steif *), und da ich keinen Beruf finde, mich jemand aufzudringen, auch nicht in Verlegenheit um Umgang bin, so lasse ich denn dies dabei und erwarte ruhig, wer sich zuerst öffnen wird.

Ich erhalte mich jetzt in einer gewissen Unbefangenheit, bin mit allen Leuten gut, offen, freundlich, lasse allen, die es zu wünschen scheinen, die Hoffnung meines nähern Umgangs, sehe ziemlich alle gleich oft, und ganz in der Stille, bei aller scheinbaren Unbefangenheit, beobachte ich und werde zu seiner Zeit wählen. Einen Feind und Gegner habe ich nicht; in dieser Rücksicht ist es mir recht lieb, daß ich im ersten halben Jahre nicht so viele Zuhörer habe, damit der Brotneid nicht darüber rege werden könne. Zwei junge extraordinäre Professoren sind hier, Niethammer (der schon in Zürich mit mir correspondirte) und Woltmann, ein Mann von 23 Jahren, der auch erst jetzt als Professor der Geschichte angekommen ist. Auch er ist einer der besten Köpfe, die ich kenne, und ein vortrefflicher Lehrer, von dem ich eine große Mitwirkung zu meinen Zwecken auf dieser Universität erwarte. Mit diesen beiden gehe ich noch am vertrautesten um.

Wenn Du mit Papachen kommen wirst, so werden wir uns mit der Wohnung anfangs etwas eng behelfen müssen. Auf den Winter habe ich — durch ein ganz besonderes Glück bei dem hiesigen allgemeinen Mangel an Wohnungen für Familien — eine Wohnung im Vorschlage, die sehr gelegen ist und die den einzigen Mangel hat, daß sie etwas theuer ist. Schadet nichts. Schreibe ich das Jahr lang zwei Bogen mehr, so ist die Sache gemacht. Kommt nur bald, ihr lieben, treuen, guten Seelen, und hütet euch vor Verlust.

O was bin ich für ein glücklicher Mensch! Eine solche Lage von außen und so ein Weib zur Befriedigung und Ausfüllung des Herzens von innen!

---

*) Hier ist die Familie des Juristen Hufeland gemeint, nicht die des Arztes, mit welchem ihn späterhin bis an sein Lebensende eine innige Freundschaft verband.

Eine Commission hätte ich bald vergessen. Von Erhaltung dieses Briefes an soll die Züricher Zeitung mit jedem Posttage an mich nach Jena geschickt werden. Ich habe schon mehrere Interessenten daran und werde mehrere bekommen. Und Wolf, den ich herzlich grüße, soll brav echt den „Moniteur" und das „Journal de Paris" und die englischen Zeitungen ausziehen, so will ich seine Zeitung berühmt machen bis ans Ende der Tage und sie verbreiten, soweit die deutsche Mundart reicht. Wir sind hier zu Lande mit den Zeitungsnachrichten sehr schlimm daran. Auch der Chorherr Hirzel, den ich herzlich grüße, soll hübsch tolerant mit der Censur sein und nicht wegstreichen, die armen bedrängten Deutschen, die keinen „Moniteur" und kein „Journal de Paris" bekommen, bedenken: so will ich ihn gleichfalls als den erleuchtetsten der züricher Censoren — was nun freilich an sich eben nicht viel gesagt ist — rühmen und lobpreisen.

Es studirt ein Franzose hier, der auch bei mir hört und sich sehr an mich anschließt; dieser, der ganz auf Philosophie sich legt und in dieser Absicht zu Jena ist, um eine gründliche Philosophie in sein Vaterland zu bringen, will meine Schrift *) auch übersetzen. Papachen ist mir freilich ein noch lieberer Uebersetzer. Vielleicht könnte es so eingerichtet werden, daß er sie übersetzte und Papachen sie durchsähe; so würde es Papachen nicht so angreifen, und doch entstände etwas Vortreffliches.

Siehst Du nicht, daß ich auch lange Briefe schreiben kann? Also laß Dich nicht stören! Welch ein herrliches Briefchen von Papa Du mir wieder beigelegt hast! Ich danke ihm recht herzlich und bitte ihn, mir von Zeit zu Zeit so etwas zu schreiben.

Noch während ich diesen Brief geschrieben habe, hat sich die Anzahl meiner Pränumeranten ansehnlich vermehrt. Die erste Vorlesung hat gezogen, wie ich sehe; ich bin nun bis auf 35. Hiermit Gott befohlen und leb' recht wohl.

Der Deine.

* * *

— — Ich wußte anfangs nicht, wie es zuginge, daß ich zwar immer so viel als die andern, aber doch nicht die Hälfte so

*) Ueber die Französische Revolution.

viel Zuhörer hatte als mein Vorgänger Reinhold. Ich fing schon an zu zweifeln, ob ich durchdringen würde. Aber siehe da, ich bin schon, und zwar das in vier Wochen, durchgedrungen. Meine öffentlichen Vorlesungen halte ich in dem größten Auditorium, das es in Jena gibt, und dennoch stehen noch immer eine Menge Menschen vor der Thüre; gestern Abend hat mir die halbe Universität eine solenne Musik und ein Vivat gebracht, und es ist mir glaublich, daß ich gegenwärtig wol einer der geliebtesten Professoren bin und daß sie schon heute mich nicht gegen Reinhold austauschten. Mithin werden meine Privatvorlesungen inskünftige auch stark besetzt sein.

Die Laufbahn ist gut eröffnet. Ansehen bei den Studenten und ein gewisser Wohlstand gibt auch Ansehen bei den Professoren, Ministern u. s. w.

Der Herzog von Weimar wird soeben kommen; ich bin zur Tafel geladen, werde aber wahrscheinlich ihm noch vorher aufwarten. Ich komme zu diesem Papiere zurück und werde dann wahrscheinlich etwas zu erzählen haben.

Alle neuen Professoren haben gestern vor der Tafel dem Herzoge aufwarten wollen, und er hat keinen angenommen als mich. Mit mir aber hat er sich sehr lange unterhalten, sowie er auch nach der Tafel stets diejenigen Cirkel aufsuchte, wo ich mich befand. Ferner höre ich heute eine Anekdote von ihm, die sehr zu meinem Vortheil gereicht. Das ist an sich nichts, aber um seiner Wirkungen willen ist es gut. Ferner zeigt sich Goethe fortdauernd als meinen warmen Freund, nicht weniger Wieland.

Dem lieben Papachen sage, daß ich hier zwei citoyens de France hätte, die mit aller Wärme an mir hängen, und die sich auf ihn freuen, weil ich ihnen gesagt habe, daß auch er ein schwärmerischer Freund der Citoyens sei. Ueberhaupt ist Jena und insbesondere ich in Frankreich bekannt genug, und ich denke, daß ich noch mehr Franken hieher ziehen will.

* * *

Wegen Gorani ist es doch ein eigener Umstand. Ist er denn wirklich so sehr verfolgt, oder ist es nur seine Phantasie, die ihm solche Ungeheuer vormalt, damit sein unsteter Geist Vorwand erhalte, sich in der Welt umzutreiben? Die projectirte Ermordung

und die Banditen zu Zürich und seine abermalige Confidence gegen einen Secretär des österreichischen Ambassadeurs klingen mir etwas romanhaft. Du bist an Ort und Stelle und könntest bei angewandter Vorsicht gewiß hinter die Wahrheit kommen. Ich kann kein Wort von ihm sagen, ehe er kommt; denn wozu mir eine Verbindlichkeit und eine große Verbindlichkeit aufladen, ehe ich weiß, ob ich derselben bedürfen werde. Man hat dann doch immer meiner Bitte nachgegeben, und ich muß dankbar dafür sein, auch wenn er nicht kommt; man hat doch den guten Willen gehabt. Kommt er aber geradezu, so stehe ich ihm, wenn er einmal hier ist, mit meiner Ehre für Sicherheit und entweder für ein dauerndes Asyl — wenn er nur vier Wochen an einem Orte es aushalten kann, woran ich zweifle — oder für die besten Adressen nach Dänemark. Ich kann das versprechen, denn Goethe ist sehr mein Freund, und ich habe Ursache zu glauben, daß selbst der Herzog sich freuen würde, etwas für mich thun zu können. Aber eben darum muß man solche Gefälligkeit nicht ohne Noth abnutzen; dann behält man sie gut.

* * *

Daß man von Jena aus Nachricht von mir nach Zürich gibt, ist gut. Ich habe aber Ursache zu wünschen, daß nicht auch unrichtige darunter sein möchten. So hüte Dich z. B., es zu glauben, wenn etwa in diesen Tagen nach Zürich sollte geschrieben werden: ich sei um meiner Lehre willen in Weimar zur Verantwortung gezogen worden; es sei mir untersagt worden, dies und jenes zu schreiben u. s. w. In ganz Deutschland bin ich jetzt das allgemeine Stichwort, und es werden allenthalben wunderliche Gerüchte von mir herumgeboten. Das aber ist recht schön; es beweist, daß ich doch nicht so gar unmerkwürdig bin. Die Wahrheit meines Verhältnisses zu unserer Regierung aber ist die, daß man unbeschränktes Vertrauen in meine Rechtschaffenheit und Klugheit setzt, mir ausdrücklich aufgetragen hat, ganz meiner Ueberzeugung nach zu lehren, und mich gegen alle Beeinträchtigungen kräftig schützen wird.

Eine kleine Tracasserie, die man mir gemacht hatte, schlägt zu dem Vortheile aus, daß ich die kräftigste Versicherung des Schutzes erhalten und daß ich 30 Louisdor dabei verdiene.

Nämlich ich lasse fünf meiner Vorlesungen drucken, die ich außerdem noch nicht hätte drucken lassen, und nehme für den Bogen 6 Louisdor.

* * *

Jena, den 21. Juli 1794.

Meine Theuerste!

Vom Speculiren ermüdet, wende ich mich zu Dir, um ein wenig mit Dir zu plaudern, und freue mich, daß die Zeit heranrückt, wo ich vom Speculiren ermüdet mündlich mit Dir plaudern werde. Ich sage, vom Speculiren ermüdet; denn auf andere Zeit rechne nur nicht. Mein Tagewerk, das Geschäft meines Lebens, in welchem ich mit Glück arbeite, ist mir das Erste. Daß ich dann, wenn ich brav gearbeitet habe, um nichts schlimmer bin, weißt Du schon aus der Erfahrung. Du hast also vor den Frauen anderer Gelehrten das voraus, welche ihre Männer auch nicht sehen, als wenn sie nicht mehr arbeiten können, dann aber sie verdrießlich und übelaufgeräumt sehen. Ich habe mir da bei Jena schon ein Lieblingsplätzchen gewählt, wo es mir einigemal sehr wohl gefallen hat. Da wollen wir so miteinander hinspazieren oder noch lieber fahren, denn ich liebe das Gehen seit einiger Zeit gar nicht sehr, und die Mondscheinabende dort zubringen. Aber dieses halbe Jahr über geht es nur Sonnabends, denn die andern Tage muß ich früh um 6 Uhr lesen, also um 4 Uhr aufstehen und mithin abends zu rechter Zeit zu Bett gehen. Sieh, darauf freue ich mich schon recht sehr: auf den schönen Herbst, der hier sehr angenehm ist und spät hinausdauert. Auch der Frühling erscheint hier sehr bald, und es gibt vortreffliche Gegenden. Also Deine Schweizer übertreiben in allem, wie sie denn auch die Zahl meiner Zuhörer ins Ungeheuere vergrößert haben. Ich habe deren nur gegen 60. — — Siehe, wie ich auch über Oekonomie speculire, und lächle nur nicht mehr über Männerwirthschaft! Mein Tisch z. B. kostet freilich Geld, aber dafür esse und trinke ich auch gut, und die Köchin sollst Du mir wol lassen, oder ich halte gar einen Koch, was Dir dann noch weit größere Freude machen wird. Soweit ich merken kann, betrügt sie mich mäßig, und das ist in Jena keine geringe Tugend. Wenn Du kommst, so kannst Du es ihr vielleicht ganz und gar abgewöhnen, und

das wäre noch besser. Doch glaube ich es nicht; denn betrogen werden hier alle Menschen; eins betrügt immer das andere, und so kommt zuletzt dann alles so ziemlich ins Gleiche. Der Professor betrügt seine Zuhörer, indem er ihnen Geschwätz für Weisheit, der Schriftsteller den Verleger, indem er ihm beschriebenes Papier für ein vernünftiges Buch, und die Recensenten das Publikum, indem sie ihm ihre Uebereilungen für gründliche Urtheile verkaufen. Ich zwar glaube in demselben Falle mich nicht zu befinden, aber das glaubt auch wol noch mancher andere, der doch wirklich sich darin befindet. Es gibt aber auch noch viele, die es recht gut wissen, was sie für Windbeutelei treiben.

Das, was Kant betrifft, ist nicht wahr, und es ist daher sehr schade um die schönen Lebensregeln für mich, die Du daraus ziehst; sie sind rein verloren. Ihr seht aus der Entfernung durch euere züricher Brillen die deutschen Fürsten wunderseltsam an. Was euere Aristokraten thun würden, wenn sie die Macht dazu hätten, das traut ihr den unserigen zu, weil sie die Macht haben. Der Unterschied ist nur, daß die unserigen nicht völlig so dumm sind wie die eurigen. Es geht euch wie jenem Kuhhirtenjungen, welcher sich König zu sein wünschte, um sein Brot mit Sirup bestreichen zu können, so dick er wollte. Gerade so urtheilen euere Aristokraten, und ihr andern seht durch ihre Brillen. — Kramer hat wirklich Unbesonnenheiten begangen, die aber freilich zu scharf gerügt worden sind. Mir soll niemand etwas thun, dafür stehe ich Dir. Das Geheimniß besteht in wenig Worten: ich gebe keine Blöße und habe Herz und Muth.

* *
*

Die hier folgenden Bruchstücke sind aus Forberg's „Fragmente aus meinen Papieren" (Jena 1796) entlehnt, die als Zeugniß eines geistvollen Beobachters großes Interesse haben. Das vertrautere Verhältniß zwischen beiden Männern entwickelte sich erst späterhin.

Jena, den 12. Mai 1794.

— — Fichte, der täglich hier erwartet wird, traue ich sehr viel zu. Aber ich würde ihm noch mehr zutrauen, wenn er die „Kritik der Offenbarung" zwanzig Jahre später geschrieben hätte.

Ein Jüngling, der es wagt, ein Meisterwerk zu schreiben, muß gemeiniglich hart dafür büßen. Er ist, was er ist, und wird nicht, was er werden könnte. Er hat seine Kraft zu früh verbraucht, und seinen spätern Früchten wird es wenigstens an Reife gebrechen. Ein großer Geist hat kein Verdienst, wenn er nicht zugleich Resignation genug besitzt, es eine Zeit lang nicht zu scheinen, um ein größerer zu werden. Wer der Wahrheit nicht einmal ein Dutzend Jahre Ruhm zum Opfer bringen kann, was mag der ihr wol sonst für eins bringen können? Ich glaube, daß Reinhold's Theorie dem Studium der Kant'schen Philosophie mannichfaltigen Schaden gethan, aber gegen den, den sie dem Verfasser selbst gethan, kommt er nicht in Betracht. Mit ihr ist sein Philosophiren für diese Welt geschlossen, und es ist forthin nichts mehr von ihm zu erwarten als Polemik und Reminiscenzen. Noch ist Fichte nicht hier, aber ich bin sehr begierig zu sehen, ob es für ihn noch etwas zu lernen gibt. Es wäre fast ein Wunder bei dem vielen Weihrauch, der ihm gestreut worden. O, es verlernt sich nichts leichter als das Lernen!

* * *

Den 7. Dec. 1794.

— — Seitdem Reinhold uns verlassen, ist seine Philosophie (bei uns wenigstens) Todes verblichen. Von der „Philosophie ohne Beinamen" ist jede Spur aus den Köpfen der hier Studirenden verschwunden. An Fichte wird geglaubt, wie niemals an Reinhold geglaubt worden ist. Man versteht jenen freilich noch ungleich weniger als diesen, aber man glaubt dafür auch desto hartnäckiger. Ich und Nicht-Ich sind jetzt das Symbol der Philosophen von gestern, wie es ehemals Stoff und Form waren. An der Rechtmäßigkeit, Verträge einseitig aufzuheben, wird ebenso wenig mehr gezweifelt als ehemals an der Mannichfaltigkeit des Stoffs.

Fichte's Philosophie ist, so zu sagen, philosophischer als die Reinhold'sche. Fichte hört man gehen und graben und suchen nach Wahrheit. In rohen Massen bringt er sie aus der Tiefe mit und wirft sie von sich. Er sagt nicht, was er thun will: er thut's. Reinhold's Lehre war mehr Ankündigung einer Philosophie als Philosophie. Er hat seine Verheißungen nie erfüllt.

Nicht selten gab er die Verheißung für die Erfüllung aus. Er wird sie auch nicht erfüllen — denn es ist aus mit ihm! — — Fichte ist wirklich gesonnen, durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken. Der Hang zu unruhiger Thätigkeit, der in der Brust jedes edeln Jünglings wohnt, wird von ihm sorgfältig genährt und gepflegt, damit er zu seiner Zeit Früchte bringe. Er schärft bei jeder Gelegenheit ein, daß Handeln, Handeln die Bestimmung des Menschen sei, wobei nur zu fürchten steht, daß die Majorität der Jünglinge, die dies zu Herzen nehmen, eine Aufforderung zum Handeln für nichts Besseres als für eine Aufforderung zum Zerstören ansehen dürfte. Und überdem ist der Satz falsch. Der Mensch ist nicht bestimmt zu handeln, sondern gerecht zu handeln; kann er nicht handeln, ohne ungerecht zu handeln, so soll er müßig bleiben.

* * *

Den Leser Kant'scher und Fichte'scher Schriften ergreift ein hohes Gefühl der Uebermacht gewaltiger Geister, die mit ihren Gegenständen ringen, um sie zu zermalmen, die alles, was sie uns sagen, uns blos darum zu sagen scheinen, um uns ahnen zu lassen, wie viel mehr sie uns noch sagen könnten.

Alles Wahre, was J... *) geschrieben hat, ist nicht den zehnten Theil des Falschen werth, was Fichte geschrieben haben mag. Jener gibt mir eine kleine Anzahl bekannter Wahrheiten, dieser gibt mir vielleicht *eine* Wahrheit, öffnet aber dafür meinem Auge die Aussicht auf eine Unendlichkeit unbekannter Wahrheiten.

* * *

Es ist gewiß, daß in der Philosophie Fichte's ein ganz anderer Geist ist als in der Philosophie seines Vorgängers. Der Geist der letztern ist ein schwacher und furchtsamer Geist, der zwischen den Verzäunungen und Verpfählungen der Inwiefern, Insofern, der weitern, engern und engsten Bedeutungen scheu einherschleicht, ein armer und erschöpfter Geist, der seine Armuth an Gedanken hinter dem weiten Mantel der Schulsprache, jedoch nur schlecht, verbirgt, und dessen Philosophie Förmlichkeit ist ohne Inhalt, Gerippe ohne Fleisch und Blut, Körper ohne Leben, Ver-

*) Jakob in Halle.

heißung ohne Erfüllung. Aber der Geist der Fichte'schen Philosophie ist ein stolzer und muthiger Geist, dem das Gebiet der menschlichen Erkenntniß an allen Ecken und Enden zu eng ist; der sich auf jedem Schritte, den er thut, neue Bahnen bricht; der mit der Sprache kämpft, um ihr Worte genug für die Fülle seiner Gedanken abzuringen; der uns nicht führt, sondern ergreift und fortreißt, und dessen Finger keinen Gegenstand berührt, ohne ihn zu zermalmen. Was aber vorzüglich der Philosophie Fichte's ein ganz anderes Interesse gibt als der Reinhold'schen, ist dies, daß in allen ihren Untersuchungen ein Regen, ein Streben, ein Treiben ist, die härtesten Probleme der Vernunft durchgreifend aufzulösen. Ihre Vorgängerin schien nicht einmal die Existenz jener Probleme, geschweige ihre Auflösung zu ahnen. Fichte's Philosopheme sind Untersuchungen, in denen wir die Wahrheit vor unsern Augen werden sehen und die eben darum Wissenschaft und Ueberzeugung gründen. Reinhold's Philosopheme sind Darstellungen von Resultaten, deren Erzeugung hinter den Coulissen vorgeht. Glauben kann man sie, aber nicht wissen.

* * *

Der Grundzug von Fichte's Charakter ist die höchste Ehrlichkeit. Ein solcher Charakter weiß gewöhnlich wenig von Delicatesse und Feinheit. In seinen Schriften kommen auch wenige eigentlich schöne Stellen vor: sein Trefflichstes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch spricht er eben nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht und Schwere. Das liebreiche, anschließende, hingebende Wesen Reinhold's fehlt ihm ganz. Seine Grundsätze sind streng und wenig durch Humanität gemildert; gleichwohl verträgt er, was Reinhold nicht vertrug, Widerspruch, und versteht, was Reinhold ebenso wenig verstand, Scherz. Seine Superiorität läßt er nicht so demüthigend empfinden als Reinhold; wird er aber herausgefordert, so ist er schrecklich! Sein Geist ist ein unruhiger Geist; er dürstet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln.

Fichte's öffentlicher Vortrag fließt nicht so stetig und lieblich und sanft dahin wie der Reinhold'sche; er rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht wie Reinhold, aber er erhebt die Seele. Jenem

sah man es an, daß er gute Menschen machen wollte; dieser will große Menschen machen. Reinhold's Blick war Sanftmuth, und seine Gestalt war Majestät; Fichte's Auge ist strafend, und sein Gang ist trotzig. Reinhold's Philosophie war eine ewige Polemik gegen Kantianer und Anti-Kantianer; Fichte will durch die seinige den Geist des Zeitalters leiten: er kennt dessen schwache Seite, darum faßt er ihn von seiten der Politik. Er besitzt mehr Witz, mehr Scharfsinn, mehr Tiefsinn, mehr Geist, kurz überhaupt mehr Geisteskraft als Reinhold. Seine Phantasie ist nicht blühend, aber energisch und mächtig. Seine Bilder sind nicht reizend, aber sie sind kühn und groß. Er dringt in die innersten Tiefen seines Gegenstandes ein und schaltet im Reiche der Begriffe mit einer Unbefangenheit umher, welche verräth, daß er in diesem unsichtbaren Lande nicht nur wohnt, sondern herrscht.

Zweites Kapitel.

Art der akademischen Wirksamkeit Fichte's in Jena und Cyklus seiner Vorträge.

Jena konnte damals wol für die besuchteste deutsche Universität gelten, denn nicht nur aus allen Gegenden Deutschlands, sondern auch aus den Nachbarländern fanden sich Jünglinge dort zusammen. Schweizer, Dänen, Kur- und Livländer, Polen, Ungarn und Siebenbürgen bildeten dort mehr oder minder zahlreiche Landsmannschaften, selbst einige Franzosen waren zugegen, und die Verzeichnisse von Fichte's Vorlesungen, deren einige durch Zufall noch vorhanden sind, zeigen in bunter Reihe die Namen der mannichfachsten Länder und Provinzen. So war dort einem akademischen Lehrer, der sich Neigung und Vertrauen zu erwerben wußte, ein Wirkungskreis eröffnet, wie damals keine andere Universität ihn bot. Zudem begünstigten Fichte's Auftreten noch besondere Umstände, sodaß es hier nur darauf ankam, die hochgespannten Erwartungen zu befriedigen, mehr noch überhaupt sich gewachsen zu zeigen den auf ihn eindringenden entgegengesetzten Bestrebungen, um sie zu beherrschen und zu einem heilsamen Erfolg zu vereinigen. Denn nicht nur, daß man hoffte, Fichte werde die durch Kant und Reinhold in der Philosophie begonnene Revolution vollenden; nicht nur, daß der letztere bei seiner Entfernung von der Universität seine Freunde und Schüler besonders an ihn verwiesen hatte: vor allem seine politischen Ansichten waren es, die ihm den bedeutendsten Einfluß auf die Jugend verschafften. So war es entscheidend, wie Fichte gleich anfangs seinen Beruf faßte, ob er nicht, fortgerissen durch den Reiz einer glänzendern Wirksamkeit nach außen hin, was wol eine Versuchung

für den feurigen, kraftbewußten Jüngling werden konnte, das einfache Wirken eines Lehrers verschmähen werde, um glänzendern, aber unbestimmten Zielen zuzustreben.

Aus den Briefen an seine Gattin haben wir vernommen, wie bei seinem ersten Erscheinen in Jena allerlei Versuche ihm nahe traten, die wohl Versuchungen hätten werden können, ihn zum Parteihaupte für gewisse, ohne Zweifel politische Bestrebungen zu machen. Und in seiner spätern Schrift: „Gerichtliche Verantwortung gegen die Anklage des Atheismus" *), deutet er bestimmt auf jene Thatsachen hin und spricht es aus, daß er in dieser Hinsicht sogar verdächtig geworden. Man habe ihn „beobachtet"; man habe „nicht ermangelt, in den ersten Jahren seines Aufenthalts Briefe von ihm und an ihn zu unterschlagen oder erbrochen ankommen zu lassen". Seit geraumer Zeit geschehe dies nicht mehr, ohne Zweifel, weil man seine Grundsätze darüber kennen gelernt habe. Was aber die sicherste Bürgschaft wider dies alles bleibe, dies sei „seine Liebe zu einem speculativen Leben". „Die Liebe der Wissenschaft und besonders die der Speculation, wenn sie den Menschen einmal ergriffen hat, nimmt ihn so ein, daß er keinen andern Wunsch übrig behält als den, sich in Ruhe mit ihr zu beschäftigen. Von außen bedarf er nur der Stille, und deshalb sind revolutionäre Zeiten gerade gegen seinen Wunsch. Den innern Frieden trägt er in sich selbst .... Wollte ich herrschen, so treibt mich meine Neigung weit mehr, es im Reiche der Begriffe zu thun, diesen zu gebieten, sich aufzuklären und sich in Reihe und Glieder zu stellen, was ich verstehe, als eigenwilligen, schwer zu lenkenden und so selten der Vernunft sich fügenden Menschen zu befehlen, was ich nie gelernt noch geübt habe."

Kaum bedarf es nach solchen Anführungen noch der ausdrücklichen Erwähnung, wie rückhaltlos und aus allen Kräften er dem akademischen Berufe sich hingab. Daß er das „Muster eines akademischen Lehrers" gewesen sei, ist ihm von seinen Zeitgenossen, Collegen wie Schülern, zugestanden worden. Aber er war es in einer Richtung und nach einer Seite hin, wie wir wenig Vorgänger und bisjetzt wenigstens kaum einen Nachfolger kennen.

*) (Jena 1799) S. 91; Werke, V, 291.

Dieser Richtung gerade verdankte er seine großen Erfolge auf die Jugend und den gewaltigen Einfluß auf seine ganze Nation; aber nicht minder wurde sie für ihn die Quelle zahlreicher Kämpfe und Widerwärtigkeiten.

Wie wir schon aus den Selbstbekenntnissen des jungen Mannes wissen, erkannte er sich selbst als eine vorwiegend praktische Natur, nicht „zum Denken um des Kaisers Bart", sondern zum Handeln bestimmt. Und ein ähnliches Wort hat uns im Vorigen Forberg überliefert, seine unablässige Mahnung an die Jugend, daß Handeln ihre Bestimmung sei!

So ergriff er auch seine akademische Aufgabe. Er wollte durch Speculation nicht nur zum freien, schöpferischen Denken erziehen, sondern in erster Ordnung die sittliche Gesinnung bilden, „Jünger der Wissenschaft" dem Vaterlande schenken. Diese dachte er aber nicht als Träger eines blos überlieferten todten Wissens, sondern einer thatbegründenden, zu allernächst daher in die Gesinnung zurückgreifenden, diese begeisternden und alles Gemeine in ihr aufzehrenden Wissenschaft, wie er das Bild eines solchen Studirenden in seinen „Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten"*) (besonders in der vierten und fünften: „Ueber die Rechtschaffenheit im Studiren") mit unübertroffener Hoheit entworfen hatte.

Als das gründlichste Hinderniß jener höhern Auffassung des akademischen Lebens betrachtete er die landsmannschaftlichen Verbindungen auf der Universität, welche damals freilich, mehr als jetzt, in Roheit und in völlig geisttödtende Geselligkeitsgebräuche versunken waren. In Jena, ohne eine amtliche Stellung im Kreise der akademischen Behörden zu besitzen, war er, um sie zu bekämpfen, auf seine persönliche Wirksamkeit beschränkt; er machte den Versuch, durch freien Entschluß der Studirenden die Orden aufzulösen. Dieser Versuch, richtig alle Verhältnisse erwogen, war einer der kühnsten, den ein angehender akademischer Lehrer wagen konnte (schon im zweiten Semester seiner Lehrthätigkeit wurde er gemacht), und nur ein naives, noch ungebeugtes Kraftbewußtsein, gepaart mit gänzlicher Unkenntniß akademischer Verhältnisse nach oben wie nach unten, kann dies Wagniß erklären. Es mislang; wie und

*) Berlin 1806; Werke, VI, 382 fg.

unter welchen Umständen, werden wir erzählen. Dennoch war er seiner persönlichen Gewalt anf die Gemüther der Jugend dadurch sicher geworden.

In Berlin, wo er später Gleiches erstrebte, war seine Stellung eine völlig andere. An der neu sich bildenden Hochschule waren veraltete Studentenmisbräuche nicht erst zu tilgen, man mußte ihnen wehren, zuerst sich einzunisten. Zugleich stand Fichte als Rector an der Spitze der akademischen Behörden. Hier war es die Nichttheilnahme der Collegen, die Hindernisse in diesen Regionen, was ihn lähmte. Als er dessen inne wurde, legte er sein Rectoramt, welches ihm nunmehr werthlos, ja — gehindert, seine höhern Ueberzeugungen durch dasselbe zu verwirklichen — selbst verächtlich geworden war, freiwillig nieder. Das amtliche Schreiben, in welchem er dies that, war zugleich sein Absagebrief für diese Bestrebungen. Von nun an beschränkte er sich auf den einfachen Beruf eines akademischen Lehrers.

Sein eigentlich philosophischer Cursus begann in der Regel mit propädeutischen Vorträgen, die selbst von doppelter Art waren. Der eine, als unmittelbare Einleitung in das System selbst, sollte vorerst die Idee der Philosophie überhaupt entwickeln. Der formale Begriff der absoluten Wissenschaft wurde darin gegeben oder über die Philosophie selbst philosophirt. Hierauf folgte der Vortrag der Wissenschaftslehre, nachdem man über den nothwendigen Gang derselben, über die Bedingungen und Anforderungen an sie schon völlig orientirt war und ein deutlicher Vorbegriff derselben den Zuhörer in alle ihre Theile begleitete, eine Lehrmethode, welche, unabhängig vom Systeme, bei welchem sie zuerst angewandt wurde, sich von selbst als die zweckmäßigste empfiehlt. Der andere Weg philosophischer Vorbereitung war leichter und bewegte sich in freierer Form, indem er überhaupt den Zweck hatte, auch die minder Geübten in die Welt des speculativen Denkens zuerst einzuführen. Wie der Weg hierbei ein sehr mannichfaltiger sein kann, und wie auch Fichte späterhin in demselben zu wechseln pflegte, so wandte er damals besonders die kritisch-polemische Methode dazu an. Gewöhnlich legte er daher diesen Vorträgen ein fremdes Lehrbuch zu Grunde, um an dessen Widerlegung und Berichtigung allmählich die eigene Ansicht zu entwickeln. Es waren dies damals meistens Ernst Platner's

„Philosophische Aphorismen" *), das Werk eines Philosophen, der, entschiedener Gegner Kant's und jeder idealistischen Ansicht, es noch mehr von Fichte sein mußte. Aber darin lag wol eben der Grund jener Wahl. Platner neigt sich in Bezug auf die Speculation selbst der Skepsis zu, um zuletzt von aller Philosophie hinweg zu Erfahrung und natürlichem Gemeinsinn, als den einzigen Quellen aller Wahrheit, zurückzuleiten; und insofern nähert er sich der Denkweise Hume's, dessen er auch in seinem Werke vorzugsweise erwähnt. Aber auch die sonstige Beschaffenheit des Buchs machte es ganz geeignet für jenen kritisch-propädeutischen Zweck. In den Anmerkungen enthält es überall Hinweisungen auf die ältern Lehren, namentlich auch der griechischen und der englischen Philosophie, welche auf einer gediegenen, für die damalige Zeit sogar seltenen Quellenkunde beruhen. Dies alles bot die vielseitigsten Anknüpfungspunkte dar, um eine Menge philosophischer Probleme übersichtlich zusammenzufassen. Ließ sich hier nun das Schwankende und Zerstückte dieses philosophischen Meinungswesens zeigen, so war nicht die Absicht, mit Platner zur „einzig sichern" Erfahrung zurückzuleiten, sondern das Bedürfniß eines festen, unbestreitbar sichern Ausgangspunktes für alle Wahrheit im Schüler zu erzeugen.

Aber auch in seinem Hauptcollegium, dem der Wissenschaftslehre, finden wir ein analoges Verfahren. Er suchte sie auch in seinen Vorträgen immer von neuen Seiten und mit immer neuen, klarern Wendungen darzustellen; und sogleich hier ist es als charakteristisch für ihn hervorzuheben, daß er sein System nirgends in abgeschlossener Form, mit feststehender, überall wiederkehrender Terminologie dargestellt hat, daß es überhaupt nirgends als ein fertiges erscheint. Es ist vielmehr zu begreifen als eine einfache Grundansicht, die, nach außen hin vielgestaltig und des verschiedensten Ausdrucks fähig, immer von einer neuen Seite dargestellt worden ist.

So hat Fichte selbst die Form und Terminologie seiner ersten im Druck erschienenen Wissenschaftslehre („Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre", Jena 1794) gleich nachher für immer verlassen. Die Methode, das ganze System als Analyse dreier

*) Neue Bearbeitung, 2 Thle., Leipzig 1792.

Grundsätze, des einen als schlechthin unbedingten, der beiden andern als nach Gehalt oder nach Form bedingten, zu behandeln, was eigentlich nur ein Ueberbleibsel des damaligen, durch Reinhold eingeführten Formalismus war, wo man einen „höchsten Grundsatz" suchte, um aus ihm die ganze Philosophie abzuwickeln; ebenso die Terminologie von Ich und Nicht-Ich, der nur symbolische und deshalb ungenügende Ausdruck eines Anstoßes des Ich am Nicht-Ich, dies alles ist schon in den gleich darauf geschriebenen Darstellungen (erste und zweite „Einleitung in die Wissenschaftslehre"; „Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre", aus dem Jahre 1797, im „Philosophischen Journal", Bd. 5, 6, 7, zuerst abgedruckt) so völlig verschwunden, daß das Wort Nicht-Ich z. B. in Fichte's spätern Schriften gar nicht mehr vorkommen möchte. Dies Vermeiden jeder abgeschlossenen Terminologie in Schrift und Vortrag war theils allerdings besonnene Absicht, um, wie er ausdrücklich einmal erinnert *), seine Lehre vor dem Schicksal zu bewahren, in die Hände nachsprechender Anhänger zu fallen, theils lag es auch im Geiste der Lehre selbst, wie in Fichte's wissenschaftlicher Individualität, die gerade in philosophischer Methodik, in der Kunst des Entwickelns und Darstellens eigenthümliche Meisterschaft und Neigung besaß. Wir können dies ganze Verhältniß nicht bezeichnender aussprechen, als er es selbst in einem Briefe an Reinhold gethan, woraus wir Folgendes mittheilen:

„Meine Theorie ist auf unendlich mannichfaltige Art vorzu-

---

*) „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre" (zweite Aufl., 1798), Vorrede, S. XVI (Werke, I, 36). Diese Erklärung ist zu wichtig und charakteristisch, um nicht ihrem wesentlichen Inhalte nach hier aufgenommen zu werden. Nachdem er die Hoffnung ausgesprochen, daß sein System nicht das Schicksal haben werde wie das Kant'sche, „einen Haufen sklavischer und brutaler Nachbeter zu bilden", fährt er so fort: „Theils sollte man glauben, daß die Deutschen durch diese zunächst vorhergegangene traurige Begebenheit sich abschrecken lassen und nicht kurz hintereinander das Joch der Nachbeterei aufladen werden; theils scheint sowol der bisjetzt gewählte, einen festen Buchstaben vermeidende Vortrag als der innere Geist dieser Lehre sie gegen gedankenlose Nachsprecher zu schützen; auch ist es von den Freunden derselben nicht zu erwarten, daß sie eine solche Huldigung wohl aufnehmen werden!"

tragen. Jeder wird sie anders denken und anders denken müssen, um sie selbst zu denken. Je mehrere ihre Ansichten derselben vortragen werden, desto mehr wird ihre Verbreitung gewinnen. Ihre eigene Ansicht, sage ich, denn das Gerede, das hier und da über Ich und Nicht-Ich und Ichenwelt und, Gott weiß, wovon noch sich erhebt, hat mich herzlich schlecht erbaut. . . . . Ueber meine bisherige Darstellung (die im Jahre 1794 gedruckte) urtheilen Sie viel zu gütig, oder der Inhalt hat Sie die Mängel der Darstellung übersehen lassen. Ich halte sie für äußerst unvollkommen. Es sprühen Geistesfunken, das weiß ich wohl, aber es ist nicht *eine* Flamme.

„Ich habe sie diesen Winter für mein Auditorium, das zahlreich ist, und in welchem ich von Zeit zu Zeit gute Köpfe bemerkt habe, von denen ich viel hoffe, ganz umgearbeitet, so als wenn ich sie nie bearbeitet hätte und von der alten nichts wüßte. Ich lasse die Bearbeitung in unserm philosophischen Journal abdrucken, versteht sich, wieder von neuem aus den Heften gearbeitet; und wie oft werde ich sie nicht noch bearbeiten! *Für Ermangelung der Pünktlichkeit hat die Natur durch Mannichfaltigkeit der Ansicht und ziemliche Leichtigkeit des Geistes mich schadlos halten wollen.*"

Sonst gehörten noch die Rechtslehre und die Moral in den geschlossenen Cyklus seiner Vorträge, welche in der Art, wie er sie behandelte, zugleich als wesentliche Theile seines Systems anzusehen sind. Sie waren daher auch die beiden ersten Disciplinen, welche er nach den neuen Principien bearbeitete*), und deshalb sind auch beide Werke, besonders seine Rechtslehre, worin erst der Standpunkt des individuellen Ich aus dem unendlichen oder absoluten abgeleitet wird, unentbehrlich zur Kenntniß seines Systems in der ersten Gestalt.

Nach dem ursprünglichen Entwurfe seiner Lehre, welche die Aufgabe sich gestellt hatte, die geschiedenen Theile der Kant'schen Philosophie unter ein höchstes Einheitsprincip zusammenzufassen

---

*) „Grundlage des Naturrechts nach den Principien der Wissenschaftslehre" (erster theoretischer Theil, 1796; zweiter angewandter Theil, 1797), und „System der Sittenlehre nach den Principien der Wissenschaftslehre" (Jena 1798).

und von diesem aus erschöpfend abzuhandeln, hätte auf jene beiden Theile eine Aesthetik und Religionsphilosophie in analoger Ausführung folgen sollen, entsprechend Kant's „Kritik der Urtheilskraft" und „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", von welcher letztern Kant ausdrücklich erklärte, daß sie zum Ganzen seines Systems gehöre und die dritte Frage der philosophischen Forschung: Was darf ich hoffen? zu beantworten bestimmt sei. *)

Wie bekannt, ist dieser Plan unausgeführt geblieben, und wie oftmals Fichte nachher auch den Standpunkt der Religion zu charakterisiren unternahm (für die erste Epoche seiner Philosophie kann sein bekannter Aufsatz: „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung" [1798], sammt den daran sich reichenden Abhandlungen zum Belege dienen), in Betreff der Aesthetik hat er niemals innere Aufforderung gefunden, ihr eine ausgeführte Behandlung zuzuwenden. Er begnügte sich, falls er das ästhetische Gebiet berührte, mit der gelegentlichen Bemerkung, welche allerdings tiefgeschöpft und durchaus bezeichnend eben darum weitere Ausführung verdient hätte: „daß die Kunst den transscendentalen Standpunkt zum natürlichen mache."

Kaum zu bezweifeln ist, daß die Ursache dieser Unterlassung, dieses mangelnden innern Antriebs keine zufällige, vielmehr in Fichte's Geist tiefbegründet gewesen sei. Wo aber lag dieser Grund? Eine flüchtigere Beurtheilung könnte geneigt sein, ihn im allgemeinen Principe seiner Philosophie, in ihrem Subjectivismus und der Lehre von der Nichtrealität der Natur zu finden, indem die Verwandtschaft zwischen Natur und künstlerischem Bilden unverkennbar und längst wirklich erkannt ist. Dennoch würde man sehr sich irren mit dieser Deutung, ja sie würde einen neuen Beleg geben von der geringen Bekanntschaft mit dem eigentlichen Sinne der Wissenschaftslehre.

Die „Natur", d. h. die gesammte Objectivität, entsteht nach dieser Lehre zugleich und in *einem* Schlage mit der *subjectiven* Seite, dem „empirischen Bewußtsein", durch eine Art „productiver Einbildungskraft". Dies Produciren ist ein „*nothwendiges*", aber schlechthin „*vernünftiges*" Handeln des absoluten Ich,

*) Kant's Werke nach Rosenkranz, XI, 159 fg.

infolge dessen (Fichte nennt es daher geradezu „objective Thätigkeit") nach innerlich gesetzlicher Stufenfolge im Ich und für das Ich subject-objectiv Raum und Zeit, objectiv eine unendliche Reihe endlicher Sinnendinge (Bilder), auf der subjectiven Seite eine eben solche Unendlichkeit individueller Iche (Bewußtseinspunkte), beide in Wechselwirkung untereinander, kurz die ganze Welt empirischen Bewußtseins entsteht.

Diesen einfachen Gedanken, das Grundaperçu von Fichte's Lehre, daß das Ich schon eine Reihe vorbewußter Handlungen durchlaufen haben müsse, ehe es zum Bewußtsein hindurchbricht (worin übrigens noch ganz andere Wahrheitskeime liegen, als man bisher darin entdeckt hat), diesen einfachen Gedanken hat nun der geniale Geist Schelling's tiefer befruchtet und so zu sagen ins Ungeheuere ausgewickelt, einerseits zu einer Philosophie der Natur und Erklärung der Stufenfolge des Universums aus jenen bewußtlosen Productionsacten der absoluten Vernunft, andererseits zu einer Philosophie der Kunst, indem die künstlerische Production nur auf einer höhern Stufe, im Bewußtsein des Künstlers, dasselbe wiederhole, was wir die allgemeine Vernunft der Natur unbewußt vollbringen sehen.

Offenbar ist dies alles nur die Ausbildung ursprünglich Fichte'scher Gedanken, und so ist bewiesen, daß gerade aus seinem Principe und durch ihn selbst die Erklärung des ästhetischen Schaffens und der Kunst mit überraschender Klarheit und Tiefe hätte gelingen können.

Wir dürfen daher diese Unterlassung nur in andern Gründen suchen, und da gewahren wir deutliche Fingerzeige dafür in seiner Individualität und seinen dadurch bedingten wissenschaftlichen Neigungen. Noch im Jahre 1810 schreibt er an den Philosophen J. E. von Berger, welcher ihm eine naturphilosophische Schrift zur Beurtheilung vorgelegt: „er müsse ein Urtheil darüber ablehnen, da seine Speculation lieber bei den höchsten und allgemeinsten Principien verweile, oder im besondern für Religion und Moral eine entschiedene Vorliebe habe, die Anwendung der Principien auf die Natur aber gern andern überlasse, nicht etwa aus Nichtachtung dieses Fachs, sondern weil er glaube, daß dies bei weitem nicht das sei, was der Menschheit am meisten noth thue, auch weil nicht alle alles thun können, noch sollen."

Dies war der nächste durchaus vollgenügende Grund, welcher ihn auch von ästhetischen Forschungen abziehen konnte, ihm drängten andere Untersuchungen sich vor und erschienen ihm wichtiger. Zugleich war er selbst aber auch weit mehr eine praktisch vordringende als eine künstlerisch bildende Natur, und so geschah es, daß jenes große Phänomen weit weniger seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte, als die beiden andern geistigen Phänomene des religiösen und des moralischen Bewußtseins, denen er die angestrengteste Untersuchuug zuwandte. Bei schwachem ästhetischen Vermögen fehlte ihm auch die wahlverwandte Neigung, der philosophischen Betrachtung der Kunst sich hinzugeben.

Dem entspricht auch sein schriftstellerischer wie sein persönlicher Charakter. Sein Stil ist durch straffe Kühnheit imponirend, durch sittliche Erhabenheit hinreißend; die eigentlich künstlerische Grazie entbehrt er aus Mangel ursprünglicher ästhetischer Anlagen. Sein Urtheil über andere war nach streng sittlichem Maßstabe bemessen, kaum gemildert durch die Neigung, sich in fremde Individualität zu versetzen und aus dieser Erklärungsgründe zuzulassen; denn jene aufs eigentlichste mit dem Aesthetischen verwandte Neigung war in ihm nicht ausgebildet. Wie wir aber die vorzüglichsten Geister trotz solcher tiefbegründeter Einseitigkeiten dennoch ganz und vollendet dastehen sehen; wie ein Stein, mit welchem Fichte oftmals verglichen worden, um seiner unablässig treibenden praktischen Begeisterung willen, der Kunst und dem Reiche des Schönen einen selbständigen Werth zuzugestehen sich durchaus nicht im Stande fühlte; wie selbst W. von Humboldt, gleich Lessing, für die Eindrücke der Musik, dieser populärsten und fesselndsten Gestalt des Schönen, völlig unzugänglich war: so bleibt auch dieser charakteristische Mangel an Fichte nur die Kehrseite seiner größten Vorzüge.

Charakterisiren wir hier zugleich die Weise seines Lehrvortrags, in welcher er sich während seiner ganzen akademischen Laufbahn treu geblieben ist. Sein Zweck war dabei ein doppelter; zuerst stets fortgesetzte Selbstbildung, um sich in immer höherer Vollendung durchaus und allseitig zum Herrn seines Erkenntnißstoffs zu machen; sodann auch der, zum Vortrage selbst die ganze Frische der neuen Meditation mitzubringen. Deswegen hatte er gar nicht, was man gewöhnlich Collegienhefte nennt, sondern er

arbeitete den vorzutragenden Gegenstand immer so von neuem durch, als wenn noch gar nichts darüber ausgemacht wäre; das also Entworfene lag während des durchaus freien Vortrags auf ein einzelnes Blatt geschrieben vor ihm auf dem Katheder. Aber es galt nur für diesmal, und vielleicht nie hat er es über sich gewonnen, nach demselben Entwurfe zweimal vorzutragen. Diese Frische und Lebendigkeit des Lehrens konnte darum auch ihres Erfolgs sicher sein. Denn mochte der Schüler auch den wahren Zusammenhang der Theorie nicht sogleich fassen, so war ihm doch an der Schärfe der Begriffsbestimmungen, an dem unablässigen Eindringen in die Tiefe jedes Gegenstandes, an dem Befreienden und Entsinnlichenden der neu erweckten Ideen die eigentlich bildende Seite des Denkens gegeben; es war die höchste Pädagogik des Geistes, wo es zuletzt nicht darauf ankommt, ihn zum Anhänger eines bestimmten Systems zu erziehen, sondern ihn im Aether des Denkens zu kräftigen und mündig zu machen zu einer gründlichen eigenen Lebensansicht. „Wer im Denken zusammengenommen, geschult und rastlos durchgearbeitet werden will, der gehe zu ihm"; so spricht ein Philosoph, der selbst früher sein Zuhörer gewesen. *) „Ich bewundere seinen streng philosophischen Vortrag; kein anderer reißt so mit Gewalt den Zuhörer an sich, keiner bringt ihn so ohne alle Schonung in die schärfste Schule des Nachdenkens." Aehnlich lautet das Zeugniß von H. Steffens, der bei Fichte in Jena hospitirte: „Fichte's Vortrag war vortrefflich, bestimmt, klar, und ich wurde ganz von dem Gegenstande hingerissen und mußte gestehen, daß ich nie eine ähnliche Vorlesung gehört hatte." **)

Zugleich waren mit seinen Vorträgen immer Conversatorien und philosophische Disputirübungen verbunden, welche nicht nur ein näheres persönliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler herbeiführten, sondern noch wesentlicher dazu dienten, über den Grad der eigenen Verständlichkeit wie der fremden Fassungskraft eine bestimmtere Einsicht zu erzeugen, als der akademische Lehrer in der Regel bei einseitigem Lehren zu erhalten vermag. Natürlich gehört nicht geringe Geistesgewandtheit und Besonnenheit

---

*) S. Solger's literarischen Nachlaß, I, 131, 134.

**) Steffens: „Was ich erlebte" (1841), IV, 80.

dazu, um theils zum Fassungsvermögen jedes Einzelnen hinabzusteigen, theils aber auch beherrschend und allgegenwärtig jeder Wendung des philosophischen Gesprächs gewachsen zu bleiben; und darin möchte der Grund liegen, warum jene Uebung, die wir sogar für einen wesentlichen Bestandtheil jedes philosophischen Unterrichts halten, so selten in Anwendung gebracht wird. Nur so ist es möglich, daß Lehrer wie Schüler nicht bequem bei der Formel stehen bleiben, sondern zum Kern der Sache in ihrem vielgestaltigen Ausdruck hindurchdringen müssen.

Noch blieb ihm die eigene Darstellungsgabe seiner Zuhörer zu bilden und zu üben, und auch dafür hatte er gesorgt. Sie wurden angeleitet, unter seiner Aufsicht philosophische Vorträge zu halten, sowie über aufgegebene oder selbstgewählte Gegenstände Abhandlungen zu schreiben. Diese gaben sie unter einem Motto mit versiegeltem Namen ein; darauf wurden diese von Fichte im Kreise seiner Zuhörer beurtheilt und der vorzüglichsten durch öffentliche Nennung ihres Verfassers der Preis zuerkannt. Damit verband Fichte, seitdem er neben Niethammer Mitherausgeber des „Philosophischen Journal" geworden war, noch folgende Einrichtung. Um nämlich ihre Verfasser zu den höchsten Leistungen anzufeuern und neben Auszeichnung ihnen auch einen äußerlichen Vortheil zuzuwenden, wurden von den also gebilligten Abhandlungen die, welche vorzüglichen wissenschaftlichen Werth hatten, im „Philosophischen Journal" abgedruckt. Erwägt man nun, wie vortheilhaft und ermuthigend es für den werdenden Schriftsteller ist, nicht nur Leitung zu finden auf der begonnenen Bahn, sondern auch unter dem Schutze eines berühmten Namens sie zuerst zu betreten, so wüßten wir nicht, wann sich jemals vortheilhaftere Verhältnisse zur Entwickelung eines philosophischen Talents dargeboten hätten. Und dennoch war dies nur das Werk eines Einzelnen und seiner persönlichen Kraft, während der Staat nicht das Geringste darauf verwendete und durch keine Art von Unterstützung sich einem Unternehmen förderlich zeigte, das doch zum Rufe der Universität wesentlich beitrug. Daher erlosch denn auch nach der Entfernung von Fichte und Schelling, einem ebenso wirksamen Lehrer, unter den Studirenden der Eifer für Philosophie auf geraume Zeit.

Drittes Kapitel.

Fichte's Schüler und die literarisch ihm verbundenen Männer. Sein Verhältniß zu Schiller und zu Goethe.

Ueberblickt man nun die Namen der Männer, die theils aus Fichte's unmittelbarem Unterrichte hervorgingen, theils, durch seine Schriften angeregt, an ihn und seine Philosophie sich anschlossen, so wird man gestehen, daß wol selten ein Mann gleich in den ersten Jahren seines Auftretens energischer und durchgreifender gewirkt hat als Fichte; denn selbst der heftige Widerspruch, welchen er anfangs erfuhr und dem er kräftig begegnete, diente nur, diesen Eindruck zu verstärken. Ja er wurde in gewissem Sinne der geistige Mittelpunkt für viele aufstrebende Geister, die, wiewol ihm unähnlich an Talent und an Geistesrichtung, dennoch in ihm ein Vorbild, eine Autorität kräftigen Wagens und kühner Opposition gegen das Hergebrachte und bisher Anerkannte fanden. Wir wollen statt aller andern nur an Forberg erinnern, der in der neuen Lehre nur eine Handhabe und äußere Autorität gewinnen wollte, um unter dem Schutze derselben dem Bestehenden den Krieg zu erklären. Denn wie wenig er Schüler oder auch nur Anhänger von Fichte genannt werden konnte, wie wenig überhaupt beide Männer in ihrer Denkweise übereinstimmten, wird sich später ergeben, wenn wir des Handels gedenken, den beide Männer in Gemeinschaft miteinander durchzukämpfen hatten.

Eben dahin ist auch das Wort eines berühmten Mannes zu deuten, wenn er die Wissenschaftslehre, neben der Französischen Revolution und Goethe's „Wilhelm Meister", für eine der drei größten Tendenzen des 19. Jahrhunderts erklärte, oder wenn er behauptete,

in Fichte sei der durchgeführte Protestantismus erschienen.*) Dies aber bestätigt nur die auch sonst sich aufdrängende Betrachtung, wie selbst in den geistigen Parteiungen das Unähnlichste äußerlich sich zusammengesellt, um eine Weile andern gegenüber für einig zu gelten, während die weitere Entwickelung oder das innere Verhältniß den geheimen Widerspruch nicht bergen kann.

Bezeichnen wir übrigens die Männer näher, die unmittelbar seine Schüler waren, wie Herbart, Hölderlin, J. J. Wagner, Johann Erich von Berger, Joseph Rückert, Lehmus, Hülsen, Süvern, Muhrbeck, Erichson, Böhlendorf, Smidt, Gries, Thaden, der Kieler Johann Rist **), um nur diejenigen zu nennen, die unter den Bekanntern uns jetzt gegenwärtig sind, sowie die Männer, die in geistigem Verkehre, in näherer oder entfernterer Wechselwirkung mit ihm standen, wie Goethe, Jacobi, Schiller, Reinhold, Schelling, W. von Humboldt, Baggesen, Schaumann, Paulus, Schmidt (Professor der Theologie in Gießen), Mehmel, Abicht, Schad, die Gebrüder Schlegel, Novalis, Tieck, Woltmann: so zeigt sich, daß fast alles, was damals durch Geist sich auszeichnete oder nachher bedeutend in den Gang deutscher Cultur eingriff, mit ihm in Verbindung stand oder geistigen Einfluß von ihm empfing.

Aber eine andere Bemerkung können wir nicht übergehen, die nämlich, daß er wol Schüler bildete und auch also zur Umgestaltung in Wissenschaft und Denkweise kräftig mitwirkte, daß er aber keine Anhänger hinterließ im gewöhnlichen Sinne. Dies müssen wir für einen Vorzug seiner Wirksamkeit erachten, ja für einen Vortheil in Bezug auf die Wissenschaft selbst. Ueberhaupt kann dieser an Schülern und Anhängern nichts gelegen sein, welche nur Wiederholungen, oftmals sogar blos die verzerrten Caricaturen ihres Meisters sind; denn noch nie ist dieselbe auch nur um eines Schrittes Breite von solchen gefördert worden, die mit fremdem Auge zu sehen, mit fremder Zunge zu reden sich gewöhnt haben. Unter den Geistern soll Freiheit walten, aber

*) So Friedrich von Schlegel im „Athenäum" und in der 1804 erschienenen Dedication an Fichte von „Lessing's Gedanken und Meinungen".

**) Man vgl. über die beiden letztern H. Steffens, a. a. O., III, 318.

nicht Gleichheit im Sinne der Einerleiheit oder der äußerlichen Uebereinstimmung. Und so hat ein Lehrer der Philosophie unsers Erachtens gerade das Rechte erreicht, wenn er den Blick des Schülers befreiend gebildet, falls es nachher auch gegen ihn selbst sein sollte, damit er nach seiner Kraft und Eigenthümlichkeit die eine Wahrheit ergreife, wodurch nicht Uneinigkeit der Geister, sondern gerade ihre freieste Eintracht begründet wird. Aber nach einer andern Seite hin hat Fichte gleich stark und immer zu gleichem Erfolge gewirkt. Er hat wenige Philosophen, wol aber viele tüchtig gesinnte Menschen gebildet. *)

Sein Verhältniß zu den vorhin genannten Männern im einzelnen ist theils allgemein bekannt, theils wird es der nachfolgende literarische Briefwechsel treuer darlegen, als jede vorläufige Darstellung es könnte. Nur von seinem Verhältnisse zu den beiden Dichtern zu reden, möchte hier nöthig erscheinen, indem die etwa mitzutheilenden Briefe darüber kein genügendes Urtheil begründen können. Schiller's persönliche Bekanntschaft hatte er schon auf seiner Reise durch Schwaben gemacht, und wir haben von ihm selbst gehört, mit welcher achtenden Freundschaft ihn dieser empfangen; in Jena selbst schien eine literarische Unternehmung beide Männer noch genauer verbinden zu wollen. Schiller hatte nämlich damals den Plan zu seinen „Horen" gefaßt, für die er alle Schriftsteller zu vereinigen suchte, die in irgendeinem Theile der Wissenschaft und Kunst eine selbständige Richtung genommen. Es war ein noch nie also dagewesener Verein von Männern, die, ohne äußerlich eine Partei bilden zu wollen, sich überhaupt nur für Tiefe und Gründlichkeit in allen Dingen verbunden hatten und ihre besten Kräfte dem Unternehmen zuzuwenden gedachten.

Auch Fichte sagte ihm seine Mitwirkung dabei zu, und gleich das erste Heft enthielt, neben Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" und Schiller's „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen", einen Aufsatz von ihm: „Ueber Erhöhung und Belebung des reinen Interesse für Wahrheit", ein Wort, das damals um so zeitgemäßer war, als es sich gegen diejenigen

*) Man vergleiche damit die treffende Bemerkung von Steffens, a. a. O., III, 327.

richtete, welche die Willkür ihres Gefühls an die Stelle der Wissenschaft zu setzen und gewisse Lieblingsvorstellungen zur Wahrheit selbst machen zu wollen schienen. Auch die später im „Philosophischen Journal“ *) bekannt gemachten „Briefe über Geist und Buchstaben in der Philosophie“ waren ursprünglich für die „Horen“ bestimmt; doch hätten diese fast eine Störung des guten Vernehmens zwischen beiden Männern veranlaßt. Bei der Mittheilung des ersten Bruchstücks glaubte nämlich Schiller im Eingange nur eine Nachahmung, wenn nicht, noch schlimmer, eine Parodie seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ zu sehen, und leicht erregbar, wie er war, forderte er sogleich fast gebieterisch Aenderung der also gedeuteten Stellen und eine völlige Umarbeitung des Eingangs; ja in der ersten Hitze sparte er sogar den Vorwurf der Planlosigkeit und Inconsequenz nicht, wiewol aus dem Eingange der Plan des Ganzen unmöglich zu entnehmen war. Fichte unterließ nicht, durch Darlegung dieses Plans sich kräftig zu vertheidigen, indem er zugleich wegen des Vorwurfs der Parodie sich auf Goethe's und Humboldt's Ausspruch berief. Dieser Handel ist es, dessen in „Goethe's und Schiller's Briefwechsel“ an mehreren Stellen gedacht wird. Seitdem ist es dem Biographen gelungen, die zwischen Fichte und Schiller gewechselten Briefe aufzufinden und vollständig bekannt zu machen.**) Die darin gepflogenen Verhandlungen sind an sich selbst von Wichtigkeit und geben zugleich ein so charakteristisches Bild des innern Verhältnisses der beiden hohen Männer zueinander, daß wir länger dabei verweilen müssen.

Schiller schreibt am 6. Juli 1795 an Goethe ***):

„Von Fichte habe ich einen Brief erhalten, worin er mir zwar das Unrecht, das ich ihm gethan, sehr lebhaft demonstrirt, dabei aber sehr bemüht ist, nicht mit mir zu brechen. Bei aller nicht unterdrückten Empfindlichkeit hat er sich sehr zu mäßigen gewußt und ist bemüht, den Raisonnablen zu spielen. Daß er

*) XI, 199 fg., 291 fg.; Werke, VIII, 270 fg.

**) „Schiller's und Fichte's Briefwechsel, aus dem Nachlasse des erstern mit einem einleitenden Vorworte herausgegeben von J. H. Fichte“ (Berlin 1847), wieder abgedruckt im zweiten Theile dieses Werks.

***) „Goethe's und Schiller's Briefwechsel“ (erste Auflage, Stuttgart 1828), I, 174, 175.

mir Schuld gibt, seine Schrift ganz misverstanden zu haben, ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Daß ich ihm aber Verworrenheit der Begriffe über seinen Gegenstand Schuld gebe, das hat er mir kaum verzeihen können. Er will mir seinen Aufsatz, wenn er ganz fertig ist, zum Lesen schicken und erwartet, daß ich alsdann mein übereiltes Urtheil widerrufen werde. So stehen die Sachen, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er sich in dieser kritischen Situation noch ganz gut benommen hat. Sie sollen seine Epistel lesen, wenn Sie zurückkommen."

Und weiter unten:

„Woltmann, der mich vor einigen Tagen besuchte, versicherte mir, daß nicht Fichte, sondern ein gewisser F., ein junger Maler, der auch Gedichte macht und mit B. eine Zeit lang reiste *), Verfasser des Aufsatzes im «Mercur» über den Stil in den bildenden Künsten sei. Ich hoffe also, Sie werden dem großen Ich in Osmannstädt im Herzen Abbitte thun und wenigstens diese Sünde von seinem Haupte nehmen."

Goethe erwiderte darauf:

„Mir war sehr lieb zu vernehmen, daß das osmannstädter Ich sich zusammengenommen hat und daß auf Ihre Erklärung kein Bruch erfolgt ist. Vielleicht lernt er nach und nach Widerspruch ertragen."

Dieser Conflict ist es nun, welchen die ersten vier Briefe, auf der Grundlage bedeutender wissenschaftlicher Fragen und mit einer ebenso interessanten Ausprägung der Persönlichkeiten daran, uns vorführen. Für den weitern Kreis der Leser wird es daher nöthig werden, über das Allgemeine wie das Besondere jener Erörterungen einiges zu sagen, zumal da die sonst fleißige und verdienstliche Charakteristik Schiller's von Hoffmeister das Verhältniß seines Helden zu Fichte theils schief, theils nach mangelhaften oder falsch gedeuteten Daten aufgefaßt hat. **) Er stellt dies

*) Ohne Zweifel ist Karl Ludwig Fernow zu verstehen, der mit Baggesen (wie aus des letztern Briefwechsel mit Reinhold bekannt ist) einen Theil der Schweiz und Italiens durchreiste und im Jahre 1704 sich in Rom befand. Daher die erwidernde Bemerkung Goethe's („Briefwechsel", a. a. O., S. 180).

**) Hoffmeister, „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke" (1839), III, 23, 24, 34, 50—55.

Verhältniß sich also vor, wie wenn es beständig zwischen wechselndem Lauwerdeu und Sichwiederannähern geschwankt habe und von äußerlichen Ereignissen abhängig gewesen sei. Zu dieser Annahme findet sich in den vorliegenden Daten keine Veranlassung, sofern man nämlich nicht, wie es Hoffmeister begegnet ist, Thatsachen auf Fichte bezieht, die ihn gar nicht betrafen; und innerlich hat sie noch weniger Wahrscheinlichkeit. Schiller und Fichte waren, wie der erstere in den vorliegenden Briefen es ausspricht, zwei durchaus verschiedene Naturen; und damals gerade, als Fichte hervortrat, wandte Schiller ermüdet und unbefriedigt von aller Speculation sich ab und kehrte zur Poesie zurück. „Nur keine Metaphysik mehr", schrieb er um diese Zeit an Goethe; „der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn." — „Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so strenge, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist." — Und endlich: „Ich habe mich lange nicht so prosaisch gefühlt als in diesen Tagen, und es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe." *)

Wie hätte Schiller demnach aus innerer Neigung sich dem Manne zuwenden sollen, dessen Virtuosität gerade die Macht der „Antithesis", die Schärfe des unterscheidenden Denkens war, während jenem ohnehin die selbstbewußte Kraft und freie Ausbildung Goethe's abging, eine ihm fremdartige Individualität, wenn sie nur tüchtig war in sich selbst, an sich heranzuziehen und in freien Wechselverkehr mit ihr zu treten. Dasselbe daher, was Schiller gegen die Geistverwandtesten seiner Umgebung, gegen Herder, J. Richter, Tieck, die beiden Schlegel, im Verhältnisse stolzer Entfremdung hielt, und was dennoch mit dem Edelsten, Aufrichtigsten und Kräftigsten seines Wesens zusammenhing, sodaß er mitten in der geistreichsten Umgebung seine Existenz nur als die „absolute Einsamkeit" bezeichnen konnte **): dies ließ ihn auch Fichte nicht näher kommen. Er konnte das Verhältniß wechselseitigen Wohlwollens mit ihm pflegen, er mußte sein specu-

---

*) „Briefwechsel", I, 98, 99, 274.

**) a. a. O., V, 168; vgl. mit S. 179.

latives Talent, seinen Charakter hochhalten, aber er theilte nicht seine Geistesrichtung und seine Gesinnungen, er blieb innerlich ihm fremd, was wir uns völlig erklären können, ohne dabei, wie Hoffmeister vermuthet, in äußern Verhältnissen den Grund zu suchen. *) Anders war das Gefühl Fichte's für ihn, der sich in diesem Falle als der Freiere oder Empfänglichere zeigte: er blieb stets mit bewundernder Neigung und besonderm Vertrauen ihm zugethan, knüpfte bei bedeutenden Gelegenheiten die wichtigsten Aussprüche an den Inhalt seiner Gedichte (Fichte's sämmtliche Werke, V, 189, 550) und die begleitenden Worte, mit denen er Schiller seine „Appellation“ übersendet (Brief 5), zeigen den Werth, welchen er auf sein Urtheil legte, überhaupt die fortdauernde innere Beschäftigung mit seinem Geiste.

Als Fichte Goethe's und Schiller's Bekanntschaft machte und in Wechselwirkung mit ihnen trat, war ihm gerade der erste

*) So vermuthet Hoffmeister, daß außer Fichte's moralischem Rigorismus auch sein „Ueberwerfen mit dem akademischen Senate in Jena, sodaß er gar nicht mehr unter seiner Gerichtsbarkeit habe stehen wollen“ (Hoffmeister, III, 51), Schiller gegen ihn erkältet habe, und er beruft sich dabei auf „Goethe's und Schiller's Briefwechsel“ (I, 117, 120). Hierauf ist kürzlich zu erinnern, daß unter den dort erwähnten unpraktischen „Transscendentalphilosophen“ gar nicht Fichte, sondern Weißhuhn zu verstehen sei. Es ist die Angelegenheit, deren Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften“ (Werke, XXXI, 54) so anmuthig als bedeutend folgendergestalt erwähnt: „Dieser Wackere (Weißhuhn), mit den äußern Dingen noch weniger als Fichte sich ins Gleichgewicht zu setzen fähig, erlebte bald mit Prorector und Gerichten die unangenehmsten persönlichen Händel; es ging auf Injurienprocesse hinaus, welche zu beschwichtigen man von obenher die eigentliche Lebensweisheit hineinbringen mußte.“ Ebenso hält Hoffmeister es für unzweifelhaft (S. 50), daß Schiller's Gedicht „Die Weltweisen“, wenigstens im Anfange, Fichte's System persiflire (vielleicht, weil in der ersten Strophe ein großgedrucktes Ich vorkommt?!), während doch jeder der Sache Kundiger erkennt, daß die „Weltweisheit“ der Popularphilosophen darin verspottet werden soll. Keiner der im Gedicht erwähnten Züge paßt auf Fichte's System oder allgemeinere Denkweise, und was Fichte wissenschaftlich bekämpfte, ist hier dem poetischen Spotte preisgegeben. Fichte hat sich nicht minder gegen die praktisch-didaktischen Tendenzen der Philosophie, gegen das „Zusammenhaltenwollen der Welt durch Metaphysik“ so entschieden erklärt, daß er überall bezeugt, die Philosophie könne dem Menschen nichts andemonstriren, sondern ihn nur verständigen über seinen innern Besitz.

Grundgedanke seiner Lehre aufgegangen und rang nach Gestaltung und nach dem Verständniß der Welt aus seinem Mittelpunkte. Da geschieht es immer, wenn ein tiefes, aber noch nicht in seiner festen Umgrenzung erkanntes Princip zuerst hervortritt, daß es sich ausdehnt nach allen Seiten, in jeder bedeutenden Geistesgestalt sein Verwandtes findet und überhaupt seine Sympathien viel weiter erstreckt, als der nachherige Erfolg es ihm bestätigt. So war auch Fichte überzeugt von der innersten Uebereinstimmung seines Idealismus mit dem, was ihm in den beiden Dichtergenien so bedeutend entgegentrat.

Verständigen wir uns einen Augenblick über sein Recht dazu. Was nämlich, entkleidet von der formellen Ausführung und von temporären Beziehungen, das bleibende Resultat jenes Idealismus ist — es besteht in dem wahren und tiefen Gedanken: daß nichts von außen in das Ich, in den Geist hineingegossen werden könne, daß niemals und in keiner Form seines Bewußtseins er eigentlich leidend sich verhalte, daß alles, was das Seinige werden soll, zufolge einer ursprünglichen Anticipation in ihm sein müsse. Und ist dieser Satz nicht stehen geblieben? Hat nicht die ganze Wissenschaft vom Geiste, bis auf eine rationell-physiologische Theorie der Sinne herab, nur auf dieser Grundlage sich weiter ausgebildet?

So konnte er gerade Leibniz als denjenigen Philosophen bezeichnen, der wohlverstanden — „und warum sollte er sich nicht wohlverstanden haben" — recht behalte, der der einzig Ueberzeugte gewesen sei in der ganzen Geschichte der Philosophie. *) Ebenso behauptete er auch mit Jacobi aufs innigste übereinzustimmen, weil auch er die Wahrheit im innersten Heiligthum unsers eigenen Wesens suche; und überhaupt bestand ein analoges Verhältniß zu diesem wie zu Schiller: Fichte fühlte verwandtschaftliche Neigung zu Jacobi's Geiste, die von diesem nicht erwidert wurde. **)

Erwägt man nun das im Vorstehenden Angedeutete in seinem tiefern Sinne und weitern Zusammenhange, so erhellt voll-

---

*) Sämmtliche Werke, I, 514, 515.

**) Man vergleiche mit dieser Erklärung die Aeußerungen Schiller's („Goethe's und Schiller's Briefwechsel", I, 59).

kommen, welche Bedeutung die beiden großen Dichtergestalten für Fichte haben mußten: sie brachten ihm, durch ihren Genius dem innersten Wesen der Dinge vertraut, auf unmittelbare, praktisch-thatsächliche Weise die Bestätigung seiner Grundansicht entgegen, von dem Vorausbesitze aller Realität und Wahrheit durch den Geist, von der eigentlichsten Apriorität derselben. So erklärt sich, warum er, nach einer sichern Ueberlieferung, in Goethe's tiefer Schilderung vom Wesen des Dichters (in seinem „Wilhelm Meister", Werke, XVIII, 128, 129), wie dieser die ganze Welt mit ihren Verwirrungen und Widersprüchen in klarer Einsicht, weil in bewußtloser Anticipation, besitze, den eigentlichen Sinn seines Systems wiederfinden konnte. Zu W. von Humboldt äußerte er *), „daß er Goethe für die Speculation zu gewinnen wünsche; sein Gefühl leite ihn zu richtig; er habe ihm sein System so klar und bündig dargelegt, daß er es selbst nicht klarer vermocht hätte". Und im Briefe an Weißhuhn schreibt er, daß er „Goethe weit eingeweihter in das freie Forschen finde, als man bei seinem dichterischen Charakter glauben sollte; er übertreffe Schiller darin um vieles, der eigentlich in zwei Welten lebe, in der poetischen und dann und wann auch in der Kantisch-philosophischen".

Jenes unterordnende Urtheil über Schiller's philosophisches Vermögen scheint sich indeß bei Fichte alsbald berichtigt zu haben; nicht unwahrscheinlich ist es, daß das Studium der damals gerade (Anfang 1795) erscheinenden Schiller'schen „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", welche auf die Principien seiner philosophischen Denkweise am tiefsten eingehen — und von diesen wird sogleich noch zu reden sein — sein Urtheil umgestaltete. Folgendes theilt nämlich Humboldt mit **):

„Mit Fichte habe ich interessant gesprochen, sehr viel auch über Sie. Er erwartet von Ihnen sehr viel für die Philosophie. Sie hätten, sagt er, jetzt Ihr speculatives Nachdenken fast nach allen Seiten hin gerichtet. Das Einzige, was noch mangle, sei die Einheit. Diese Einheit sei zwar in Ihrem Gefühl, aber noch nicht in Ihrem System. Kämen Sie dahin, und dies hänge

*) „Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt", S. 108, 109.
**) a. a. O., S. 108.

allein von Ihnen ab, so wäre von keinem andern Kopfe so viel und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten." *)

Durch die bisherigen Zusammenstellungen haben wir nunmehr den Kampfplatz kennen gelernt, auf dem die betreffenden Briefe sich bewegen, und das innere Verhältniß der Persönlichkeiten. Beide Denker suchten damals den tiefsten Mittelpunkt des menschlichen Geistes, Fichte die speculative theoretische Einheit, Schiller die praktische Vollendung desselben, das praktisch absolute Ich; die Verwandtschaft beider Untersuchungen näherte sie einander, aber Schiller, der seinen Pfad von Fichte durchkreuzt glaubte, wie man aus dem zweiten Briefe ersieht, stieß ihn lebhaft zurück. Er argwöhnte in Fichte's Abhandlung die Absicht einer Parodie oder einer Widerlegung seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", deren erste Hälfte soeben in den „Horen" erschienen war; dies schien ihn um so mehr zu verletzen, als derselben mit keinem Worte erwähnt wurde. Fichte suchte ihm zu beweisen, daß beide Werke nichts miteinander gemein hätten als die erste Grundlage und die allgemeine Tendenz. Wir charakterisiren beide, soweit es zum Verständniß des Briefwechsels nöthig ist.

Schiller in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", einem Werke, das wenigstens um seiner allgemeinen culturphilosophischen Resultate willen nicht seine Bedeutung verlieren wird, stellt sich gleich zu Anfang auf den höchsten praktischen Standpunkt seiner Untersuchung.

Der Vernunftstaat, die Herrschaft der Vernunftgesetze, wie sie durch das Wesen der Menschheit gefordert ist, kann nicht auf einmal und ohne Uebergang an die Stelle des gegenwärtig herrschenden Naturstaats und seiner zwingenden Gesetze treten,

---

*) Ein ähnliches Urtheil berichtet Herbart an Halem (in einem auch sonst durch seinen Inhalt merkwürdigen Briefe vom 28. August 1795 aus Jena, abgedruckt in Allihn's und Ziller's „Zeitschrift für exacte Philosophie" [1860], Bd. I, Heft 3, S. 323): „Mangel an Einbildungskraft legt er (Fichte) den meisten jetzigen Philosophen zur Last; von den Dichtern dagegen erwartet er sehr viel für seine Philosophie. Unter allen Menschen glaubt er bis jetzt von Schiller und Goethe sich am besten verstanden, die sich sehr mit seinem Systeme beschäftigen."

es bedarf eines Mittelstandes zwischen beiden, der nur in der harmonischen Ausbildung bestehen kann, wo wir ohne äußern Zwang, durch die eigene glückliche Natur getrieben, das Schöne und Gute vollbringen. Diesen Zustand haben im glücklichern Alterthume die Griechen besessen; jetzt ist unsere Bildung eine durchaus zersplitterte, ein steter Kampf der geistigen Kräfte, eine Theilung der Beschäftigungen, die unsere Anlagen und Wünsche in Widerstreit miteinander bringt, wobei nur die Gattung gewonnen, das Individuum aber verloren hat. Energisch und für die damalige Zeit heilsam, greift er die „Barbaren" an, die jegliches Gefühl lästern und auszurotten bemüht sind und dadurch doch nichts erlangen, als die „Sklaven ihres Sklaven", eines abstracten Gebotes, zu sein. Es ist ein beredter Commentar zu den bekannten Epigrammen gegen Kant's moralischen Rigorismus. Davon kann nur die Pflege des ästhetischen Sinns heilen, und so stellt er als höchstes Ideal hin eine durch Cultur des Gefühls, durch bewußt gebildeten Schönheitssinn harmonisch vollendete Menschheit, einen „Staat des schönen Scheins", der bisjetzt freilich nur in feingestimmten Gemüthern als Wunsch und Bedürfniß ausgebildet und verwirklicht sei, wie die reine Kirche und die reine Republik auch nur im begünstigten Kreise weniger sich erwarten lasse.

Fichte war in seiner Abhandlung und in seiner gesammten Theorie weniger in Widerspruch mit jener Ansicht, als daß er dort eine ganz andere Frage behandelte, hier dem Schiller'schen Resultate eine allgemein theoretische Bedeutung und dadurch zugleich eine andere Wendung gab. Er weist auf, wie durch innere Nothwendigkeit das schon vorbereitet sei, was Schiller mittels eines freien Bildungsprocesses erreicht haben wolle: er deducirt, während Schiller postulirt. Die theoretische und die praktische Thätigkeit des Ich müssen durch eine mittlere dritte verbunden und in ihr als identische gesetzt sein; dies ist das Gebiet des Aesthetischen und der schönen Kunst. „Sie macht den transscendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen"; das Höchste wird in ihr auf unmittelbare Weise uns nahe gebracht und der Anschauung dargeboten. Der Philosoph erhebt sich und andere mit Arbeit auf diesen Gesichtspunkt, der schöne Geist steht darauf, ohne es bestimmt zu denken, denn er kennt keinen an-

dern, und er hebt diejenigen, die sich seinem Einflusse überlassen, ebenso unvermerkt zu ihm empor, daß sie des Uebergangs sich nicht bewußt werden. Die schöne Kunst allein bildet den ganzen vereinigten Menschen. *)

Hierbei erhebt sich die Frage: hat Fichte das ästhetische Gebiet als das dritte höchste, die beiden andern als sich unterordnende gedacht, oder als das mittlere zwischen beiden, welches auf unmittelbare Weise den Uebergang sichert zu dem schlechthin höchsten, dem sittlichen, welches aber ebendarum an sich selbst nicht der höchste Standpunkt ist? Nur die erste konnte Schiller's Ansicht sein. Was Fichte betrifft, so können, da dies ganze Verhältniß von Aesthetik und Moral von Fichte völlig unausgebildet gelassen ist, aus seinen Werken außer dem Angeführten keine ausdrücklichen Belege dafür oder dawider gegeben werden; doch läßt die ganze Consequenz seiner damaligen Denkart, für welche die sittliche Freiheit der höchste Ausdruck des Vernunftbewußtseins war, und noch ein tiefer liegender theoretischer Grund kaum daran zweifeln, daß er sich zur entgegengesetzten Ansicht bekannt haben würde. Der ästhetische Sinn und Trieb ist, wenn auch das Höchste, doch das Höchste in Gestalt der Unmittelbarkeit, der Natur: das Wesen des Geistes ist Freiheit; nur in dieser kann er die ihm angemessene Wirklichkeit erreichen, auch die höchste Naturgestalt der Idee muß daher von ihm überschritten werden und in die Form der freien Sittlichkeit sich auflösen.

Wesentlicher jedoch als dies alles ist die Bemerkung, daß später für Fichte an die Stelle des ästhetischen Standpunkts der **religiöse** getreten ist; von diesem gilt ausdrücklich, was Fichte dort dem ästhetischen beilegt, er besitze das Höchste, den transscendentalen Gesichtspunkt, auf unmittelbare Weise; und ohne Zweifel hat Fichte recht gehabt mit dieser Erweiterung; er hat seine eigene und auch Schiller's frühere Ueberzeugung berichtigt, die beide die Religion, als expliciten Zustand und besondere Form des Bewußtseins, merkwürdiger-, aber für die damalige Zeit gewiß sehr bezeichnenderweise völlig ignorirt hatten, der

---

*) Man vergleiche: „Ueber Geist und Buchstab" u. s. w., zweiter Brief (Sämmtliche Werke, VIII, 277 fg.); „System der Sittenlehre" (1798), IV, 353.

eine in der Moral, der andere in der Schönheit der Seele sie absorbirend.

Das Nähere des Streites zwischen beiden Männern gehört nicht mehr in diesen Zusammenhang; es betrifft die Theorie der Triebe und deren Eintheilungsprincip. Doch wird man wohl thun, in einer künftigen Geschichte des Schiller'schen Geistes dies nicht unbeachtet zu lassen. In ihm enthüllt sich der innerste Mittelpunkt seiner Denkweise und seines künstlerischen Strebens.

Im übrigen blieb auch später das gute Vernehmen zwischen beiden äußerlich ungestört; Schiller erwähnte Fichte's als seines Freundes öffentlich mit Lob und Anerkennung *), und in des letztern Briefen an Reinhold findet sich eine gelegentliche Aeußerung, welche zeigt, daß jener sich auch mit dem Studium der Wissenschaftslehre eifrig und glücklich beschäftigt habe.

Späterhin, als Fichte bereits nach Berlin übergesiedelt war, erwies ihm Schiller einen wichtigen Dienst, welchen er, wie er in einem Briefe vom 9. Juni 1803 bezeugt, keinem andern als ihm verdanken wollte. Als endlich Schiller mit seiner Familie im Jahre 1804 Berlin besuchte und sich daran die Hoffnung einer Anstellung desselben im preußischen Staate knüpfte, da suchte Fichte aus allen Kräften diesen Plan zu unterstützen. Wie tieferschütternd endlich der plötzliche Tod des Freundes im folgenden Jahre auf ihn und seine Gattin wirkte, welche schon lange durch innige Freundschaft mit Schiller's Gattin treu verbunden war, das erfahren wir aus den Briefen der erstern, welche später durch die Güte von Schiller's Tochter in unsere Hände gelangt sind. Wir werden daher auch von diesen Briefen Bruchstücke mittheilen.

Freier und mehr auf wechselseitige Anerkennung gegründet war Fichte's Verhältniß zu Goethe, der ihn gleich anfangs mit entschiedener Zuneigung und mit einer gewissen vertrauenden Achtung empfangen hatte; und auch hierüber mögen die oben mitgetheilten Briefe zum Zeugnisse dienen. Dieser herrliche Geist, der mit sicherer Ruhe den Werth jeder fremden Individualität faßte und erwog, ohne sie beschränken zu wollen, noch selbst von ihr sich einschränken zu lassen, hatte auch Fichte's wissenschaftlichen

*) Vgl. „Horen", I, 18.

Unternehmungen sogleich Aufmerksamkeit zugewendet. Dennoch hätte er eigentlich ihm ferner stehen sollen als Schiller, der sich theoretisch zum Kriticismus bekannte, während Goethe's ganze Denkweise mit nichts so im Widerspruch stand als mit der damaligen Gestalt der Philosophie, wie er dies in der Erzählung seines Verhältnisses zu Schiller selbst deutlich ausgesprochen hat. Nach seinem Grundsatze jedoch, niemals im voraus abzuschließen, sondern die Sache selbst gewähren zu lassen, hatte der Plan einer absoluten Gesetzgebung alles Bewußtseins, einer höchsten demonstrirten Wissenschaft des Wissens, wie Fichte sie beabsichtigte, schon seiner Kühnheit wegen lebhafte Erwartung in ihm erregt, wiewol er dem Gebiete des Abstracten fremd, ja einigermaßen abgeneigt sein mußte. Er selbst, zwischen sinnigem Beobachten des Einzelnen und Aufsuchen der Totalität, des Gesetzes in ihm, wie in frei betrachtender Schwebe bleibend, verhielt sich auch zur Philosophie in der Lage eines geistreichen, doch niemals unbedingt sich gefangen gebenden Beobachters. Was sie Objectives entdeckte, mochte er benutzen und sich dessen erfreuen, ohne besonders zu fragen, auf welchem Wege sie es gefunden; mußte es doch irgendwo mit dem Leben, mit der Wirklichkeit zusammenhängen und so in seiner Wahrheit sich selbst rechtfertigen. In jener höchst wünschenswerthen Geistesstimmung, bei Goethe der Ausdruck seiner Individualität, die aber zuletzt auch Erzeugniß der wahren philosophischen Bildung sein soll, durchdringt sich die höchste geistige Selbständigkeit mit voller Hingebung an das Fremde, ja mit offenster Lernbegierde, wo wahrhaft ein Object sich darbietet, indem ihr das unerschöpfliche Einzelne stets lehrreich ist, ein immer neuer Spiegel der ewigen Schöpferkraft.

Nur mußte dabei Goethe die damalige Philosophie mehr als ein nothwendiges Uebel betrachten, als etwas, das sich selbst überflüssig zu machen habe, um den Geist aus der selbstgeschaffenen Abstraction, in welcher damals fast alle Wissenschaft verkehrte, wieder zurückzuführen zum verlorenen Gleichgewichte, zur rechten Eintracht mit der Wirklichkeit und den Objecten. Dies alles mochte in persönlichen Mittheilungen zwischen Goethe und Fichte vielfach verhandelt worden sein, während der letztere nach seiner damaligen Ansicht im Stande war, völlig darin einzustimmen; seine Philosophie sollte eben jene verlorene Eintracht herstellen durch

strenge Abscheidung dessen, was man wissen könne, um zuletzt dem Leben, der Wirklichkeit klarbewußt und desto energischer sich hinzugeben; und wir berufen uns wegen dieser Seite seiner Lehre besonders auf den früher von uns mitgetheilten Brief an Jacobi *), worin dies als die letzte Tendenz seiner Philosophie sich entschieden ausgesprochen findet. So theilte er auch Goethe, um seine aufgeregte Erwartung zu stillen, die Wissenschaftslehre, sowie sie im Druck erschien, sogleich bogenweise mit, und das Urtheil desselben über sie sowie über die gesammte Philosophie ist so lehrreich eigenthümlich, daß wir einiges aus seinem Antwortschreiben mittheilen zu müssen glauben:

„Für die übersendeten ersten Bogen der «Wissenschaftslehre» danke ich zum besten; ich sehe darin schon die Hoffnung erfüllt, welche mich die Einleitung fassen ließ.

„Das Uebersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlösse.

„Nach meiner Ueberzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geschlechte eine unschätzbare Wohlthat erweisen und werden sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Was mich betrifft, werde ich Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte.

„Ich erwarte mit Verlangen die weitere Fortsetzung Ihrer Arbeit, um manches bei mir zu berichtigen und zu befestigen, und hoffe, wenn Sie erst freier von dringender Arbeit sind, mit Ihnen über verschiedene Gegenstände zu sprechen, deren Bearbeitung ich aufschiebe, bis ich deutlich einsehe, wie sich dasjenige, was ich zu leisten mir noch zutraue, an dasjenige anschließt, was wir von Ihnen zu hoffen haben.

„Da ich mit Freuden theil an der Zeitschrift nehme, die Sie in Gesellschaft würdiger Freunde herauszugeben gedenken, so wird auch dadurch eine wechselseitige Erklärung und Verbindung be-

---

*) Vgl. S. 180.

schleunigt werden, von der ich mir sehr viel verspreche. Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 24. Juni 1794. Goethe."

Auch späterhin dauerte dies Verhältniß fort, und Goethe meldete noch in einem Briefe an Meyer vom 18. März 1797, „daß er mit Fichte dessen neue Darstellung der Wissenschaftslehre abends durchgehe". *) Ebenso wurde die Verbindung zwischen Jacobi und Fichte zuerst durch Goethe eingeleitet, indem er dessen Schrift „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre" dem letztern mittheilte und ihn noch besonders aufmerksam machte auf die neue philosophische Erscheinung. Das merkwürdige Urtheil Jacobi's darüber findet sich in seinen später bekannt gemachten Briefen. **)

Dies Verhältniß des Wohlwollens und des Vertrauens trübte sich freilich von Goethe's Seite durch Fichte's Verhalten gegen die weimarische Regierung in dem Handel, seinen „Atheismus" betreffend. Aus unserer spätern Erzählung wird sich ergeben, daß eigentlich Goethe es war, welcher, der schwankenden Regierung gegenüber, auf Fichte's Entlassung bestand. „Ich würde" — sagte er in einem späterhin mitzutheilenden Briefe — „gegen meinen eigenen Sohn votiren, wenn er sich eine solche Sprache gegen sein Gouvernement erlaubte." Und in der That, dies Verhalten entsprach seiner gesammten monarchisch-conservativen Denkart wie seiner damals gerade gegen alles Revolutionäre,

*) „Briefe von und an Goethe", herausgegeben von Riemer (1846), S. 50.

**) Vgl. Jacobi's „Briefwechsel", II, 180. Aus einem Schreiben an W. von Humboldt: „Fichte's Programm ist mir gleich bei seiner Erscheinung von Goethe zugeschickt worden. Ich habe geantwortet wie folgt: «Fichte's Schrift habe ich gleich vorgenommen und mit Aufmerksamkeit, obgleich unter tausend Störungen gelesen. Sie hat mir Freude gemacht. Fichte scheint mehr als alle seine Vorgänger in der Predigt des in die Welt gekommenen neuen Lichts auch noch für das am ersten Tage geschaffene Licht ein Auge — ich meine wenigstens ein Auge — offen behalten zu haben. Wir müssen nun abwarten, was er weiter zu Tage bringen wird aus dem noch uneröffneten Schachte seiner drei Absoluten.» Wirklich war meine Freude an Fichte's Programm so groß und noch viel lebhafter, als ich mich gegen Goethe ausließ, daß ich mehrere Tage mit dem Gedanken umging, an Fichte zu schreiben und ihm zu sagen, wie lieb mir seine Erscheinung wäre."

„Anarchische" doppelt erbitterten Stimmung. Wie hätte er in Fichte's Entschiedenheit etwas anderes erblicken können, erblicken mögen, ohne von seinen lang eingelebten Gefühlen abzufallen, als die trotzige Anmaßung eines „Unterthanen", die man bestrafen müsse? Sicherlich gab er jenes Votum mit Bedauern, ja mit innerm Widerstreben; denn im gleichen Zusammenhange jenes Briefs spricht er von dem unersetzlichen Verluste und wie Fichte „gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe sei".

Später sogar mag Reue ihn beschlichen haben. Wir schließen dies aus der (nachher noch näher zu erwähnenden) Weise, in welcher er öffentlich jener ganzen Angelegenheit gedacht hat. Und auch H. Steffens, der, wie Goethe wußte, eine Fichte günstige Thätigkeit bei jenem Handel entwickelte, hat bei seinem damaligen Begegnen mit Goethe den Eindruck von „einiger Verlegenheit" in seinem Benehmen gegen ihn deutlich wahrgenommen. *) Es war die innere Nemesis, der auch ein gewaltiger Geist nicht entgeht, ja dieser am wenigsten, wenn er aus Schwäche oder durch eine falsche Consequenz verlockt zu einem schiefen Schritte sich hat hinreißen lassen.

Dennoch ist es durchaus erwähnenswerth, wie dies Fichte's Neigung und Verehrung für ihn nicht störte. Er zürnte wol „der nur auf einen Augenblick aufflammenden Schwäche, die mit ihm gemeinsame Sache gemacht" **) (wer damit gemeint sei, wird der weitere Verfolg ergeben), nicht aber dem starken Gegner, von dem er urtheilen mochte, daß er nur consequent gehandelt; und in den spätern Briefen an Schiller spricht sich die höchste Freude und Bewunderung an Goethe's Schöpfungen aus. Im Jahre 1810 sahen beide Männer im Badeorte Teplitz sich wieder und begrüßten sich herzlich, alter guter Zeiten eingedenk. Und hier ist noch einer Aeußerung Goethe's an Zelter zu gedenken, der gleichfalls damals gegenwärtig war und als gemeinschaftlicher Freund sie Fichte's Gattin hinterbrachte. „Da geht", sagte er zu Zelter, auf den in der Ferne mit den Seinigen dahinwandelnden Fichte deutend, „der Mann, dem wir alles verdanken!"

---

*) H. Steffens, „Was ich erlebte", IV, 166.
**) Werke, VIII, 405.

Viertes Kapitel.

Fichte's moralische Sonntagsvorlesungen. Versuch, die Ordensverbindungen aufzulösen.

Wir wenden uns zurück zu Fichte's akademischer Thätigkeit. Wir wissen schon, wie er seinen Beruf erfaßt hatte: neben seiner eigentlichen Wirksamkeit als Lehrer hielt er es zugleich für seine wichtigste Aufgabe, zur Bildung des moralischen Sinnes, zur Besserung der Sitten unter den Studirenden kräftig beizutragen, und dies um so mehr, als er bemerken mußte, daß dafür im großen und ganzen fast gar nichts geschehe. Früher hatte Döderlein als Kanzelredner und Lehrer die zügellosen Sitten kräftig bekämpft, nachher auch Reinhold nicht ermangelt, durch Lehre und Beispiel auf seine Umgebung heilsam einzuwirken; jetzt faßte Fichte den Plan, eine gründliche Besserung darin herbeizuführen, indem er der Wurzel des Uebels, den Ordensverbindungen und Landsmannschaften, ein Ende machte. Schon im ersten Halbjahr suchte er diesen Zweck durch seine Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten vorzubereiten, deren Wirkung gleich zu Anfang sehr bedeutend war.*) Sie mochten wol alles

---

*) Diese Wirkung verbreitete sich sogar über Jena hinaus. Hierher gehört nämlich eine Stelle aus den Briefen seiner Gattin von Zürich aus, die überhaupt bezeichnend ist für diesen ganzen Abschnitt: „Vorgestern (2. Aug. 1794) erhielt ich einen sehr freundschaftlichen Brief von Baggesen, worin er erzählt, daß er detaillirte Nachrichten über Dich aus Jena habe; sie melden ihm, daß Du, mein Theuerster, schon jetzt außerordentlich geschätzt werdest. Dein Collegium über Moral für Gelehrte sei eine der glücklichsten Ideen eines philosophirenden Herzens; dies Collegium habe große Sensation gemacht, und der Herzog begegne Dir mit auffallender Auszeichnung."

vereinigen, was die Universität an gebildeten Jünglingen besaß, und welchen Eindruck sie bei belebtem Vortrage auf diese machen mußten, möge aus der Wirkung geschlossen werden, welche sie, durch zufällige Veranlassung abgedruckt, auch im größern Publikum erregten. *) Noch ein späterer Beurtheiler (Schleiermacher) hat, bei Vergleichung dieser Reden mit den spätern über denselben Gegenstand, ihnen bezeugt, daß sie die schönste That des feurig hoffenden Jünglings gewesen, „mit dem man sich für die gute Sache habe enthusiasmiren müssen". **)

Dennoch zogen ihm eben diese Vorlesungen in ihrem Verlaufe sehr bedeutende Unannehmlichkeiten zu, welche, durch das Gerücht verbreitet und entstellt, die erste Veranlassung waren, sein Verhältniß zum Publikum zu verstimmen. Er machte zum ersten male die auch nachher ihm nicht ersparte Erfahrung, daß selbst der beste Zweck, die besonnen wohlmeinendste Gesinnung einer gehässigen Auslegung nicht entgehe, daß man gerade dadurch am ersten vielleicht sich Feindschaft zuziehe. Und deshalb muß jener Umstände und ihrer Veranlassung etwas ausführlicher gedacht werden.

Fichte wünschte seine moralischen Vorlesungen im nächsten Winterhalbjahre nach erweitertem Plane und in noch größerer Ausdehnung nach Form und Inhalt fortzusetzen; sie sollten, wie er sie späterhin selbst charakterisirte, eine Gesellschaft zur Beförderung der Moralität unter den Studirenden werden. Indem er zunächst eine Stunde dafür zu wählen hatte, mußte es eine solche sein, wo keine andern wichtigen Vorlesungen gehalten würden, damit sämmtliche Studirende Gelegenheit hätten, ihnen beizuwohnen. Für eine solche blieb nach allseitiger Ueberlegung nur am Sonntag Zeit übrig, und Fichte wählte endlich diesen Tag, nicht ohne vorher sich erkundigt zu haben, ob ihm ein Gesetz oder eine Observanz der Universität dabei im Wege stehe. Wiewol er nämlich wußte, daß theologische und moralische Vorlesungen nach altem Herkommen auf andern Universitäten sogar ab-

---

*) „Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" (Jena 1794) (Werke, VI, 291 fg.).

**) In einer Recension von „Fichte's Reden über das Wesen des Gelehrten" (1806), in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", 1806, Nr. 91, 92.

sichtlich Sonntags gehalten würden, daß namentlich Gellert in Leipzig seine berühmten moralischen Vorträge deshalb auf diesen Tag verlegt habe, um zu einer würdigen Benutzung desselben anzuhalten, daß endlich selbst in Jena seit langem die Vorträge der Physikalischen Gesellschaft am Sonntage gehalten würden: so wollte er doch alles vermeiden, „was nur irgend als gesetzwidrig angesehen werden könne". Er schrieb deshalb an eines der ältesten und erfahrensten Mitglieder der Universität, Professor Schütz, um seinen Rath sich zu erbitten; dieser antwortete, seine Vorlesungen könnten keinen Anstand finden, wenn er nur nicht die Stunde des Gottesdienstes dabei wähle.*) Indem nun für die Studirenden Vormittags von 11—12 Uhr ein besonderer akademischer Gottesdienst gehalten wurde, glaubte er zunächst nur diese Stunde vermeiden zu müssen. Er wählte daher die Stunde von 9—10 Uhr; nachher, als er hörte, daß auch in den übrigen Kirchen der Gottesdienst erst um 10 Uhr völlig geendet sei, verlegte er sie ausdrücklich aus diesem Grunde auf die spätere Zeit von 10—11 Uhr, sodaß selbst äußerlich nicht der geringste Vorwurf ihn treffen könnte, wenn es mit jenem Universitätsherkommen sich also verhielt. Dennoch erfuhr er unerwartet die gehässigste Anklage, nicht

---

*) Das Blatt, welches zufällig noch vorhanden ist, enthält Anfrage und Antwort in folgender Weise:

„Ich fragte Sie neulich, mein verehrtester Freund, ob man aus einem Gesetze oder dem Vorwande eines Gesetzes mir lästig fallen könnte, wenn ich mein Publicum Sonntags läse. Ich höre heute, Reichardt und Loder seien einstmals wegen des Lesens am Charfreitage bestraft worden. Ist die Sache richtig? Ist ein Gesetz darüber da, und wie lautet dieses Gesetz? Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit; es liegt mir aber aus manchen Gründen sehr viel daran, nichts zu thun, was als gesetzwidrig angesehen werden könnte. Darf ich um eine Zeile Antwort bitten? Ganz der Ihrige Fichte."

„Mit dem Charfreitag ist es etwas anderes, denn der ist zugleich einer von den zwei großen Bußtagen, deren strenge Feier allemal durch expresse landesherrliche Befehle empfohlen wird. Das Factum von Reichardt und Loder ist mir übrigens unbekannt. Sonst kann schlechterdings nichts Gesetzwidriges dabei sein, wenn Sie Ihre Vorlesungen nur nicht in die Stunde des öffentlichen Gottesdienstes verlegen, also z. B. etwa zwischen 4—5 oder 1—2 Uhr lesen. Erlaubt man am Sonntag Komödie, warum nicht auch moralische Vorlesungen? Der Ihrige Schütz."

nur wegen des Factums, sondern auch geradezu wegen der Absicht dabei. Das Consistorium in Jena beschuldigte ihn nämlich deshalb bei der Landesbehörde als verdächtig, „durch jene Vorlesungen die zeitherige gottesdienstliche Verfassung untergraben zu wollen“; und das Oberconsistorium, eine Behörde, worin ein Herder saß, trat auf den bloßen Bericht von dem Vorgange dieser Behauptung in allem bei, mit dem bestätigenden Zusatze, daß es „allerdings scheine, daß dies Unternehmen ein intendirter Schritt gegen den öffentlichen Landesgottesdienst sei“. Da nun die bloße Thatsache des Sonntagslesens eine so direct ausgesprochene Behauptung über die Absicht dabei unmöglich begründen konnte, so mußten andere geheimere Suppositionen obwalten; und gerade auf diese kommt es hier an, weil wir finden werden, welch einen wichtigen Einfluß diese auch späterhin auf Fichte's Schicksale hatten.

Eine damals bekannte politische Zeitschrift, die „Eudämonia“, ein verächtliches und verachtetes Blatt, das sich unausgesetzt zum Geschäft machte, die ausgezeichnetsten Männer Deutschlands durch anonyme Verleumdungen politisch-religiöser Art bei den Regierungen zu verdächtigen, und das trotz seiner Verächtlichkeit bei gewissen Ständen nicht ohne Einfluß blieb, weil es ihrer Macht zu schmeicheln verstand, übernahm es nämlich, jene Anklage öffentlich auszusprechen. Dasselbe brachte jene Sonntagsvorlesungen sofort mit Fichte's Demokratismus, ja mit der Französischen Revolution selbst in Verbindung und behauptete ungescheut *): „daß die Weltverwirrer durch den Professor Fichte in Jena auf den öffentlichen Gottesdienst der Christen einen förmlichen Angriff zu thun und ihn durch Aufrichtung eines Vernunftgötzendienstes zu stören sich erfrecht hätten.“ So sinnlos diese Behauptung war, und so sehr man zweifeln möchte, ob die Behauptenden selbst nur sie geglaubt haben, so wenig verfehlte sie des Eindrucks bei gewissen Leuten, die sich darin gefielen, die Zeit recht schlimm sich vorzustellen. Ja, ein berühmter Schriftsteller enthielt sich nicht, aus Erbitterung gegen die neuere Philosophie Fichte öffentlich die Worte zu leihen: daß in einigen Jahren, durch

*) Bd. 2, Heft 1. Vgl. „Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz“ (1797), I, 121.

seine Lehre verdrängt, die christliche Religion nicht mehr existiren werde. Doch ist dies alles am besten durch die Folge widerlegt worden, wo Fichte so vielfach seine politischen wie religiösen Gesinnungen darzulegen Veranlassung fand; wie überhaupt die Geschichte noch immer die Träume jener Klugen Lügen gestraft hat, welche, sobald ihre retrograden Bestrebungen im allgemeinen Geiste der Zeit Widerstand finden, dies nicht anders sich auszudeuten wissen, als nur durch geheime Bünde und gefährliche Verschwörungen. Ueberhaupt aber scheint zu den charakteristischen Merkmalen jedes Zeitalters auch die Furcht vor irgendetwas Geheimnißvollem zu gehören, als bedürfe es eines selbstgeschaffenen täuschenden Hintergrundes, um die alltägliche Wirklichkeit genießbar finden zu können. Damals wie jetzt war es die Vorstellung von verborgenen politischen oder religiösen Bündnissen, welche das Bestehende langsam untergraben, um plötzlich einmal mit allen ihren Zerstörungen loszubrechen, eine Furcht, die eine Generation der andern überliefert, ohne daß sie je der Bestätigung näher käme! *)

Gegen alle diese directen wie indirecten Anschuldigungen gab Fichte eine ausführliche Vertheidigungsschrift ein, welche sein ganzes Benehmen durchaus erschöpfend darlegt. Wir haben sie deshalb unter den Beilagen neben den andern dazu gehörenden Actenstücken vollständig mitgetheilt, damit, falls es nöthig schiene, der Leser sich darüber ein selbständiges Urtheil bilden könne. **) Es versteht sich übrigens, daß er in der Endresolution der obersten Behörde von jenem Verdachte, „als einem ihm ohne allen Grund beigemessenen", ausdrücklich losgesprochen wurde. Doch deutete man mit lobenswerther Vorsicht darauf hin, daß man ein so „ungewöhnliches" Unternehmen wie Sonntagsvorlesungen nicht gern sehen werde; und so wurden sie von Fichte nicht fortgesetzt,

---

*) Diese Worte, im Jahre 1830 geschrieben, behaupten noch jetzt (1860) ihre volle Wahrheit, wenn wir bedenken, wie so mancher Machthaber im Staate und in der Kirche mit selbstgeschaffener Verblendung noch immer damit sich tröstet, daß nur Eigensinn und böser Wille Einzelner den Widerstand gegen sie erzeuge, daß, wenn nur diese nicht wären, ihre „guten Absichten" gelingen müßten!

**) Vgl. im zweiten Theile Beilage IV, B.

indem zugleich auch andere Verhältnisse und Gründe ihn zur Aufhebung derselben bestimmten.

In naher Beziehung zu jenen Vorträgen stand nämlich ein anderer Plan von Fichte, die Aufhebung der Ordensverbindungen unter den Studirenden, indem er einsah, daß der Geist der Universität nur dadurch auf die Dauer sich bessern werde. *) Aeußere Gewalt, Bedrohung mit Strafe konnte wenig ausrichten, dies hatte vor kurzem noch die Erfahrung gelehrt; ja seitdem gerade war das Uebel gefährlicher als je hervorgetreten. Ueberzeugende Belehrung, freie Mahnung an die Freien war noch nicht versucht worden, und diese gedachte jetzt Fichte anzuwenden. Er sprach daher in seinen moralischen Vorlesungen be-

*) In H. Ratjen, „Johann Erich von Berger's Leben. Mit Andeutungen und Erinnerungen zu «J. E. von Berger's Leben von J. R.»" (Altona 1835), S. 69, wird über das damalige Ordenswesen in Jena Nachstehendes berichtet: „In diesen Jahren erfuhr Jena die wildeste Zerrüttung akademischer Verhältnisse durch die Ordensverbindungen. Zerrbilder der Freiheit, Zerrbilder jugendlicher Bundestreue, seligen Genusses, kräftigen Wirkens traten anmaßend hervor und höhnten den stillgeregelten Gang der Studien. Unter sich wütheten die Parteien, an den Lehrern und an der Obrigkeit versuchte die wüste Kraft ihre Ungezogenheit. Blutige Raufereien dünnten die Reihen, mordliche Ueberfälle bedrohten die Sicherheit der Häuser." (Man vergleiche damit, was Fichte in seiner Denkschrift über diese Angelegenheit von seinen eigenen Erlebnissen berichtet.) „Es blühten drei Orden in Jena. Die Schwarzen Brüder, unstreitig die gesittetsten, zählten manche gebildete Männer unter sich. Die Constantisten, die Unitisten lebten in fortwährenden Händeln, und das Walten dieser Verbindungen störte schon damals empfindlich das freie Zusammenleben der Studirenden. Späterhin arteten diese Verbindungen durch die Bestrebungen selbst, sie zu reinigen, in einem Grade aus, der zu den größten Verirrungen führte." Weiterhin erzählt der Biograph die Stiftung eines Vereins von Jünglingen, welcher sich die „Gesellschaft der freien Männer" nannte, um durch diese Bezeichnung ihre Selbständigkeit von dem Zwange der Ordensverbindungen an den Tag zu legen. Wie Fichte den wichtigsten Antheil hatte an der Gründung dieses Vereins, so gehörten seine Mitglieder auch zu seinen treuesten Anhängern und zu den Beförderern seiner Plane im Kreise der Studirenden. Wir nennen außer Hülsen und Berger noch folgende Männer: Herbart, den Philosophen, Smidt, Bürgermeister in Bremen, Gries, den sprachkundigen Uebersetzer, Horn, später Senator in Bremen, Ahlmann, später Prediger in Alsen, Rist, Conferenzrath in Altona (auch Steffens' Freund), Thaden, Amtsschreiber in Tremsbüttel, Muhrbeck aus Pommern, Spiegel aus Braunschweig, Port aus Livland u. s. w.

sonders ausführlich über das Schädliche aller geheimen Verbindungen, mit der Aufforderung an seine Zuhörer, ihn zu widerlegen, wenn er ihnen zu irren schiene, überhaupt jeden Einwand gegen ihn geltend zu machen. Diese blieben in anonymen Sendungen nicht aus, und wie sie auch beschaffen sein mochten, er prüfte sie mit Ernst und Gründlichkeit. Und so gelang in der That seinem Worte, was Strafe und Drohungen seit Jahren nicht vermocht hatten: sämmtliche drei Orden, die damals in Jena bestanden, ließen ihm durch Abgeordnete feierlich erklären, sie seien bereit, ihre Verbindungen aufzugeben und ihre Ordensbücher und Statuten ihm zu überliefern. Zur Bekräftigung dessen bäten sie ihn, den Entsagungseid von ihnen anzunehmen. Fichte befestigte sie in ihrem Vorsatze, verwies sie aber mit ihrem Ansuchen, als selbst dazu unbefugt, an den Prorector oder an dessen Stellvertreter. Aber auch dieser lehnte das Geschäft ab und rieth, es unmittelbar vor die höchste Landesbehörde zu bringen, und wie unwesentlich dies auch scheine, darin allein lag die Veranlassung, daß die Angelegenheit eine für Fichte so unangenehme Wendung nahm. Während jetzt nämlich alles darauf ankam, die günstige Stimmung der Jünglinge rasch zu benutzen und sie durch ihr eigenes Wort, ehe es sie gereute, an ihren Vorsatz zu fesseln, wurde die Sache durch die Langsamkeit des öffentlichen Geschäftsgangs fast unthunlich gemacht. Dazu kam noch das Schlimmere, das Mistrauen der Studirenden gegen die fernstehende Behörde und die Furcht, durch die Entdeckung ihrer Namen sich mittelbar oder unmittelbar compromittirt zu sehen.

Indeß beschloß die Regierung auf dringendes Ansuchen von Fichte, welcher der unterhandelnde Vermittler blieb, eine besondere Commission zur Eidablegung nach Jena zu senden. Damit man jedoch schon jetzt ihrer gewiß wäre, sollten die Orden gehalten sein, vorläufig ihre Statuten und Namensverzeichnisse auszuliefern, eine Forderung, die, indem sie das eigene Mistrauen zeigte, fürwahr nicht geeignet sein konnte, den guten Willen der Jünglinge zu belohnen oder zu erhalten. Aber auch jetzt ließ Fichte die Sache noch nicht fallen, wiewol er in Erinnerung brachte, daß, wenn eine auf gegenseitiges Vertrauen und guten Willen gegründete Angelegenheit in den gewohnten Formen juristischer Präcaution behandelt werden solle, der Erfolg unmöglich

vortheilhaft, gewiß aber unvollständig und entwürdigend ausfallen werde. Er fand indeß noch einen Mittelweg, wobei er sich persönlich allerdings großer Verantwortlichkeit aussetzte. Er schlug nämlich vor, da die Auslieferung der Ordensbücher zu verlangen unmöglich sei, sie selbst vorläufig auf das Ehrenwort der Studirenden, daß wirklich darin ihre Statuten und Namensverzeichnisse enthalten seien, versiegelt bei sich deponiren zu dürfen. Würde ihnen dann, wie sie es wünschten, Straflosigkeit für das Vergangene zugesichert, so sollten jene Papiere ungesehen vernichtet werden; könne man aber nicht volle und unbedingte Verzeihung bewilligen, so möge man ihm erlauben, sie unversehrt zurückzugeben. Die Behörde ging den Vorschlag ein; doch wurde noch während der Unterhandlungen wenigstens als Anfrage der Gedanke geäußert: ob er die übergebenen Ordensbücher nicht sogleich „vertraulich" überliefern wolle, „um die Acten mit Sicherheit anfangen zu können". Fichte aber antwortete, daß, wenn die Acten nur angefangen werden könnten, falls er wortbrüchig handle, sie gar nicht angefangen werden sollten; er setze indeß seine Ehre für die der Studirenden ein, daß die übergebenen Papiere richtig seien. Gerade durch unverhohlene Voraussetzung der Schlechtigkeit, durch eigenes Mistrauen versuche man zum Wortbruche, zu wirklicher Schlechtigkeit!

Während aber die verheißene Commission erwartet wurde, war, wie er vorausgesehen, der flüchtige Moment vollständiger Wirkung schon vorübergegangen. Der eine Orden trat ganz von den Unterhandlungen zurück und wendete sich nun mit desto größerer Leidenschaft gegen denjenigen, der, wie sie glaubten, ihre Gutmüthigkeit hätte benutzen wollen, um sich bei dem Hofe Ansehen zu verschaffen. Denn dies insbesondere konnten sie, konnten selbst seine Collegen ihm nicht verzeihen, daß jene Angelegenheit an den Hof gelangt sei, statt vor der gewöhnlichen akademischen Gerichtsbarkeit zu bleiben. Dabei wußten aber jene und bedachten diese nicht, daß der Senat selbst ja durch seinen Stellvertreter Fichte von sich ab und an den Hof gewiesen hatte. So wurden mehrmals durch einzelne Mitglieder jenes Ordens zügellose Excesse gegen ihn veranlaßt, die zwar untersucht, aber bei unvollständiger Ermittelung nicht bestraft wurden. Fichte, nicht gewöhnt an dergleichen Auftritte, die indeß von andern Universitätslehrern gleich

einem unvermeidlichen Uebel mit unglaublicher Geduld ertragen wurden, verlangte von der akademischen Obrigkeit vollständigen Schutz. Diese, vielleicht weniger ihm geneigt, weil sie sich unmittelbar vorher von ihm übergangen glaubte (wenigstens deutet die später mitzutheilende Denkschrift von Fichte über diese Angelegenheit auf solche Regungen hin), überhaupt aber gewohnt, dergleichen oft Erlebtes mit einiger Lässigkeit zu behandeln, verwies ihn auch mit diesem Gesuche an den Hof. Hätte aber dieser ihn nicht billig wieder zurückweisen können an seine nächste Obrigkeit, die für solche Fälle mit den nöthigen Schutzmitteln wirklich ausgerüstet war? Und wäre auch dann nicht wieder vielleicht die übelwollende Bemerkung gehört worden, daß er nur Auffallendes suche, daß die gewöhnlichen Formen ihm nie genug thäten? Unter so widerstrebenden Verhältnissen faßte er endlich den Entschluß, Jena auf einige Zeit ganz zu verlassen; und in dem Gesuche um Urlaub, welches er an die Regierung einsendete, sagt er in dieser Rücksicht sehr bezeichnend: es bliebe für einen, dem sogar seine Leiden und Widerwärtigkeiten zur Schuld angerechnet würden, nur übrig, zu weichen und die Zeit der Ruhe und gemessenern Urtheils abzuwarten. Er erhielt den nachgesuchten Urlaub und lebte nun die Sommermonate des folgenden Jahres (1795) in dem Dorfe Osmannstädt bei Weimar, auf das rüstigste als Schriftsteller thätig. Die zweite Abtheilung des „Systems der Wissenschaftslehre" sowie der erste Theil der „Rechtslehre" sind neben kleinern Abhandlungen während dieser Zeit von ihm geschrieben; auch verfaßte er hier eine Denkschrift über die Ordensangelegenheit*), welche in der ersten Auflage dieses Werks zum ersten male gedruckt erschien und die als Beleg wie als Ergänzung unserer Erzählung dient. Zugleich scheint sie aber auch als Urkunde seines Charakters und seiner Gesinnung, sowie wegen des Lichtes, das sie über manche geheimere Seiten des Universitätslebens und der Studentenbünde verbreitet, selbst jetzt noch ihre volle Bedeutung zu behalten. Er theilte sie vor der beabsichtigten Bekanntmachung dem Mitgliede des weimarischen Geheimen Rathes mit, der die Angelegenheit vorzüglich geleitet hatte und den er damals für seinen Freund halten durfte, dem Geheimrath Voigt. Dieser schlug

*) Vgl. Beilage V im zweiten Bande.

nur die Veränderung einiger Stellen vor, die seine eigene Person betrafen und die von seiner Hand beigezeichnet sich im Manuscripte finden; und so wird auch dieser ein Zeuge für die unbefangene Wahrheit der Erzählung. Aber er glaubte vorher die Schrift dem Hofe selbst vorlegen zu müssen. Hier wünschte man indeß, daß sie ungedruckt bleibe, damit nicht gewisse praktische Auswege und Verwaltungsmaßregeln zum Vorschein kämen, die man lieber verborgen hielt! Und so unterdrückte Fichte sie ganz, was wir für eine nicht geringe Selbstaufopferung halten müssen, indem sie bei den groben Entstellungen seiner Denkart und Handelsweise, wodurch sie eben veranlaßt war, nur zu seiner völligen Rechtfertigung gereichen konnte.

Sein späteres Urtheil wie seine Stimmung über diese Angelegenheit sprechen vertraute Briefe aus Osmannstädt sehr bezeichnend aus, von denen wir einige Stellen hier einschalten. „Von neuen entscheidenden Maßregeln gegen diese Unruhen habe ich in Weimar nichts gehört. Die Faulheit und Sorglosigkeit gewisser Leute ist unglaublich groß. Sie werden wol einmal aufgeschreckt und wüthen eine Zeit lang; aber diese Anstrengung ermüdet sie von neuem, und wenn nur keine frischen Beleidigungen dazukommen, so legen sie sich bald wieder auf ihr Ruhebette. Besonders scheut man über alles dasjenige, was Geld kostet, und es ist wahr, daß die Erhaltung der Truppen in Jena sehr kostspielig ist. Kurz, ich habe die thörichtste aller Hoffnungen, daß aus Jena je etwas werden könne, aufgegeben.“ — „Doch sei Du nur ruhig! Wenigstens entsteht aus diesem allem das Gute, daß ich nicht mehr mein Herz an das Project hänge, aus diesen rohen Menschen etwas machen zu wollen, meinen Stiefel schlecht und gerecht hin lehren werde, Gott gebe nun, daß sie gute Menschen oder daß sie im Herzen Schalke seien. Sonst hielt ich das, was Paulus geurtheilt hat, für eine menschenfeindliche und von eigener Schlechtigkeit zeugende Unwahrheit; jetzt bin ich fast nahe daran, gerade so zu urtheilen wie er.“ — „Aber nur ja nicht das Kind mit dem Bade verschüttet! Es gibt doch noch immer so manche treffliche junge Leute unter ihnen. Kurz, ich kann mein Herz doch nicht ganz gegen sie zuschließen, es werde daraus was da wolle!“ — An andern Stellen spricht er von äußern

Verhältnissen, deren Erwähnung auch über das Vorhergehende Licht verbreitet: „Ich war vorige Woche in Weimar; das ist das einzige Merkwürdige, was ich Dir aus meinem sehr einfachen Leben zu schreiben wüßte. Herder sprach ich; er war sehr artig und redete mir sehr zu, nach Jena zurückzukehren. Es wurde über meine Angelegenheit mit den Orden gesprochen und er äußerte den Gedanken, dessen Urheber wol Goethe sein mag: man müsse diese Dinge ruhen lassen und nicht regen. Ich berichtigte sein Urtheil durch eine Bemerkung, die ihm entgangen zu sein schien, und er schien überzeugt. Deiner wurde mit Lob erwähnt, er läßt Dich grüßen.“ — „Goethe gesprochen. Er war die Artigkeit, die Freude mich zu sehen, die Freundschaft selbst; er bezeigte mir ungemeine Achtung. Wir sprachen Philosophie; von Geschäften kein Wort. «Er hoffe, wenn wir einander in der Nähe blieben, aus diesen, den philosophischen Dingen, noch sehr viel mit mir zu sprechen», sagte er etliche male, ohne daß ich es zu bemerken schien.“ — „Voigt gesprochen. Er war die ganz zutrauliche Freundschaft und freute sich sehr, mich zu sehen. Hier wurde von Geschäften gesprochen — was denn wol unter uns beiden bleiben wird — zu meiner Zufriedenheit. Einiges habe ich mir vorbehalten, bis auf ein anderes mal; man muß die Leute nicht überfüllen. Es wurde von seiner Reise, von den Gegenden bei Dresden gesprochen, und wie er die Begriffe der dresdener Minister über mich, die mir nichts Gutes zutrauen, berichtigt und meine Vertheidigung sehr ernsthaft übernommen habe; wie ihnen dies denn auch eben recht gewesen, weil ich denn doch nun einmal ihr Landsmann bin und bleibe; wie sehr viele sich meiner persönlichen Bekanntschaft erinnert. Alles dies wird sich geben, wenn man nur erst meine Denkweise in der Nähe und Ferne genauer kennen wird.“ — „Reinhold — Du wolltest das Resultat seines Briefes wissen — gibt sein System auf und nimmt das meinige an, schreibt, daß er auf meine und Baggesen's Schilderung Deinem Vater mit den Gesinnungen eines Sohnes, Dir mit denen eines Bruders ergeben sei, und läßt sich Euch in diesen Gesinnungen empfehlen.“ — „Ein Professor aus Würzburg, Reuß, der ehemals zu Kant die Reise gemacht, um ihn zu verstehen, ist in der gleichen

Absicht auf der Reise zu mir. Er wird den 30. hier eintreffen. Er wollte zu Weimar Quartier nehmen und alle Tage zu mir herauskommen. Ich habe ihn zu mir eingeladen, aber ihm eine nur zu wahre Beschreibung von meiner Haushaltung gemacht, daß er denn wol in Weimar bleiben wird. Er schreibt mir viel Schönes vom Coadjutor zu Erfurt, Dalberg. Dieser Mann ist mir wegen seiner Verbindungen mit dem Herzoge wichtig."

Fünftes Kapitel.

Culminationspunkt der Wirksamkeit Fichte's in Jena. Häusliche Ereignisse.

Unterdeß gewann Fichte's Lehre trotz der Angriffe, die sie zuerst erfuhr, ja gerade mittels derselben die rascheste Ausbreitung und den entscheidendsten Erfolg. Ohne Uebertreibung durfte er daher (im Jahre 1798) behaupten, „daß sie glücklichere Schicksale gehabt habe, als wol irgendeinem andern Systeme zu Theil geworden sein dürften". *) Reinhold hatte seine eigene Theorie zurückgenommen und sich öffentlich zur Wissenschaftslehre bekannt; Schelling hatte durch zwei bedeutende Schriften im Geiste und in der Methode der neuen Philosophie sich als talentvollen und vielversprechenden Anhänger derselben gezeigt, und Niethammer und Forberg, Philosophen von schon bedeutendem Rufe, ersterer zugleich Herausgeber des „Philosophischen Journal", waren innerlich wie äußerlich ihm verbündet. Seitdem er endlich (vom Jahre 1795 an) selbst Mitherausgeber des „Philosophischen Journal" wurde, fand er auch hierin ein bedeutendes Mittel, seine Lehre zu befestigen und auszubreiten. Wie nämlich die von Jakob in Halle herausgegebenen „Philosophischen Annalen" den streng Kant'schen Kriticismus in der Literatur repräsentirten, so wurde jenes das Organ für den Standpunkt der Wissenschaftslehre, und diese Zeitschrift entschied eigentlich den Sieg seines Systems. Die „Neue Darstellung der Wissenschaftslehre" von Fichte in einer Reihe von Aufsätzen, wie mehrere einschneidende Kritiken desselben,

*) Vorrede zur zweiten Ausgabe der Schrift: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre" (Jena 1798); Werke, I, 35.

ebenso die ersten idealistischen Arbeiten Schelling's, die er unter dem Namen einer „Uebersicht der philosophischen Literatur" gab, stachen durch anregende Kraft und Originalität der Gedanken so specifisch ab von dem gewöhnlichen Durchschnitte damaliger philosophischer Erzeugnisse, daß die Wirkung nicht ausbleiben konnte, und die Zeitschrift wurde bald zu einer gefürchteten literarischen Macht. Nachdem auch die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung" durch eine ausführliche Beurtheilung der „Wissenschaftslehre" durch Reinhold und durch bedeutende Worte Fr. Schlegel's über dieselbe, bei Gelegenheit einer Recension des „Philosophischen Journal" *), öffentlich gleichfalls zu Fichte's Partei übergetreten war, folgten allmählich auch die andern literarischen Blätter, und selbst die „Göttinger Anzeigen" stimmten ihren bisherigen Ton vornehmen Absprechens ein wenig herab. **)

So schien er endlich sich Anerkennung errungen zu haben; und wenn er anfangs gefürchtet hatte, „von seinen Gegnern überschrien zu werden", und wenn nach diesem Maßstabe sein eigener Ton gegen sie eingerichtet war, so änderte sich auch dies. Denn es ist nicht zu übersehen, wiewol es nicht immer bemerkt worden ist, daß jetzt, bei seiner Hoffnung auf ein gesundes und normales Verhältniß zum wissenschaftlichen Publikum, seine Ansprüche nicht objectiver und sachgemäßer sein konnten. In der schon angeführten „Vorrede" aus dem Jahre 1798 ***), welche nicht undeutlich als eine Art von Manifest an seine bisherigen Gegner sich ankündigt, spricht er sich aufs bescheidenste über seine eigenen bisherigen Leistungen, aufs hoffnungsreichste über die Mitwirkung der andern aus.

„Für Vollendung des Systems", sagt er, „ist noch unbeschreiblich viel zu thun. Es ist jetzt kaum der Grund gelegt, kaum der Anfang des Baues gemacht, und der Verfasser will

---

*) Später wieder abgedruckt in Fr. Schlegel's „Charakteristiken und Kritiken", I, 74 fg.

**) Vgl. über die Probe einer Recension „im wehmüthigen Tone", wie Fichte sie bezeichnete, aus den „Göttinger Anzeigen" seinen Aufsatz im „Philosophischen Journal" (Jahrg. 1797, Bd. 1, Heft 1), der zugleich sein Verhältniß zu den Kantianern scharf bezeichnet.

***) Werke, I, 35 fg.

alle seine bisherigen Arbeiten nur für vorläufige gehalten wissen. Die feste Hoffnung, die er nunmehr fassen kann, nicht, wie er vorher befürchtete, auf gutes Glück, in der individuellen Form, in der es sich ihm zuerst darbot, für irgendein künftiges Zeitalter, das ihn verstehen dürfte, in todten Buchstaben sein System niederlegen zu müssen, sondern schon mit seinen Zeitgenossen sich darüber zu verständigen und zu berathen, dasselbe durch gemeinschaftliche Bearbeitung mehrerer eine allgemeinere Form gewinnen zu sehen und es lebendig im Geiste und in der Denkweise des Zeitalters zu hinterlassen, ändert den Plan, den er sich bei der ersten Ankündigung desselben vorschrieb. Er wird vorjetzt nicht weiter fortschreiten, sondern erst das bisjetzt Erfundene vielseitiger darstellen und jedem Unbefangenen evident zu machen suchen" u. s. w.

Nirgends also ist hier von einem bereits fertigen, abgeschlossenen Systeme die Rede, sondern von einem allgemeinen Grundgedanken, einem „heuristischen" Principe (wie man jetzt dies ausdrückt), welches der vielseitigsten Anwendung und Ausführung fähig ist, das aber zugleich doch nichts Geringeres zu leisten vermag, als die „Denkweise des Zeitalters" aus dem Grunde zu verändern.

Und damit hat Fichte in der That nicht zu viel gesagt von der innern Macht des Gedankens, welcher dem Idealismus zu Grunde liegt. Die einfache Tiefe der Wahrheit: daß in allem und jedem, im Größten wie im Kleinsten, allgestaltend und allharmonisirend nur das Eine herrscht, das absolute Ich oder die „Vernunft", und daß diese in der Sache zu erkennen die alleinige Aufgabe aller Wissenschaft sei, diese Ueberzeugung hat eine so begeisternde Gewalt, entzündet einen solchen Trieb der Forschung nach allen Seiten hin, daß kaum etwas anderes im Reiche der Entdeckungen mit ihr verglichen werden kann, indem sie in Wahrheit den Samen ihrer aller in sich trägt. Und der gewaltige Impuls, der, von hier ausgegangen, die beiden großen Systeme seiner Nachfolger erzeugt hat, ist noch nicht erloschen, denn die unmittelbarste Gegenwart hat nur eine neue Seite desselben Princips hervorgehoben.

Fichte aber, erfüllt von diesen wissenschaftlichen Anschauungen und Entwürfen, genoß damals seiner glücklichsten, hoffnungsreich-

sten Zeit, wie dies auch die gleichzeitigen Briefe bekunden. Wir werden indeß sehen, wie bald und wodurch in ihm diese Stimmung froher Unbefangenheit sich trüben mußte!

* * *

Am Ende dieses Abschnitts gedenken wir noch eines häuslichen Ereignisses, das ihn und seine Gattin in große Betrübniß versetzte: es war der Tod seines Schwiegervaters, der in einem Alter von 76 Jahren ihnen entrissen wurde. Der Greis, der aus Liebe zu seinen Kindern Vaterland und alte Freunde verlassen, um ihnen in eine völlig neue Welt zu folgen, hatte dennoch auch hier durch seinen heitern Geist und seine herzgewinnende Freundlichkeit sich Liebe zu erwerben gewußt, und mancherlei neue Anregungen schienen ihm wie ein verjüngtes Alter bringen zu wollen, als wahrscheinlich die Veränderung des Klimas ihm ein langwieriges Kränkeln zuzog, dem seine starke Natur endlich unterlag. Wie er seine Kinder liebte und welche Anhänglichkeit sie ihm bewiesen, davon tragen die mitgetheilten Briefe von Fichte wol unverkennbare Spuren. Und aus diesem Grunde können wir es uns nicht versagen, einige Stellen hier einzuschalten aus dem Trauer- und Trostbriefe an seine Gattin, mit welchem er die Todesnachricht beantwortete.

„Osmannstädt, den 30. Sept. 1795.

— — Der junge St. kam zu mir; wir gingen spazieren, als uns Dein Bote begegnete. Ich lese Deinen Brief, lese die ersten Nachrichten, lese die letzte!

Ruhe sanft, du guter Geist, nach der langen Arbeit; schlafe deinen Abend nach dem heißen Tage! Ist ein Gott — und es ist einer — so ist es nicht möglich, daß das Leben dieses Guten nun geschlossen, daß mit ihm nun alles aus sei. Gewiß, es geht ihm jetzt wohl, indem Du über ihn weinst und indem auch mir die Augen übergehen. — Hätte ich ihn nur noch gesehen! Ich habe so fest darauf gerechnet, daß Du es mir würdest zu wissen thun, wenn die Umstände bedenklich werden. Ich wäre gekommen; ich hätte mir den Trost nicht versagt, Abschied von ihm zu nehmen. Ach, ich sehe ihn nicht wieder! Aber ich will Dich nicht quälen, du Liebe, mir nun doppelt auf die Seele Gelegte, Du, der ich nun seine Liebe dazu schuldig bin.

Sonderbar — gerade in den Minuten, als der Theure verschied, redete der Geheimrath Schmidt *) von Dingen, die zu seiner Ehre gereichten, von seiner Großmuth gegen Klopstock, von seiner aufopfernden Freundestreue."

Seine Schüler, den Schmerz ihres Lehrers zu ehren, begleiteten den Greis an seine Grabstätte, wo ihm die Liebe seiner Kinder ein einfaches Denkmal errichtete. **)

Später wurde indeß dieser häusliche Verlust einigermaßen ersetzt durch die Geburt eines Sohnes, der sein einziges Kind geblieben ist. Aber auch hier wollte die Universität ihrem Lehrer ihre Theilnahme beweisen; ein Lebehoch wurde dem Vater und dem Neugeborenen dargebracht, und der damalige Prorector der Universität, Loder, verlieh dem letztern zum Tauffeste die Ehrenmatrikel eines jenaischen Studirenden, um ihn früh genug auf die Wissenschaft und auf das Vorbild seines Vaters hinzuweisen.

---

*) Fanny's, der ersten Geliebten Klopstock's, Bruder, zugleich sein Verwandter und frühester Freund; er starb 1807 als herzoglich weimarischer Geheimrath und Kammerpräsident. Vgl. Klamer-Schmidt, „Klopstock und seine Freunde" (Halberstadt 1810), Bd. 1, S. L—LIII.

**) Sei es erlaubt, die Inschrift desselben hier mitzutheilen, die, von Fichte verfaßt, am besten den Verstorbenen und das Verhältniß zu den Seinigen schildert:

Hartmann Rahn,

geboren zu Zürich, gestorben zu Jena den 29. Sept. 1795, alt 76 Jahre.

Er lebte mit den ersten Männern seines Zeitalters, ward von Biedermännern geliebt, von andern bisweilen verfolgt, gehaßt von niemand.

Geist, Anmuth, Glaube an Gott und Menschen verjüngten sein Alter, geleiteten ihn friedlich zum Grabe.

Niemand kannte seinen Werth besser als wir, denen der Greis aus seinem Vaterlande folgte, die er liebte bis ans Ende, die ihrer Wehmuth dies Denkmal setzen.

Johanna Fichte, geb. Rahn, seine Tochter,
Johann Gottlieb Fichte, durch sie sein Sohn.

Lebe wohl, du theurer Vater!

Schäme dich nicht der sanften Rührung, o Wanderer; wenn er lebte, er hätte dir freundlich die Hand gedrückt!

Sechstes Kapitel.

Die Anklage des Atheismus mit ihren äußern und innern Folgen.

Wir nahen jetzt einem Begegnisse, das einen Wendepunkt in Fichte's Leben bildet, indem es nicht nur auf seine innere und äußere persönliche Lage, sondern auf sein ganzes Verhältniß zu Umgebung und Zeitgenossen den entscheidendsten Einfluß hatte: wir meinen die gegen ihn erhobene Anklage des Atheismus. Nicht nur unmittelbar störte dieser Handel seinen wissenschaftlichen Lebensplan auf viele Jahre und drohte sogar ihn für immer aus der Laufbahn eines akademischen Lehrers zu reißen, die er doch für seinen eigentlichen Beruf erkennen mußte; sondern weit schlimmer noch erzeugte er in ihm jene tiefe Misstimmung gegen das wissenschaftliche Publikum, von der wir ihn seitdem ergriffen sehen. Er fühlte sich durch eine Kluft ewigen Misverstehens von ihm getrennt, ja völlig desorientirt und unfähig, sich mit ihm zu verständigen. Denn diese Höhe der Misdeutung hatte er nicht erwartet; sie überraschte und erbitterte ihn zugleich. Er wurde des Atheismus verklagt, und statt eine solche Beschuldigung mit unauslöschlichem Gelächter zu empfangen, wurde sie auch von Wissenschaftlichen als eine Art von Entdeckung über den verborgenen Sinn seines Systems behandelt. Selbst Jacobi (wir haben im Vorhergehenden gezeigt, wie viel Analogien zwischen ihm und Fichte's damaligem Standpunkt obwalteten, auch in Betreff der von beiden gleich behaupteten Unmöglichkeit, „Gottes Wesen in einen Begriff zu fassen") theilte diese Misdeutung,

indem er sie nur unter der weniger auffallenden Bezeichnung des „Nihilismus" verhüllte. *)

Umgekehrt hätte damals seine Lehre den entgegengesetzten Vorwurf verdient — müßte es überhaupt nicht höchst widersinnig erscheinen, in solchen Dingen zur Kategorie des Vorwurfs oder der Anklage zu greifen — das praktisch-religiöse Moment gerade, dem theoretischen gegenüber, zu stark zu betonen, indem der „moralische Glaube" als das einzig Reale und Realitätsichernde, als die Quelle aller übrigen Gewißheit bezeichnet wird und als das einzig Standhaltende im Verflüchtigungsprocesse der idealistischen Reflexion. Sein System ist „Akosmismus", wie Fichte selbst treffend es nennt, nicht Atheismus, vielmehr, so zu sagen, hypertheologisch. Und gerade von diesem Punkte aus, vom Vernachlässigen des kosmisch-realistischen Moments, hat Herbart an das System angeknüpft und es berichtigt.

Diese vielseitigen Misgriffe und die daraus hervorgehende Katastrophe geben nun jenem Handel eine Bedeutung, welche den Rang einer blos persönlichen Begebenheit weit überragt. Es ist ein allgemeines culturgeschichtliches Ereigniß, zum warnenden Beispiel für alle Zeiten aufgestellt! Denn lehrreicher als manche ähnliche, gibt es Zeugniß von dem Widersinne, wenn die Unphilosophie mit plumper Hand in einen ihr fremden Gedankenkreis hineintappt, um ihn zu zerstören, womöglich gar zu beurtheilen! „Ist es erhört" — schreibt Fichte an Reinhold — „daß Menschen, die nicht die entfernteste Ahnung von Speculation haben, von meiner Deduction des Glaubens an Gott

*) „Jacobi an Fichte" (1799), S. 39. Ausdrücklicher noch tritt dies in folgender Stelle hervor (S. 25): „Sie (die Wissenschaft) hat den Gott insgeheim vorsichtig beleuchtet, er verschwand nicht, denn er war nicht. Psyche weiß nun das Geheimniß, das ihre Neugier so unerträglich folterte; sie weiß nun, die Selige! Alles außer ihr ist nichts und sie selbst nur ein Gespenst, ein Gespenst, nicht einmal von etwas, sondern ein Gespenst an sich; ein reales Nichts, ein Nichts der Realität." Völlig unverhohlen aber spricht Jacobi diese Meinung in der spätern, so berühmt gewordenen „pragmatischen Erzählung" über das Verhältniß der Wissenschaftslehre zur Naturphilosophie aus. Vgl. „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" (1811), S. 117, 118. (Dazu Schelling, „Denkmal", S. 2; Werke [1861], erste Abtheilung, VIII, 23.)

Notiz nehmen und mir zur Genesung ihren Katechismus eingeben wollen?"

Deshalb hat aber die Angelegenheit auch für die Gegenwart noch ein nicht alterndes Interesse; und wenn wir vollends bemerken, daß die Personen, welche darin zusammen- oder sich entgegenwirkten — sie waren zum Theil die ersten unserer Nation — indirect dadurch genöthigt wurden, das Innerste ihres Charakters und ihrer Denkweise zu enthüllen: so erzeugt das Ganze den Eindruck einer Charaktertragödie, dem auch die dramatische Katharsis nicht fehlt, der innere Lohn und die innere Strafe!

Wir erzählen zum ersten male die Begebenheit vollständig nach allen innern Bezügen, was bei dem ersten Erscheinen der Biographie (1830) die Rücksicht auf manche Mitlebende damals noch verbot.

I.

Im Jahre 1798 hatte Forberg (früher Adjunct der philosophischen Facultät zu Jena, damals Rector der gelehrten Schule in Saalfeld) eine Abhandlung: „Entwickelung des Begriffs der Religion", an Fichte zum Abdruck in dessen „Philosophisches Journal" eingesendet. Der Hauptinhalt derselben ist, die Religion, damaliger Denkweise gemäß, völlig abzutrennen von allen speculativen Begriffen oder theoretischen Betrachtungen, mithin auch ganz unabhängig zu erklären von allen Vorstellungen oder Glaubenssätzen, welche sich auf das objective Wesen Gottes und sein Verhältniß zur Welt beziehen, welches in jeder Form und Auffassungsweise dem menschlichen Bewußtsein ein unerkennbares, unfaßliches bleibe. Die Religion wird deshalb erklärt als der praktische (nur im „Herzen" wohnende und im „moralischen Handeln" sich zeigende) Glaube an eine moralische Weltregierung. Wer diese glaube und zwar praktisch glaube, habe Religion und nur dieser habe sie. Der Glaube an die moralische Weltregierung (welche selbst Gott ist und worin der einzige Begriff der Gottheit besteht, dessen die Religion bedarf, oder vielmehr, durch den die Religion selbst erst möglich wird) ist eben darum nur ein praktischer, weil er sich blos im Handeln zeigen kann und man lediglich dadurch an sich selbst und andern dessen gewiß wird, ob man diesen Glauben besitze oder nicht. Der gute

Mensch wünscht, daß das Gute überall auf Erden herrschen möge; er fühlt sich in seinem Gewissen verbunden, selbst alles zu thun, um diesen höchsten Zweck zu erreichen. Dies allein ist wahre Religion und wahrer Glaube. *)

Der Religion, nach diesem Begriffe gefaßt, muß es nun übrigens gleichgültig sein, vorausgesetzt nur, daß die Moralität der göttlichen Weltregierung dabei nicht gefährdet wird, wie man theoretisch die Gottheit denkt oder sich vorstellt. Religion kann ebenso gut mit dem Polytheismus als mit dem Monotheismus, mit dem Anthropomorphismus wie mit dem Spiritualismus bestehen, und hätten die Alten ihre Götter nur moralischer sich vorgestellt, so wäre auch von seiten des Herzens nichts gegen sie einzuwenden gewesen. Die Speculation, die ihre Grenzen kennt, hat ohnehin nichts gegen sie, und die Kunst möchte wol eher ihre Entfernung beklagen (S. 22).

Fragt man nun aber Erfahrung und Speculation, als die beiden Hauptquellen unserer Ueberzeugungen, was sie zur Rechtfertigung dieses Glaubens etwa hinzuzufügen hätten, so muß letztere sich ganz außer Stand bekennen, in irgendeiner Weise ihn zu unterstützen oder die theoretischen Zweifel, wenn sie ihm entgegentreten, völlig zu beschwichtigen (S. 24); und die Erfahrung gar meldet Thatsachen aus der moralischen Welt, welche sich, wenn es auf Demonstrationen aus ihren Datis ankäme, ebenso gut zu dem Beweise schicken würden, daß ein moralisch böses Wesen die Angelegenheiten der Welt leite, als ein höchster, nur das Gute wollender Weltregierer. „Würde eine Vertheidigung des Satans wegen Zulassung des Guten wol weniger gründlich ausfallen, als die Vertheidigungen der Gottheit wegen Zulassung des Bösen bisher ausgefallen sind? Und wäre der Schluß von dem Dasein einer lasterhaften Welt auf das Dasein eines heiligen Gottes nicht zum mindesten sehr ungewöhnlich, sehr unnatürlich?“ (S. 26; vgl. S. 33 fg.)

So kommt es am Ende doch nur darauf hinaus, daß die Religion, der moralische Glaube als eine Pflicht anzusehen sei; als Pflicht jedoch abermals nur in praktischem Sinne, d. h. wie-

*) „Philosophisches Journal“, VIII, 21, 22, 27, 35—37.

fern sie Maxime wirklicher Handlungen ist. „Es ist nicht Pflicht zu glauben, daß eine moralische Weltregierung, ein Gott, als moralischer Weltregent existirt, sondern es ist blos dies Pflicht, so zu handeln, als ob man es glaubte" (welche Wendung sehr an eine Kant'sche ähnliche erinnert). „In den Augenblicken des Nachdenkens kann man sich für den Theismus oder Atheismus erklären, je nachdem man es vor dem Forum der speculativen Vernunft verantworten zu können meint; denn hier ist nicht die Rede von Religion, sondern von Speculation, nicht von Recht oder Unrecht, sondern von Wahrheit und Irrthum". (S. 38.)

So bleibt es nach diesen Grundsätzen für den ganzen Menschen doch nur bei einer unaufgelösten Dissonanz, einem steten Zwiespalt zwischen „Kopf" und „Herz", und das Alterniren bald des speculativen, bald des praktischen Standpunkts wird ihm ins Unendliche hin keine Ruhe lassen. So passen die „verfänglichen Fragen", mit welchen der Verfasser das Ganze schließt und in die er die Hauptresultate seiner Ueberzeugung zusammenzudrängen sucht, durchaus in den Zusammenhang dieser Denkweise. Wir heben einige aus, um dadurch mit wenigen Zügen das Bild dieses innern Schwankens zu vollenden:

„Ist ein Gott? Antwort: Es ist und bleibt ungewiß, denn diese Frage ist blos aus speculativer Neugier aufgeworfen.

Kann man jedem Menschen zumuthen, an Gott zu glauben? — Nein; denn diese Frage nimmt den Begriff des Glaubens in theoretischem Sinne, für eine besondere Art des Fürwahrhaltens.

Kann ein Atheist Religion haben? — Allerdings. Praktischer Glaube und theoretischer Unglaube auf der einen, sowie auf der andern Seite theoretischer Glaube, der aber dann Aberglaube ist, und praktischer Unglaube können ganz wohl beisammen bestehen.

Wird jemals ein Reich Gottes, als ein Reich der Wahrheit und des Rechts, auf Erden erscheinen? — Es bleibt ungewiß und, wenn man auf die bisherige Erfahrung bauen darf, die jedoch im Vergleich mit der unendlichen Zukunft für nichts zu rechnen sein möchte, sogar unwahrscheinlich.

Könnte nicht, statt eines Reichs Gottes, auch wol ein Reich des Satans auf Erden erscheinen? — Das eine ist so gewiß und so ungewiß als das andere.

Wäre demnach die Religion der Hölle nicht ebenso gründlich als die Religion der guten Menschen auf Erden? — Die eine hat vor dem Forum der Speculation allerdings nicht mehr und nicht weniger für sich als die andere.

Ist die Religion die Verehrung der Gottheit? — Keineswegs. Gegen ein Wesen, dessen Existenz erweislich ungewiß ist und in Ewigkeit ungewiß bleiben muß, gibt es überall nichts zu thun. Wer das Mindeste blos und allein um Gottes willen thut, ist abergläubisch. Es gibt keine einzige Pflicht gegen Gott, außer man müßte mit Worten spielen wollen."

Und endlich: „Ist nicht der Begriff eines praktischen Glaubens" (auf welchen, wie bekannt, die gesammte Kant'sche Religionsphilosophie hinauskommt und der in diesem Aufsatze, wie es schien, strenger gefaßt und schärfer durchgeführt werden sollte) „mehr ein spielender als ein ernsthafter philosophischer Begriff? — Die Antwort auf diese verfängliche Frage überläßt man billig dem geneigten Leser selbst und damit zugleich das Urtheil, ob der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes am Ende auch wol mit ihm nur habe spielen wollen!" (S. 41—44.)

Dies der Schluß der solchergestalt in Endresultat und Wirkung sich selbst aufhebenden Abhandlung; denn an sich selbst konnte dieser Aufsatz nach seiner ganzen zweideutigen Haltung ebenso gut für eine parodische Uebertreibung und Satire auf die Religion des praktischen Glaubens und des Herzens gehalten werden, als für eine Apologie derselben; und der übrige schriftstellerische Charakter des Verfassers mochte diesem Verdachte nicht widersprechen. Auf jeden Fall fand sich Fichte, was das Hauptresultat betraf, den überall dort durchblickenden „skeptischen Atheismus" (Brief an Reinhold), sogleich in einem polemischen Verhältnisse zum Verfasser, wie auch bei frühern Gelegenheiten mehr als einmal. *) Er widerrieth zunächst die Bekanntmachung desselben;

*) Forberg hatte unter anderm in einem frühern Hefte des „Philosophischen Journal" einen Aufsatz „Ueber den Geist des Lutheranismus" (VI, 215—238) erscheinen lassen, der, ganz schon nach demselben empirisch-psychologischen Raisonnement, die Religion, als Phänomen, aus dem Hange der Vernunft zu erklären sucht, die unbedingte und damit unbegreifliche Nothwendigkeit der Tugend (Pflicht) dennoch zu bedingen und zu begründen und darum von etwas Göttlichem abhängig zu erklären. „Ohne jenen" (somit

aber da der Verfasser auf dem Abdrucke bestand, so wurde er aufgenommen. „Denn“, wie Fichte hinzusetzt, „als Herausgeber des Journals und insofern Censor“ (er selbst war nämlich als akademischer Professor, nach der dortigen einzig sachgemäßen Gesetzgebung, zugleich censurfrei in seinem Fache) „die Aufnahme der Abhandlung ex auctoritate zu verweigern, ist gegen meine Grundsätze, die so fest sind, daß unerachtet des Ausgangs dieser Sache ich doch ähnlichen Aufsätzen die Aufnahme nie verweigern würde.“ (Brief an Reinhold.)

Dagegen wollte er den Aufsatz Forberg's mit berichtigenden und widerlegenden Noten versehen. Diese verbat sich der Verfasser, und so faßte er, was Widerlegendes gesagt werden sollte, in einer eigenen Abhandlung zusammen: „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung“, welche indeß diese Absicht und Beziehung lange nicht bestimmt genug an der Stirn trug. Wiewol durch Plan und Anordnung des Ganzen, sowie in einzelnen Wendungen die stete Rückbeziehung auf den Forberg'schen Aufsatz sichtbar genug in ihr hervortritt, so war doch nirgends darin eine ausdrücklich widerlegende Rückweisung für den Leser ausgesprochen, und selbst die Folge der Aufsätze im Abdrucke,

---

auf falschem Theoretisiren beruhenden) „Hang wäre wol nie von Religion die Rede gewesen, sowie einst von ihr nicht mehr die Rede sein wird, wenn eine Philosophie herrschend werden sollte, die die Tugend nicht um Gottes willen, sondern um ihrer selbst willen für nothwendig erklärt.“ (S. 226.) In einer Anmerkung zu dieser Stelle jedoch wurde von Fichte diese ganze Theorie und diese Folgerung entschieden abgelehnt und hinzugesetzt: „Es ist uns nicht bekannt, daß in der Philosophie, für welche alle Religion wegfallen soll, die Religion so gedacht werde; wir wissen vielmehr, daß sie in diesem System ganz anders gedacht werden müsse.“ Hiermit berichtigt sich nun auch eine ältere polemische Bemerkung Schelling's gegen Fichte („Ueber das Verhältniß der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre“, S. 8): daß ein „vorlauter Schriftsteller“ — unter welchem, nach dem dortigen Zusammenhange, nur Forberg verstanden werden kann — geeilt habe, in jenem Aufsatze einen Theil der Fichte'schen Entdeckungen über diese Gegenstände seines Philosophirens „vorwegzunehmen“. Es zeigt sich im Gegentheil aus diesen Darlegungen, daß Fichte keineswegs mit Forberg über seine Principien einverstanden war, daß dieser überhaupt nicht als ein Schüler oder Anhänger des erstern anzusehen ist im eigentlichen und herkömmlichen Sinne dieses Worts.

wo der Fichte'sche der erste, der zu berichtigende der zweite war, ließ die eigentliche Absicht und das innere Verhältniß beider Abhandlungen zueinander für den nichtphilosophischen Leser noch mehr unentschieden. Hier muß man nun ohne Zweifel, wenn man den Eindruck bei dem größern, d. h. unphilosophischen Publikum ins Auge faßt, Fichte eines Mangels an Klugheit, einer Sorglosigkeit für das Urtheil der Menge beschuldigen, welche, auch sonst ihm eigen, sich oft genug an ihm gerächt hat. Für noch unvorsichtiger muß man erklären, wenn man die Folgen erwägt, welche daraus hervorgegangen sind, wie Fichte an der einzigen Stelle seiner Abhandlung, wo er des Forberg'schen Aufsatzes erwähnt, sich über sein Verhältniß zu ihm ausspricht, wie er in einer Hinsicht ihn adoptiren zu können erklärt, in anderer Hinsicht aber ihn ablehnen müsse, ohne die eine wie die andere vorläufig mit Bestimmtheit zu bezeichnen. Die Ausdrücke des Forberg'schen Aufsatzes waren unzweideutig und auffallend genug. Hatte nun Fichte die Halbheit und skeptische Unentschiedenheit der Forberg'schen Ansicht wissenschaftlich gewiß mit dem treffenden Worte charakterisirt: „daß Forberg seiner Ueberzeugung nicht sowol entgegen sei" — denn ein Schwanken und Dahingestelltseinlassen kann nicht füglich den Ernst eines Gegensatzes hervorrufen — „als daß er dieselbe nur nicht erreiche": so mußte man hierin nur noch Schlimmeres, d. h. Negativeres angekündigt glauben.

Gleich im Beginne seines Aufsatzes durchschneidet Fichte den Umkreis der empirischen Reflexionen, in welchen sein Vorgänger sich umherwendet, um aus dem Ueberwiegen des Moralischen oder Unmoralischen in der Welt (also nach einem blos quantitativen und empirischen Maßstabe, der nach individuellem Dafürhalten immer ein wechselnder bleiben muß) den Rückschluß auf einen moralischen Urheber derselben mehr oder minder plausibel zu finden, durch die entscheidende Betrachtung, an welche auch noch heutiges Tages zu erinnern ist, daß die Philosophie nichts erraisonniren könne oder solle, daß, wenn jener Glaube nicht als ein ursprüngliches Besitzthum in der Menschheit läge, der Philosophie es unmöglich sein würde, selbst davon zu wissen oder mit den Beweisen dafür Eingang bei den andern zu finden. Ueberhaupt könne die Philosophie nur Facta (das schlechthin Gegebene)

erklären, keineswegs dergleichen hervorbringen, außer wiefern sie sich selbst als Thatsache hervorbringt. Hier kann also die Frage nur so gestellt werden: Wie kommt der Mensch zu diesem Glauben, dessen Gegebenheit als universelle Thatsache in der menschlichen Vernunft um so sicherer feststeht, als er mit dem Höchsten und Unbedingten in dem Menschen, mit dem unbedingten Bewußtsein der Pflicht, aufs innigste verbunden ist?

Von der Sinnenwelt aus gibt es keinen Weg, um diesen Glauben an eine moralische Weltordnung zu begründen, d. h. seine Existenz zu erklären; denn wenn man nur die Sinnenwelt rein denkt und nicht, wie dies durch die bisherige Philosophie meist geschah, ihr eine moralische Ordnung unvermerkt voraussetzt, so enthält sie nichts, man mag sie nun vom blos empirischen Standpunkte als eine Mannichfaltigkeit durch ein nothwendiges Causalitätsverhältniß verknüpfter Sinnendinge, oder vom transscendentalen Gesichtspunkt aus als den bloßen Widerschein der eigenen innern Thätigkeit des Bewußtseins erblicken, was auf die Gegenwart eines moralischen Princips in ihr hindeutete.

Durch den Begriff einer übersinnlichen Welt müßte sonach jener Glaube begründet werden. Und er wird es auch. Ich finde mich schlechthin frei vom Einflusse der Sinnenwelt, aber ebenso schlechthin gebunden durch einen übersinnlichen Zweck. An jener Freiheit und an dieser Bestimmung derselben kann ich nicht zweifeln, ohne mich selbst aufzugeben.

Indem ich aber jenen Zweck ergreife und ihn zum Princip meines Handelns mache, setze ich zugleich die Ausführung desselben durch wirkliches Handeln als möglich; ja jenes Erste schließt das Zweite schlechterdings in sich. Jene Annahme ist unter Voraussetzung des Entschlusses, dem Pflichtgebot zu gehorchen, schlechthin nothwendig, sie ist unmittelbar in diesem Entschlusse enthalten, sie selbst ist dieser Entschluß.

Die Ueberzeugung von meiner moralischen Bestimmung geht sonach selbst schon aus moralischer Stimmung hervor und ist Glaube. Man sagt insofern ganz richtig: das Element aller Gewißheit ist Glaube. Denn alle andere (auch die theoretische) Gewißheit kann zuletzt nur anknüpfen an jene ursprüngliche moralische Gewißheit, der einzige Zwang, der für ein freies Wesen möglich ist, die Schranke, die es sich selbst setzt.

Dies erhellt noch mehr, wenn wir uns in den transscendentalen Gesichtspunkt (d. h. den der Wahrheit) erheben. Die Welt ist nur die nach begreiflichen Vernunftgesetzen versinnlichte Ansicht unsers innern Handelns als Intelligenz, „innerhalb unbegreiflicher Schranken, in die wir nun einmal eingeschlossen sind". Hier ist es dem Menschen nun nicht zu verargen, wenn es ihm bei diesem gänzlichen Verschwinden des Bodens unter sich unheimlich wird. Jene Schranken sind allerdings unbegreiflich; aber was verschlägt dir dies? sagt die praktische Philosophie: die Bedeutung derselben ist das Gewisseste, was es gibt. Jene Schranken sind deine bestimmte Stelle in der moralischen Ordnung der Dinge, und was du innerhalb ihrer wahrnimmst, hat Realität. Die Welt ist das versinnlichte Materiale unserer Pflicht; dies ist das eigentlich Reelle in den (Sinnen-) Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. So als das Resultat einer moralischen Weltordnung angesehen, kann man das Princip dieses Glaubens an die Realität der Sinnenwelt gar wohl Offenbarung nennen. Unsere Pflicht ist's, die in ihr sich offenbart.

Wie daher die Unbedingtheit des moralischen Handelns für Fichte nach unten hin den Glauben an die Realität der Sinnenwelt sichert, so wird dadurch nach oben der Glaube an die moralische Weltordnung noch weit unmittelbarer befestigt, der, wesentlich eins mit der moralischen Stimmung, von der kräftigen und unbedingten Pflichterfüllung eigentlich unabtrennlich ist und uns von der Realität des dadurch Geglaubten, einer lebendigen und wirkenden moralischen Ordnung, ebenso unbedingt überzeugt, wie und weil wir von der Unbedingtheit unserer Pflicht überzeugt sein müssen.

„Jene lebendige und wirkende moralische Ordnung" [oder nach spätern Erklärungen dieses Ausdrucks in seinen Vertheidigungsschriften und in einer Abhandlung des „Philosophischen Journal" *) ein ordo ordinans, eine nach sittlichem Gesetz den

---

*) „Aus einem Privatschreiben im Januar 1800", IX, 853 — 890 (Werke, V, 377—396). Er vergleicht darin (S. 382) seine Religionslehre mit der Kant'schen und bemerkt, daß, wie diese lehre: daß aus der Moralität eine derselben angemessene Glückseligkeit erfolgen müsse, der Grund dieser Folge aber, das die letztere mit der erstern Vermittelnde, nicht der Mensch sein könne,

Willen aller harmonisirende Macht] „ist selbst Gott. Wir bedürfen keines andern Gottes und können keinen andern fassen." (S. 15.) In der theoretischen Vernunft liegt kein Grund oder Antrieb, über jenen Begriff hinauszugehen und durch einen Schluß vom Begründeten auf seinen Grund noch „ein besonderes Wesen als die Ursache desselben" anzunehmen. Weder theoretisch, noch für den praktischen Willen könnte jener Begriff dadurch an Gewißheit im mindesten gewinnen. Vielmehr ist der Begriff jener Weltordnung das absolut Erste aller objectiven Erkenntniß, gleichwie die Freiheit und sittliche Bestimmung des Menschen das absolut Erste aller subjectiven. Alle übrige objective Erkenntniß kann nur durch jene begründet und bestimmt werden; jene aber durch nichts anderes, weil es ein Ursprünglicheres und Gewisseres gar nicht gibt.

Und was würde es auch helfen, jenen Schluß zu machen und jenes unendlich ordnende sittliche Princip der Welt als ein besonderes Wesen, mit Persönlichkeit und Bewußtsein begabt, zu denken? Wenn es so gedacht wird, ist es schlechthin ohne den Begriff der Beschränkung, kurz der Endlichkeit nicht zu denken; man hat daher durch Beilegung dieses Prädicats das unendliche Wesen zu einem endlichen gemacht, nicht Gott gedacht, sondern nur sich selbst im Denken vervielfältigt, ebenso wenig daher auch den Grund der moralischen Weltordnung erklärt. Diese bleibt

---

sondern Gott, ganz in derselben Schlußweise bei ihm gezeigt werde, wie dasjenige, was den sittlichen Willen aller Individuen zur Harmonie, zu einem Gesammterfolge vermittelt, was aus ihnen eine unendliche sittliche Ordnung constituirt, nicht innerhalb derselben, sondern außerhalb ihrer gedacht werden müsse, dennoch aber als in ihnen und durch sie alle hindurchwirkend. Die folgende Stelle enthält das Summarische seiner ganzen damaligen Theorie: „Kurz: in allem menschlichen Handeln wird gerechnet auf ein Doppeltes, auf etwas vom Menschen selbst Abhängendes, seine Willensbestimmung, und auf etwas von ihm nicht Abhängendes. Beim sinnlichen Handeln ist letzteres die Naturordnung, und wer nur sinnlich handelt, bedarf nichts anderes, worauf er rechne, und hat nichts anderes, wenn er consequent ist. Beim sittlichen Handeln, dem rein guten Willen, ist das letztere eine intelligible Ordnung (S. 387), und in diesem von allem sittlichen Handeln unabtrennlichen Glauben an die Wirksamkeit derselben ist der religiöse Glaube gegeben in der einzig reinen, eines vernünftigen und sittlichen Wesens würdigen Gestalt. (S. 386—389.)

vielmehr dadurch unerklärt und absolut wie zuvor. Und dies liegt im natürlichen Verhältniß der Sache: „Ihr seid endlich; wie könnte das Endliche die Unendlichkeit umfassen und begreifen?"

Bleibt daher jener Glaube bei dem unmittelbar Gegebenen stehen, wie er sich ankündigt im menschlichen Bewußtsein, so steht er unerschütterlich fest; soll er abhängig gemacht werden vom Begriffe, so wird er wankend, denn der Begriff ist unmöglich und voller Widersprüche.

„Es ist daher (Forberg's Behauptungen gegenüber) ein Misverständniß, zu sagen: es sei zweifelhaft, ob ein Gott sei oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das Gewisseste, was es gibt, ja der Grund aller andern Gewißheit, daß es eine moralische Weltordnung gibt." *)

Nur aber in Bezug auf die Schranken und die dadurch bedingte Begreiflichkeit Gottes glaubt er den Begriff der Persönlichkeit, des Bewußtseins an ihm leugnen zu müssen; der Materie nach ist die Gottheit lauter Bewußtsein, reine Intelligenz, geistiges Leben und Thätigkeit. „Dieses Intelligente aber in einen Begriff zu fassen und zu beschreiben, wie es von sich selbst und andern wisse, ist schlechthin unmöglich" (was sodann in den gerichtlichen Verantwortungsschriften, S. 46—52, und in der „Appellation an das Publikum", S. 98 fg., weiter ausgeführt wird).

Noch prägnanter scheint folgende Aeußerung, weil sie zugleich auf eine höher liegende Ausgleichung des Gegensatzes zwischen behaupteter Unbegreiflichkeit und stets doch begehrter und angestrebter Begreiflichkeit Gottes hinweist: „Der Ausdruck «Bewußtsein Gottes» möchte noch hingehen. Wir müssen einen Zusammenhang des göttlichen mit unserm Wissen annehmen, den wir nicht füglich anders, denn als ein Wissen der Materie nach denken können, nur nicht der Form unsers discursiven

---

*) „Ueber den Grund unsers Glaubens" u. s. w im „Philosophischen Journal", VIII, 1—20 (Werke, V, 177—189). Will man unsere Darstellung mit jener Abhandlung vergleichen, so wird man in gegenwärtigem Berichte die Ordnung der Säze nicht ohne Absicht etwas verändert finden. Die Bündigkeit der Gedankenfolge konnte in der Kürze nur so dargestellt werden.

Bewußtseins nach. Nur das letztere leugnete ich und werde es leugnen, solange ich meiner Vernunft mächtig bin.“ (Brief an Reinhold.)

Nach allem Bisherigen dürfen wir nun wol behaupten, daß in der Religionstheorie Fichte's, welche ihm damals den Verdacht atheistischer Gesinnung zuzog, dem Keim und der Anlage nach alle Principien ineinander gewickelt liegen, welche sich seitdem zu entschiedenen Gegensätzen einander gegenübergestellt haben, ja daß sie noch fortwirke in den Adern und Säften der gegenwärtigsten Philosophie. Einestheils erkennt sie an die Unbegreiflichkeit Gottes, wozu sich jedes religiöse Bewußtsein gedrängt fühlen muß, die aber auch die wissenschaftlich ausgebildete theistische Philosophie in bestimmtem Sinne anerkennen darf; und so konnte sie damals im vollen Sinne das Goethe-Faust'sche Glaubensbekenntniß für sich anführen:

> Wer darf ihn nennen (Begriff und Wort für ihn suchen),
> Wer bekennen,
> Ich glaub' ihn? — —
> Ich habe keinen Namen
> Dafür. Gefühl ist Alles!
> Name ist Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsglut! *)

Daß jedoch ein solches keimartiges Insichhegen entgegengesetzter Standpunkte kein Vorwurf für eine vorausgehende Philosophie, sondern der höchste Beweis vom speculativen Genius ihres Urhebers ist, in dem eine Menge von Richtungen und Probleme anklingen, die nacheinander und zu ihrer Zeit alle Befriedigung finden müssen, dies bedarf wol kaum der besondern Erinnerung, und auch darum könnte man Fichte den Descartes der neuern Zeit nennen, weil er, gleich diesem, trotz seiner nach außen hin in scharfbestimmten Resultaten auslaufenden Philosophie, im Innern die Embryos der spätern Systeme gehegt hat.

Aber hieraus ergibt sich für den gegenwärtigen Zweck eine weitere Frage. Laut dem Obigen erscheint die Beschuldigung atheistischer Denkweise nach ihrem innern Grunde als eine völlig nichtige, ja ungereimte. Aber auch der äußere Schein, der etwa

---

*) Am Schlusse des beschuldigten Aufsatzes (Werke, V, 189).

solche Anklage hervorrufen konnte, darf nach der Mittheilung der authentischen Stellen als geringfügig, ja bei näherer Prüfung als ganz unhaltbar bezeichnet werden. So muß sich jedem die Vermuthung aufdrängen, daß zu dieser Anklage fremde, aus andern Quellen stammende Motive mitwirkten, daß, wenn es nicht gerade Fichte gewesen wäre, welchem diesen Verdacht anfzuheften anderer Gründe wegen genehm schien, jene Aufsätze höchst wahrscheinlich unbeachtet geblieben wären. Noch merkwürdiger wird es, wenn wir die innere Stellung des Staates, welcher der erste Ankläger gegen Fichte wurde, zu dem ganzen Handel und dessen Veranlassung ins Auge fassen. Es war bekannt, daß auf der Landesuniversität desselben, in Leipzig, der Kantianer Heidenreich den „skeptischen Atheismus" eben, den Fichte in seiner Abhandlung bekämpfte, unangefochten verkündet hatte, abgesehen von den zweideutigen religiösen Gesinnungen, welche das Publikum einem andern berühmten Lehrer der Philosophie daselbst, E. Platner, zuschrieb. Und dennoch durfte diese Regierung der herzoglich weimarischen drohen, daß, wenn „die Verfasser und Herausgeber solcher Aufsätze", die Urheber solchen „Unwesens" nicht „ernstlich gestraft würden", sie ihren Landeskindern den Besuch der Universität Jena untersagen müsse!

II.

Daß die Gründe, welche den Angriff auf Fichte hervorriefen, weit mehr politischer und kirchlicher als wissenschaftlicher Natur waren, eigentlich seiner Person und Wirksamkeit, weniger seiner Theorie galten, ist durch das Bisherige schon fast außer Zweifel gestellt. Jetzt ist zu zeigen, welche bestimmtere Veranlassungen die Katastrophe herbeiführten.

Auf Fichte hatten sich, dürfen wir behaupten, die Conflicte gehäuft, welche damals die Gebildeten im geheimen, aber darum nicht weniger tief oder unversöhnlich entzweiten; ja an ihm kamen sie zum Ausbruch, denn sein energischer, durch Widerstand nur wachsender Charakter that oder bekannte sich laut zu dem, was andere dachten, aber klug nur „mit tiefstem Stillschweigen" bedeckten. *)

*) Charakteristische Worte Goethe's, welcher es Fichte in seiner Weise höchlich verdachte, sich überhaupt nur „über Gott und göttliche Dinge" aus-

Daher auch die gewaltige Aufregung der Zeitgenossen gegen oder für ihn, welche der Kampf hervorrief; es war die ganze Zeit, die in dieser Controverse sich wiederfand.

In welchen politischen Gegensätzen man damals, während der Französischen Revolution, hin und her gezogen wurde, ist bekannt; aber auch das Verhältniß zur Kirche, zum Christenthume war innerlich loser geworden, oder war wenigstens ein wesentlich anderes, als es jetzt ist. Man meinte, daß höhere Bildung überhaupt möglich sei ohne Christenthum; ja in dem Verhältnisse glaubte man sie wirklich erreicht zu haben, als man sich frei zeige von kirchlichen Formen und Glaubensmeinungen; und an verschiedenen Proben und Versuchen, dies zu bethätigen, fehlte es auch nicht. Alles Kirchliche umgab nur noch, wie ein lockeres Band oder eine bedeutungslose Form, ohne eingreifende Wirkung, das Leben der damals Gebildeten; selbst die christlichen Vorstellungen waren halb vergessen oder gleichgültig geworden. Will man ein Beispiel und zugleich ein Document dieser Denkweise, wie sie in den ersten Geistern sich abspiegelte, getragen dabei von der höchsten Bildung und dem geistigsten Streben, um die ideelle Welt, die ihnen in der Religion nicht mehr nahe war, durch die Kunst wieder zurückzuführen, so verweisen wir auf den Goethe-Schillerschen Briefwechsel. Man hat mit Ernst und Spott die pietistische Plumpheit bestraft, welche daraus für jene Männer eine moralische Anklage herleitete; man konnte jedoch die Thatsache anerkennen, und das Urtheil über Thatsachen wird ohnehin jedem anheimgestellt bleiben müssen.

Aber ein Zweites grenzte daran, was als nächster Schritt manchem vielleicht nicht schwer dünken mochte. Jenseit des Rheins hatte man das Christenthum abgeschafft und den Dienst der Vernunft dafür eingeführt; aber auch diesseits glaubte man sich hinreichend vernünftig und gesittet, um der polizeilichen Aufsicht der Kirche zu entbehren; und indem auch über diese Dinge die extremsten Meinungen gewaltsam hervortraten, erwartete man von den entgegengesetzten Seiten, von der kirchlichen wie der

---

gelassen zu haben, „über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet" (Werke, XXXI, 32).

kirchenfeindlichen Partei, wer unter den tonangebenden Männern den ersten Schritt thun würde, auch äußerlich jene für so viele leergewordenen Formen abzuwerfen. Was in diesem Betreff in Fichte's näherer oder fernerer Nachbarschaft vorging, ist vielleicht vergessen, wenigstens kaum an die rechte Stelle in dem Bilde damaliger Culturgeschichte gebracht; was man von ihm selbst etwa erwartete, dafür kann als charakterisirendes Zeichen die Anekdote dienen, daß, als ihm ein Sohn geboren wurde, man in seiner Umgebung alles Ernstes erwartete, er werde die Taufe desselben nicht zulassen, und als Fichte, deshalb befragt, das Gegentheil versicherte, wollte man ihm dies als Inconsequenz anrechnen, oder als ein noch nicht überwundenes Jugendvorurtheil, welchem oft auch „die größten Männer" sich nicht entschlagen könnten.

Noch entschiedener galt er als Haupt einer politischen Opposition. Er hatte im Jahre 1793, zuerst anonym, die „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die Französische Revolution" geschrieben und sich nachher als den Verfasser jener Schrift bekannt, wo er in der allgemeinen Einleitung den „erschreckenden" Gedanken untersucht: „unter welchen Bedingungen dem Volke das Recht einer Revolution erwachse?" Hatte er freilich in der Vorrede (Th. I, S. XIV) über den vorsichtigen Gebrauch seines Buchs einige „höchstnöthige" Cautelen ausgesprochen, die Anwendung jener allgemeinen Grundsätze ausdrücklich für ungerecht und unvernünftig erklärt; hatte er alles in die Worte zusammengefaßt (XXI): „Seid gerecht, ihr Völker, und eure Fürsten werden es nicht aushalten können, allein ungerecht zu sein" — dennoch hatte er durch die ganze Art der Behandlung für immer und den Grundsätzen nach mit der Herrschergewalt gebrochen. So war Fichte, ohne es selbst zu beabsichtigen, zu einer Parteistellung hinaufgedrängt worden, und alles, was er unternahm oder unterließ, wurde ihm als Resultat weiterer Plane und geheimer Absichten ausgelegt.

Ebenso dürfen wir an sein Verhältniß zum herrschenden Kirchenglauben erinnern. Er hatte „weil man ihm die Stunden in den Wochentagen verkümmerte" (Goethe, a. a. O., S. 54), religiös-moralische Vorlesungen an Sonntagen für die Studirenden angekündigt, in der Absicht gerade und mit dem ausgesprochenen Vorsatze,

den Studirenden, welche sich der kirchlichen Zucht und Andacht weit entwachsen hielten, durch dieselbe mit dem religiösen Leben in Verbindung zu erhalten. Das Consistorium in Jena sah darin die Absicht, „durch jene Vorlesungen die zeitherige gottesdienstliche Verfassung zu untergraben", und das weimarische Oberconsistorium trat diesem Berichte in allem bei. Ein Blatt, welches als ein entschiedener „Kämpfer für Thron und Altar" zwar sehr getheilten Beifall, aber desto größern Einfluß bei höchsten Ständen und Personen hatte, behandelte diesen Verdacht als eine bereits erwiesene Thatsache und gründete darauf eine öffentliche Anklage gegen Fichte.*) Wie konnte es anders sein, als daß Fichte nach solchen Erfahrungen und bei solchen Gegnern in der spätern Anklage nur einen Angriff auf seine ganze Lebensstellung sehen konnte und einen Kampf auf Leben und Tod beschließend in seiner „gerichtlichen Vertheidigung" sagen durfte: „daß er, der bisherigen Anfechtungen solcher Art müde, sich entweder für sein ganzes übriges Leben Ruhe schaffen oder muthig zu Grunde gehen wolle." **)

---

*) Das Genauere darüber ist bereits oben, S. 255 fg., berichtet worden.

**) Verantwortungsschrift, S. 88—90. Indem wir hier die Verantwortungsschrift erwähnen, scheint es am Orte, eine vermeintliche Thatsache zu berichtigen, welche in dem Knebel'schen Briefwechsel („K. L. von Knebel's Literarischer Nachlaß und Briefwechsel" [Leipzig 1835], II, 325) aus derselben angeführt wird. Zwar ist diese längst der Oeffentlichkeit übergeben, auch haben wir die sämmtlichen übrigen Aktenstücke in dieser Angelegenheit bei der Lebensbeschreibung abdrucken lassen, sodaß jeder die Berichtigung selbst anstellen könnte. Doch weiß man, wie oft selbst das Gedruckte unbekannt und unbeachtet bleibt. Karoline Herder theilt a. a. O. ihrem Correspondenten aus jener Vertheidigungsschrift „im Vertrauen" mit: Fichte sage darin, was er erwarte, daß die durchlauchtigen Erhalter thun werden; er schreibe zwar nicht vor, aber er drohe mit sehr deutlichen Worten, wenn er keinen Schutz gegen die Kabale finde, „dahin zu gehen, wo Gewalt gilt, weil man da doch auch die Hoffnung hat, einen Theil dieser Gewalt an sich zu reißen". Hierauf nun, setzt sie hinzu, werde ihm von Weimar aus der Rath des Wanderns gegeben werden. Nach dem Context jener Anführung könnte sie sich nur auf S. 109 oder auf S. 114 fg. der Verantwortungsschrift beziehen. Weder an diesen Stellen noch sonst in der übrigen Schrift oder in der „Appellation" findet sich jedoch etwas,

Hier aber hatte er die bestimmtesten Gründe auf diese Weise, zu handeln. Er spricht sie in der Verantwortungsschrift und in einem später gedruckten Sendschreiben also aus: es scheine ihm von unübersehbar wichtigen Folgen, daß die Höfe bei dieser Frage zu einem reinen Rechtsurtheile genöthigt würden. Fiele es für ihn aus, so habe die Wahrheit einen wichtigen Sieg erfochten; werde er verurtheilt, „so wüßten von nun an alle freien Denker, wie sie mit den gegenwärtigen Regierungen daran seien". So war gleich im Beginne sein Interesse ein dem der Höfe völlig entgegengesetztes; diese wollten Umgehung des Hauptpunktes, Vermeidung der Rechtsfrage, die, nach welcher Seite hin sie auch entschieden wurde, sie entweder mit mächtigen Nachbarhöfen zu entzweien drohte oder vor den Augen des Publikums unheilbar compromittiren mußte. So bezeugt es Goethe ausdrücklich; denn dies sind die Unbequemlichkeiten, Verlegenheiten und Beschwernisse, welche er Fichte beschuldigt, in diesen und andern Dingen seinem Hofe bereitet zu haben; und jener ist um so mehr hier anzuführen, als es sich jetzt wol aussprechen läßt, daß er es war, der eigentlich die letzte Katastrophe veranlaßte, welche Fichte's Entfernung von Jena herbeiführte.

Dies gewinnt erst volles Verständniß, wenn wir Goethe's innere Stellung zu den politischen Gesinnungen und Bestrebungen, die auch Fichte theilte, erwägen. Wir beziehen uns darüber auf

---

das an jene Aeußerungen auch nur erinnern könnte; wir müssen das Ganze als eine durch nichts begründete Unterstellung bezeichnen, einzig erklärlich aus dem hartnäckigen Wahn, daß Fichte, in geheime politische Verschwörung verwickelt, irgendwelche Umwälzungen im Vaterlande bewirken wolle; ein Verdacht, gegen welchen sich Fichte in seiner Verantwortungsschrift umständlich rechtfertigt und das Ungereimte solcher Plane für ihn und nach seinem Standpunkte von allen Seiten ins Licht setzt. Auch die Urtheile von Karoline Herder über diese und andere gleichzeitige Ereignisse, welche sich in jener Correspondenz finden, haben sehr durch die gereizte Gedrücktheit ihre Färbung erhalten, welche Herder den literarischen Größen seiner Umgebung gegenüber empfand und die ihn auch in seiner „Metakritik" (Werke zur Philosophie, XVII, 210—212) und „Kalligone" (XVIII, 7—9) zu den persönlichen Ausfällen gegen Fichte fortriß, welche Reinhold in einem Briefe an Jacobi geradezu ein Pasquill auf denselben nannte („Reinhold's Leben und literarischer Briefwechsel" [1825] S. 247).

die Andeutungen in seinen „Tag- und Jahresheften", welche, unschätzbar zum Einblicke in die geheimsten Lebens- und Literaturverhältnisse damaliger Zeit, von der gesättigtsten Erfahrung darüber und von einem Urtheile im umfassendsten Maßstabe der Erwägung zeugen. Aber sie bedürfen bei ihrer sinnvoll lakonischen, vieles nur halb oder im Profile zeigenden, überhaupt absichtsvollen Darstellung eines Commentars (stellenweise der Berichtigung und Vervollständigung), mit dem aber nicht gesäumt werden darf, solange noch Zeitgenossen jener Tage unter uns sind, oder wenigstens die nächste Ueberlieferung uns noch zu Gebote steht. Zunächst nun bedarf es kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß jene beiden Männer nach ihrer politischen Gesinnung, mithin in dem Urtheil über den Werth ihrer Gegenwart nicht blos antagonistisch gesinnt waren, sondern unter den Protagonisten der beiden entgegenstehenden Parteien hervorragten. Goethe war anerkannterweise, seiner Lebensstellung und Individualität ganz gemäß, ein bitterer Feind der Französischen Revolution in allen ihren Phasen und Einwirkungen geblieben; überhaupt war er jeder Erregung abgewendet, wenn sie von unten kam und das ganze Volk ergriff. Wie niedrig und nur von der burlesken Seite er jenes weltgeschichtliche Ereigniß aufgefaßt und behandelt habe, zeigen seine dahin einschlagenden dramatischen Erzeugnisse, „Der Bürgergeneral" und „Die Aufgeregten", wo die eingeschränkt gehässige Ansicht des Gegenstandes sogar die poetische Auffassung bis zur Geschmacklosigkeit herabdrückt. Er spricht sich in seinen „Tag- und Jahresheften" (S. 47, 48), zunächst zwar es auf Reichardt beziehend, in den härtesten Ausdrücken gegen ein untergrabendes Geheimtreiben im Vaterlande aus, das er „durch und durch geblickt habe". Fichte war aber verdächtig, daran theilzunehmen; auch seiner Regierung und zwar in dem Maße, daß man seine Correspondenz beaufsichtigte und seine Briefe erbrach (Verantwortungsschrift, S. 99); und was namentlich Reichardt betraf, der hier, merkwürdig genug, von Goethe als das Haupt eines unruhigen, halb literarischen, halb praktischen Wirkens und Betreibens bezeichnet wird, so war es wol kaum als Geheimniß behandelt worden, daß Fichte wenigstens vorübergehend (in den Jahren 1795—97) mit ihm in Verbindung gestanden, daß er ihm für seine politisch-literari-

schen Zeitschriften Mitwirkung zugesagt und Mitarbeiter verschafft habe.

So mußte sich Fichte nach seinen Gesinnungen und selbst durch seine politisch-literarischen Associationen als den politischen Gegner Goethe's, dieser sich als den seinigen betrachten, welches Verhältniß zur damaligen Zeit fast noch mehr wie jetzt gegenseitiges Vertrauen und volle zusammenwirkende Anerkennung ausschloß. Und wie auch im Auf- und Abwogen der gesellschaftlichen Aeußerungen die politischen Urtheile oft grell aufeinander treffen mochten, davon berichtet einen charakteristischen Zug ein für die ganze Angelegenheit wichtiges Schreiben von Fichte an Reinhold, wo er, des rastadter Gesandtenmordes erwähnend und der Aufregung, die diese abscheuliche That in der Gesellschaft hervorgebracht habe, hinzusetzt, Goethe und Schiller hätten ausgerufen: „So ist's recht, diese Hunde muß man todtschlagen.“

Dadurch ist nun Fichte's inneres Verhältniß zu seiner damaligen Regierung und zu dem einflußreichsten Manne derselben vollständig dargelegt. Goethe konnte nach seiner entschiedenen Parteinahme in jener Hauptangelegenheit der Zeit Fichte wegen seiner Genialität und der Macht seines Einflusses auf die Akademie eigentlich nur tolerabel, wider Willen unentbehrlich finden; dieses zwang ihn zu seiner Anerkennung, aber es war kein freiwilliges Interesse, das auf Uebereinstimmung und Vertrauen beruht oder solches hervorgerufen hätte; und so ließ er ihn fallen, als die Zeit der Prüfung gekommen war und es günstiger scheinen konnte, andern Interessen zu folgen. Wie wir aus sicherer mündlicher Ueberlieferung wissen, war es Goethe, der bei dem Schwanken der andern Räthe, namentlich des Geheimrath Voigt, die Maßregel durchsetzte, Fichte die Demission zu ertheilen und ihm den „Rath des Wanderns“ zu geben, und, als man ihm vorwarf, dadurch der Universität einen unersetzlichen Schaden zugefügt zu haben, in die Worte ausbrach: „Ein Stern geht unter, der andere erhebt sich!“

Bemerkenswerth ist es dabei, daß die aus dem gleichzeitigen Eindrucke geschöpften Urtheile über Fichte in dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel neben dem Anerkennen der geistigen Kraft und der gewaltigen Einwirkung auf die Zeit doch den Nebeneindruck

des Incommensurabeln, Problematischen, kurz, des unheimlich Imponirenden zeigen, den Fichte auf beide Männer gemacht hatte. Und dies endlich, die unabhängige Stellung, welche er sich zur Universität und zu den Behörden gegeben hatte, das innere, daraus allmählich hervorgewachsene Misverhältniß, endlich der Conflict der beiden stärksten Persönlichkeiten gegeneinander war es, was die Katastrophe, äußerlich sehr leicht zu vermeiden, innerlich fast unabwendbar, herbeiführte.

Um die nachfolgende Erzählung der äußern Umstände einzuleiten, halten wir für zweckmäßig, das Urtheil und die Auffassung der beiden Männer mit ihren eigenen Worten einander gegenüberzustellen, welche hier als Gegner aufeinander trafen; denn diese Verschiedenheit der Auffassungen hat eben den Ausgang herbeigeführt. Goethe vertritt die Regierung; aber gerade darum ist er genöthigt, dem Thatbestand in seinem Berichte fremde Nebenzüge beizumischen. Er stellt Fichte dar als Opfer seiner eigenen „Uebereilung", die er später jedoch selbst „bereute", als er erfuhr, wie „wohl es die Regierung mit ihm gemeint habe". In Fichte's eigenem Endurtheil über die Sache — nicht mit Ostentation vor dem Publikum, sondern in einem vertrauten Schreiben an die Gattin niedergelegt — findet sich das gerade Gegentheil von diesem allem, und es wird später sich zeigen, wie wenig jener Bericht mit dem wahren Hergange übereinstimmt. Goethe's Aeußerungen endlich in dem Briefe an Schlosser lassen keinen Zweifel über die Gründe seines „Votum" in dieser Sache. Er wollte einerseits einer „unverschämten Präoccupation" für Fichte entgegentreten, anderntheils seinen „Trotz" bestraft wissen.

„Nach Reinhold's Abgang" — so erzählt Goethe in seinen „Tages- und Jahresheften"*) — „der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen im höhern Betrachte nichts auszu-

*) Werke, XXXI, 31, 32, 153 fg.

setzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fand. Kleine und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der obern Behörden, getuscht und geschlichtet, als uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in seinem «Philosophischen Journal» über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien. Er ward in Anspruch genommen; seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man diesseits für ihn gesinnt sei, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und ebenso wenig, wie man ihm auf das gelindeste herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen unsichern Reden auf der Akademie ineinander; man sprach von einem ministeriellen Vorhalt, von nichts geringerem als einer Art Verweis, dessen Fichte sich zu gewärtigen hätte. *) Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Ministerium einzureichen, worin er, jene Maßregel als gewiß voraussetzend, mit Ungestüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne weiteres von der Akademie abziehen, und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer mit ihm einstimmig den Ort zu verlassen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt; hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich

---

*) Ein solcher war ihm, wie der Erfolg aus den Acten ergeben hat, wirklich zugedacht.

nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.

„Zu einer Verabredung jedoch, mit ihm die Akademie zu verlassen, wollte sich niemand bekennen; alles blieb für den Augenblick an seiner Stelle; doch hatte sich ein heimlicher Unmuth aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umthat, und zuletzt Hufeland der Jurist nach Ingolstadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten."

In so abgeschwächter Gestalt stellte die Erinnerung des lange Vergangenen dem Dichtergreise den Hergang dar. Der mildernde Schein entschuldigender Billigkeit ist über das Ganze verbreitet, raubt ihm aber darum die innere Wahrheit. Anders und unstreitig zutreffender spricht ein gleichzeitig geschriebener Brief das Urtheil Goethe's aus. Fast ohne Bedauern erblickt er in der jenaer Katastrophe für Fichte sogar dessen Untergang.

An Syndikus Schlosser in Frankfurt.*)

W., d. 30. Aug. 1799.

— — Was Fichte betrifft, so thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörichte Anmaßung ihn aus einer Existenz herauswarf, die er auf dem weiten Erdenrunde, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wiederfinden wird. Je älter man wird, desto mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber, wie ich fast fürchte, für sich und die Welt verloren. Uebrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation so ungemein weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er auch von der einen Seite gebilligt, von der andern Seite nicht getadelt werden kann. Und ich für meine Person gestehe gern, daß ich gegen

*) Aus dem „Gedenkbuch der vierten Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Frankfurt a. M." (1840), S. 79.

meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte.

* * *

Diesem allem stellen wir das Endurtheil Fichte's gegenüber, in einem Briefe an seine Gattin vom 20. August 1799:

„Siehe, meine Gute, ich sehe die Sache jetzt so an: Daß ich keinen Verweis haben wollte und mit dem Abschiede drohte, war ganz recht und meine Sache; es reuet mich nicht im geringsten und ich würde dasselbe in demselben Falle wiederholen. Daß sie die Dimission annahmen, ist *ihre* Sache; daß sie dabei die Form nicht so ganz beobachteten *), gleichfalls die *ihrige*, nicht die meine. Ich zürne nicht auf sie, denn ich habe meinen Willen. Ich wollte keinen Verweis und ich habe keinen. Dieser Abschied wird mich nicht unglücklich machen. Ich billige ganz meinen *ersten* Brief. Ich misbillige blos den zweiten, den mir Paulus herauspreßte."

Auch sei hier noch das Urtheil Reinhold's hinzugefügt (Brief vom 12. Juni 1799):

„Es muß durchaus bekannt werden, daß Sie unschuldig daran sind **), daß die Regierung sich selbst gesagt sein lassen wollte, was Sie nur Voigt gesagt haben, und daß allerdings Sie *gegen* Ihren Willen und um keines andern Grundes, als der von der Regierung selbst so genannten *Unbedachtsamkeit*, Amt und Brot verloren haben."

So kennt nun der Leser den Umriß der Begebenheit und den Punkt, an welchen ihre Entscheidung sich knüpfte. Daran mag die Erzählung der einzelnen Umstände sich schließen.

III.

Die beiden philosophischen Aufsätze Fichte's und Forberg's hatten fast ein Jahr vor den Augen des Publikums gelegen, als eine anonyme Flugschrift: „Schreiben eines Vaters an seinen

---

*) Indem die weimarische Regierung einem Privatschreiben officiellen Charakter und Wirkung gab.

**) An dem Misbrauche jenes Privatschreibens.

studirenden Sohn über den Fichte'schen und Forberg'schen Atheismus" (1798, ohne Verleger und Druckort) mit ihrer Denunciation hervortrat. Sie erschien unter ganz eigenen Umständen; ihr (unbekannter und unbekannt gebliebener) Verfasser schien es darauf abgesehen zu haben, daß man den verdienten Dr. theol. Gabler in Altdorf, den man um seines wissenschaftlichen Geistes und seiner Mäßigung willen schon als eine Autorität gegen Fichte betrachten konnte, als den Urheber derselben vermuthe. Die am Ende des Schreibens beigefügte Namensunterschrift (der Buchstabe G mit fünf Punkten), mehrere Eigenthümlichkeiten und Provinzialismen seiner Schreibart sollten diese Deutung wahrscheinlich machen. Die Schrift wurde in Kursachsen „mit Mühe in Umlauf gesetzt" und namentlich in Leipzig „unentgeltlich vertheilt", unter der Versicherung, Gabler selbst lasse sie also verbreiten. Und nicht unbemerkt bleibe hier, daß von Gabler, nicht von Fichte, diese Umstände zuerst bekannt gemacht wurden, daß es seine Worte sind, die wir anführen. Er protestirte nämlich sogleich öffentlich gegen das Gerücht, daß er der Verfasser jener Schrift sei, als gegen eine seiner Ehre nachtheilige Verleumdung, und bezeichnete jene dabei „als delatorisch, beleidigend und mit gänzlicher Unkenntniß des beurtheilten Gegenstandes abgefaßt".*)

Dennoch ist völlig erwiesen, daß diese Schrift die einzige Veranlassung zur öffentlichen Anklage gab; auf solches Zeugniß hin wurde die Lehre eines Denkers von einem fremden Staate offenkundig geächtet und er selbst mit der härtesten Verfolgung bedroht. Irgendjemand mußte nämlich Gelegenheit gefunden haben, das Oberconsistorium zu Dresden auf sie aufmerksam zu machen; denn dieselben, aus dem Zusammenhange gerissenen und durch Unkenntniß des Systems wie des philosophischen Sprachgebrauchs misdeuteten Stellen, die in jener Schrift angeführt werden, bezeichnet auch das kurfürstlich sächsische Requisitionsschreiben an die sächsischen Herzoge, sodaß über die Quelle, die dasselbe benutzte,

*) Vgl. Intelligenzblatt der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1799, Nr. 13, S. 101. Die unentgeltliche Vertheilung der Schrift mit dem angeführten besondern Zusatze wird zugleich in einer damals zu Leipzig erschienenen Broschüre bezeugt, die Fichte's Verantwortungsschrift (S. 120) genauer anführt.

kein Zweifel übrig bleibt. Der erste öffentliche Schritt der kursächsischen Regierung war ein Rescript an die eigenen Universitäten, Leipzig und Wittenberg, das die Confiscation der angeschuldigten Aufsätze und das Verbot des Journals für die Zukunft verfügte. Ihm folgte das angeführte Requisitionsschreiben an die Erhalter der Universität Jena, worin Fichte und Forberg „als des gröbsten Atheismus schuldig" bezeichnet wurden, „der nicht nur mit der christlichen, sondern selbst mit der natürlichen Religion in offenbarem Widerstreite sei". Man forderte nachdrückliche Bestrafung, mit dem drohenden Beifügen, daß sonst der Besuch der Universität Jena den kursächsischen Unterthanen verboten werden würde. *) Aehnliche Aufforderungen zum Verbote der angeschuldigten Schriften gelangten auch an die andern protestantischen Höfe, und Hannover entsprach auch durch ein eigenes Edict diesem Ansuchen, während Preußen mit dem Bescheide**), daß es das Gutachten seines Oberconsistoriums darüber vernehmen wolle, die Sache von sich ablehnte; eine weise Bedachtsamkeit, welche für Fichte der erste Wink wurde, mit völligem Vertrauen diesem Staate sich zuzuwenden.

Gegen jene Maßregel der Confiscation war Fichte's „Appellation an das Publikum" gerichtet ***), die erste in der Reihe der zahlreichen Schriften, welche in dieser Angelegenheit erschienen. Am 19. Jan. 1799 überreichte er sie mit einem (im zweiten Bande abgedruckten) Briefe dem Herzoge von Weimar, ausdrücklich darin bevorwortend, daß er hier nicht als Staatsdiener vor seiner Behörde sich rechtfertige, sondern als freier Gelehrter dem Publikum gegenüber dessen Urtheile berichtigen wolle. Dennoch machte diese Schrift in Weimar den übelsten Eindruck, nicht weil die Sache unbefriedigend gedünkt hätte, sondern weil überhaupt auf die Sache mit Ernst und Nachdruck eingegangen war, während man

---

*) Vgl. Intelligenzblatt der „Allgemeinen Literaturzeitung", Nr. 40, S. 319. Das Confiscationsedict selbst ist vor Fichte's „Appellation" abgedruckt.

**) Vgl. Schaumann, „Erklärung über Fichte's Atheismus" (Gießen 1799), S. 88, wo sich auch S. 86 das kurhannoverische Confiscationsedict findet.

***) „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus; eine Schrift, die man zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt" (Jena und Tübingen 1799). Werke, Bd. V.

dort von Anfang an mit dem anklagenden und den miterhaltenden Höfen aufs sorgfältigste unterhandelt hatte, das Sachliche des Streites ganz fallen zu lassen; während man ihm, um aus einer Verlegenheit herauszukommen, der wir sogleich gedenken werden, ohne Aufsehen und in der Stille, wie Goethe sich ausdrückt, „aufs gelindeste herauszuhelfen gedachte". Diese Absicht, die Fichte jedoch nicht theilte, ja nach der innern Beschaffenheit seiner Lage, wie gezeigt worden, nicht theilen konnte, war nun erschwert, ja fast vereitelt. Schiller übernahm es, in einem Briefe diesen nachtheiligen Eindruck von seiten der ersten Räthe, ja des Herzogs selbst zu melden und mündlich weitere Eröffnungen zu verheißen, welche gerade zu einer Zeit, wo Fichte seine „gerichtliche Verantwortung" bei der Staatsbehörde einzureichen hatte, wol auch Winke und Vorstellungen in sich schließen mochten, sich den Ansichten des Hofes besser zu fügen. Daß diese ihn nicht lenksamer gemacht haben mögen, geht aus der Weise hervor, mit welcher Fichte dieser privaten Nebenverhandlungen in seiner spätern Denkschrift erwähnt:

„Es mußte vermittelt, es mußte ein Seitenweg eingeschlagen werden, und diesem Seitenwege sollte ich mich fügen. Recht gegen den mächtigen Ankläger erhalten konnte ich bei ihnen nicht; vielleicht sollte ich auch so wenig als möglich verletzt werden, aber diese Schonung mußte als Gnade erscheinen. So konnte wol der Hof rechnen, aber nicht ich. Ich war dieser geheimen Gänge überhaupt schon seit langem müde, hatte seit geraumer Zeit auch in andern Angelegenheiten nicht nachgesucht und angefragt, besonders aber wollte ich es in der gegenwärtigen nicht thun. Ich glaubte es der Wahrheit schuldig zu sein, daß die Höfe zu einem reinen Rechtsurtheil genöthigt würden, daß ich wenigstens von meiner Seite nichts thäte, um ihnen die Abweichung davon möglich zu machen. — — Zu diesem Zweck ist meine Verantwortungsschrift geschrieben."

Hiermit und dadurch allein schon hatte er mit dem Hofe völlig gebrochen; denn er hatte „gehemmt, ja paralysirt", was Goethe „allen guten Willen gegen ihn" nennt. Allgemein war die Anklage seiner Hitze, seiner Unfügsamkeit; die alten Antipathien regten sich stärker, Herder trat gleichzeitig mit seiner „Metakritik" hervor, Schiller sprach von „incorrigiblen Schief-

heiten"*) und auch Goethe verübelte ihm sehr die Keckheit, seine Vertheidigung unvermerkt in eine Gegenanklage zu verwandeln, auf den politischen Kampfplatz herüberzuziehen und seine politischen Gegner zugleich als religiöse Obscuranten darzustellen — der ärgste Vorwurf vielleicht, den es in seinen Augen geben konnte! Jetzt, hieß es, sei das Wenigste, ihn mit einem derben Verweise seiner „Unvorsichtigkeit" zu belegen.

Vergleicht man nämlich den Inhalt der Verantwortungsschrift**) mit dem, was nach den vorausgegangenen Warnungen von ihr erwartet wurde, so muß man freilich bekennen, daß der Contrast kaum größer sein konnte. Sie war im Tone noch schärfer als die „Appellation", in der Beweisführung drang sie noch unerbittlicher auf unzweideutige Entscheidung. Jeder Punkt wurde erörtert und jede Möglichkeit eines fernern Einwands abgewiesen, sodaß hier im umgekehrten Verhältniß der merkwürdige Fall eintrat, vom Angeklagten seine Vertheidigung gründlicher geführt zu sehen, als sein Richter es verlangte. Die Schrift behandelt drei Fragen: zuerst, ob es unter jeder Bedingung unerlaubt sei, besonders in Werken philosophischen Inhalts, wahrhaft irreligiöse Lehren vorzutragen; was in seiner Irrigkeit und Unausführbarkeit nachzuweisen nicht schwer war. Die zweite Frage, ob die verklagten Aeußerungen in der That atheistisch seien, wurde aus dem Innern seines Systems beantwortet, sodaß über ihren wahren Sinn kein Zweifel bleiben konnte. Endlich wurde, und dies war die empfindlichste Seite für die Gegner, der wahre Grund der Anklage, die maskirte politische Verfolgung und die verächtliche Veranlassung dazu, die in der erwähnten anonymen Schmähschrift bestand, ohne Schonung aufgedeckt und auch hier jeder Punkt mit den gehörigen Belegen erwiesen. Zuletzt drang er auf das entscheidende Resultat, entweder von jener Anklage ihn ehrenvoll freizusprechen, oder, wenn man seine wahren Lehren

---

*) „Goethe-Schiller's Briefwechsel", V, 72. Zunächst zwar einen andern Schritt Fichte's meinend; aber der Ausdruck bezeichnet auch überhaupt, wie sein ganzes Verhalten von Schiller beurtheilt wurde.

**) Nachher herausgegeben von J. G. Fichte unter folgendem Titel: „Der Herausgeber des Philosophischen Journals gerichtliche Verantwortungsschriften gegen die Anklage des Atheismus" (Jena 1799). Werke, Bd. V.

in der That verabscheue, als Irrlehrer ihn seines Amtes zu entsetzen. Er hatte das Bewußtsein, in dieser ganzen Angelegenheit nach Grundsätzen und tadellos gehandelt zu haben, und war nie in der Stimmung, aus verächtlicher Schwäche etwas zu dulden, was jenen Grundsätzen widersprach. Und noch allgemeiner könnte man fragen, woher denn irgendeiner Regierung die Competenz komme, über Vorsicht oder Unvorsichtigkeit wissenschaftlicher, besonders philosophischer Aeußerungen zu urtheilen? Kurz, Fichte war entschlossen, mit einem öffentlichen Verweise sich nicht belegen zu lassen, der ihn vor dem Publikum unheilbar compromittiren müsse; wol aber, äußerte er sich, werde er jede Weisung sich gefallen lassen, welche nicht den Charakter der Oeffentlichkeit an sich trüge.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Fichte sich nichts vorzuwerfen. Er blieb consequent in der Defensive, und wie auch die Entscheidung gefallen wäre, er hätte nur mit unantastbarem Rufe aus dem Handel hervorgehen können. Aber er überschritt diese Grenze, indem er fremdem Rathe folgte, welcher ihn zu vermittelnden, „verhütenden" Schritten bei der Regierung durch einen in diesem Sinne geschriebenen Brief an den Geheimrath Voigt aufforderte, dies Schreiben persönlich zu überbringen und die Sache eifrig zu unterstützen versprach. Der Rathende war sein College, der Theolog Paulus, damals gerade Prorector der Universität und deshalb um so eher berufen, ihm zu rathen und zu einem gemeinschaftlichen Schritte mit ihm sich zu vereinigen. *)

*) Paulus selbst („Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte" [Heidelberg 1839], S. 168—176) erzählt diese Umstände und bekennt sich zur Theilnahme an jenem Briefe, hinzufügend, er sei eigens, um ihn zu überbringen, nach Weimar gereist, zugleich aber auch um dem Curator (Voigt) als Ausweg der Vermittelung vorzuschlagen, daß Fichte „auf nicht amtlichem Wege (sodaß es nicht durch den Kanal des akademischen Senats gehe) sich alles wolle sagen lassen, was die Regierung ihm zu sagen für gut fände". Daß jener verhängnißvolle Brief wirklich aus gemeinschaftlicher Berathung hervorgegangen, zeigt ein im Nachlasse noch vorhandenes Blatt, dessen Inhalt ich zum ersten male publicire. Es muß als briefliche Beilage für Paulus dem Concepte des Schreibens an den Curator beigelegen haben und lautet folgendermaßen:

„Hier, mein Theuerster, das Concept. Ich habe den Privatverweis nicht besonders berührt, sondern nur den öffentlichen verbeten. Wenn sie

Dennoch lud er dadurch den verderblichen Schein der Inconsequenz auf sich, indem er factisch in die Offensive übertrat. Denn was er der Regierung zu eröffnen hatte, daß er einem „öffentlichen" Verweis sich nicht fügen werde, konnte dieser nur als Trotz oder als Drohung erscheinen. Wie sehr er diese Uebereilung später bereute, hat er selbst in seiner Denkschrift auf erschütternde Weise ausgesprochen: „Hätte ich ihnen doch nicht

---

nicht selbst auf diesen Ausweg fallen, ist es doch nicht meine Sache, sie direct darauf hinzuweisen. Ihr F."

„Ich bin völlig einverstanden. Vielleicht wäre es aber Ihrem Zwecke, das Aeußerste zu verhüten, gemäß, wenn Sie auf der vorletzten Seite, lin. 12, noch bestimmter schrieben:

«Es würde mir nichts übrig bleiben, als einen solchen Verweis, welcher mich vor dem nie aussterbenden Richter, dem Publikum, compromittirte»

oder dergleichen etwas. So ließe sich, wenn es noch nöthig wäre, der Ausweg auf einen nicht öffentlich compromittirenden Verweis von Voigt desto leichter herausfinden, ohne daß Sie es sagen. Ihr P."

D. 21. März 1799.

Der Erfolg dieses gemeinschaftlichen Schrittes ist bekannt. Wie Paulus erzählt, zeigte Voigt sich zugänglich und „wollte berichten". Man wählte den entgegengesetzten Ausweg, den öffentlichen Verweis, und zwar in härtester Form, und ertheilte zugleich, seiner eigenen Entschließung zuvorkommend, Fichte die Entlassung. Den Urheber dieses Entschlusses der Regierung haben wir genannt. Aber Fichte, der auf den Rath von Paulus und in Gemeinschaft mit ihm gehandelt, glaubte noch eine weitere Zusage von ihm erhalten zu haben, die einer gemeinsamen Abgabe ihrer Dimission für den angedeuteten Fall. Dies bekunden eine Menge von Briefstellen an seine Gattin, an Reinhold, an Schelling, die erst jetzt in ihrer Vollständigkeit erscheinen. Paulus hat jede Zusage letzterer Art in Abrede gestellt und in diesem Betracht von „Chimären" und „Einbildungen" gesprochen, welchen Fichte sich hingegeben. Dies mußte zu polemischen Verhandlungen zwischen ihm und dem Biographen führen, deren hier wenigstens historisch erwähnt wird, indem auch sie vorübergehend lebhafte Aufmerksamkeit erregten. Man vergleiche: „Paulus und Fichte; über einen berichtigenden Zusatz zu J. G. Fichte's Lebensbeschreibung, als Anfrage oder Gegenberichtigung von J. H. Fichte", im „Freihafen", 1840, Heft 2, S. 176—229; „Beleuchtung des Verhältnisses, welches zwischen Professor Fichte dem Vater und Dr. Paulus bei dem Atheismusstreite des erstern stattfand", in Paulus' „Neuem Sophronizon", erste Mittheilung, 1841, S. 80—134; endlich „Offenes Schreiben an Herrn Dr. Paulus in Bezug auf dessen Beleuchtung u. s. w., von J. H. Fichte", in dessen „Zeitschrift für Philosophie", VII, 151—155.

diesen Schein durch ein unglückliches Herausgehen aus meinem Charakter in die Hände gegeben! Möge ich durch meine Reue, durch das freimüthige Geständniß meines Fehlers, durch die unangenehmen Folgen desselben für mich ihn sattsam abbüßen können!"

Dazu kam noch ein Nebenumstand, welcher auf diese Angelegenheit mittelbar großen Einfluß gewann. Erst jetzt ist es uns möglich, darüber mehr als bloße Vermuthungen zu geben, indem seit dem ersten Erscheinen der Biographie ein Briefwechsel zwischen Fichte und F. W. Jung uns in die Hände gekommen ist, welcher über die Sache hinreichenden Aufschluß enthält.

Als Mainz (am 14. October 1792) in die Hände der Franzosen fiel, löste sich in dem allgemeinen Umsturze damaliger Verhältnisse auch die dortige Universität auf, vorher nicht unberühmt oder unwichtig für jenen Theil von Deutschland durch die Sorge des Kurfürsten Friedrich Joseph Karl, ausgezeichnete Männer von jeder Confession dorthin zu berufen. So hatte sie damals schon besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen und erschien als ein heller Punkt wissenschaftlicher Bildung mitten im katholischen Deutschland. Jetzt waren ihre reichen Güter zersplittert, ihre Sammlungen zerstreut worden, und ihre berühmtesten Lehrer waren theils ausgewandert, theils hatten sie sich dem fremden Einflusse angeschlossen. Aber auch nach der spätern Besitznahme durch die Verbündeten konnte man bei dem Provisorischen aller Einrichtungen in der Nähe des wechselnden Kriegsschauplatzes nicht an ihre Wiederherstellung denken. Als nun durch den Frieden von Campo-Formio (17. Oct. 1797) das ganze linke Rheinufer, südlich von Andernach, mit Einschluß von Mainz, an Frankreich abgetreten wurde, jedoch unter einer aus Deutschen gebildeten und nur von einem französischen Regierungscommissar — damals Rudler — beaufsichtigten Centralverwaltung scheinbar und vorläufig einer Art von Selbständigkeit genoß, dachte man auch an eine vollständige Neugestaltung der Universität. Franz Wilhelm Jung *), kurfürstlich mainzischer Hofrath, damals Leiter der Studiencommission, welcher den Auftrag erhielt, einen

*) Geboren zu Darmstadt 1758, gestorben zu Mainz im Jahre 1831 oder 1832. Seine Briefe zeigen den deutschen Mann trefflichster Gesinnung. Als

umfassenden Plan dafür auszuarbeiten, forderte Fichte auf, ihm seine Ideen darüber mitzutheilen, und eröffnete ihm die Aussicht, daß er an dem „neuen Institute“ in Ausführung derselben wenigstens nicht durch altes Herkommen oder schon vorhandene Einrichtungen gehemmt zu werden fürchten dürfe. Ebenso gab er ihm Auftrag, andere Lehrer in gleichem Geiste für diesen Plan anzuwerben. Man hatte vor, außer der Philosophie vorzüglich die Fächer der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften, des Natur- und Staatsrechts, der Geschichte, der Literatur und der schönen Wissenschaften mit Männern zu besetzen, die in Deutschland Ruf und Namen erworben hätten und durch ihre Richtung dem Geiste der neu zu gestaltenden Universität homogen wären.

Fichte ging auf den Antrag ein unter zwei Hauptbedingungen: zuerst, daß ihm zugesichert werde, nur mit Jung als seinem nächsten Vorgesetzten und mit der deutschen Behörde in unmittelbare Berührung zu kommen; sodann, daß es in Organisation der neuen Anstalt wirklich bei den Grundsätzen bleibe, die man sich vorgesetzt; dann halte er es sogar für seine Pflicht, die hier sich ihm eröffnenden Aussichten zu einer höhern Umgestaltung der Nationalbildung aus allen Kräften zu unterstützen. Es waren dieselben Gedanken und Vorsätze, die er auch später in Erlangen wie bei der neu errichteten berliner Universität durchzuführen versuchte.

Daß er in dieser Richtung bedeutenden Collegen in Jena Eröffnungen machte, geht aus dem weitern Verlaufe hervor. Wer diese gewesen seien, darüber bleibt es bei Vermuthungen. *)

Schriftsteller hat er sich durch seine poetische Bearbeitung des Ossian, durch mehrere Gedichte und ästhetische Aufsätze im „Deutschen Mercur“ und „Deutschen Museum“ bekannt gemacht.

*) Ein ehemaliger bonner College, der ehrwürdige Dr. Augusti, Zeit- und Lebensgenosse jener berühmten jenenser Epoche, hat mir auf die Bitte um Aufschluß nachstehende Eröffnung gemacht: „Von einer Zusicherung, welche Ihr seliger Vater von mehreren Professoren und Docenten erhalten haben soll, daß sie ebenfalls ihre Dimission fordern würden, wenn er die seinige erhielte, habe ich niemals etwas Officielles erfahren. Aber so viel weiß ich, daß ein ziemlich allgemeines Gerücht folgende Männer als diejenigen nannte, welche eine solche Versicherung gegeben hätten: 1) Kirchenrath Paulus, 2) Justizrath Hufeland, 3) Geh. Hofrath Loder, 4) Geh. Hofrath Hufeland, 5) Professor

Daß er aber auch außerhalb Jena fähige Männer für diesen Plan zu gewinnen suchte, ist uns aus einzelnen rückantwortenden Aeußerungen derselben in seiner damaligen Correspondenz wahrscheinlich, welche erst dadurch, bei unserer spätern Kunde von diesem Plane, uns verständlich geworden sind. Es sollte nach Fichte's Wunsche jene Anstalt ein Vorposten deutscher Wissenschaft, ein Vermittelungsglied zwischen beiden Völkern werden. Er glaubte den ersten Friedensblick und die Rückkehr zur Ruhe nicht besser benutzen zu können, kurz, es erschien ihm, in höherm Sinne gefaßt, als ein wahrhaft vaterländisches Unternehmen und eines Versuchs mit Selbstaufopferungen werth.

Diese Unterhandlungen wurden angeknüpft und fortgesetzt im Jahre 1798 und waren ihrem Abschluß nahe, als plötzlich die uns bekannten Ereignisse in Jena dazwischentraten. Fichte ließ in seinem Schreiben an den Geheimrath Voigt Hindeutungen auf einen solchen Plan fallen; gewiß unvorsichtig, wenn er noch keine feste Zusage seiner Collegen erhalten hatte. Dies scheint nicht geschehen zu sein, denn in einem Schreiben an Reinhold drückt er sich darüber so aus: „Der Punkt, über den ich Stillschweigen gelobt habe, betrifft die bedeutenden Collegen, die sich erträglich honett, nur nicht stark benommen haben. Durch mich soll den guten Seelen kein Schaden zugefügt werden.“ Nur von einem glaubte er eine solche Zusage erhalten zu haben: es war Paulus.

Wie dem aber auch sei, auch unabhängig von diesen Beziehungen wird man den Ton jenes Briefs nicht anders als stolz, ja fast drohend finden, nicht wie ein gunstsuchender Untergebener ungefähr mit der höchsten Behörde zu sprechen gewohnt ist, sondern etwa wie eine andere, literarische Macht mit der politischen reden würde, wohl bewußt ihrer Kräfte, derselben zu schaden. Aber es war nur ein Privatschreiben an einen Mann, welcher

---

Ilgen, 6) Professor Niethammer, 7) Privatdocent Dr. Kilian.“ (Vgl. „Freihafen“, a. a. O., S. 229.) Merkwürdig ist nun, daß alle jene Männer kurze Zeit darauf Jena wirklich verließen, sodaß der bedeutungsvolle Ausspruch Goethe's, es habe sich infolge von Fichte's Dimission ein „heimlicher Unmuth“ aller Geister bemächtigt, seine vollständige Bestätigung erhält.

ihm bisher Vertrauen und Freundschaft bewiesen, und in einem solchen seine volle Meinung zu sagen, oder vielleicht auch nur die Sachen gerade so darzustellen, wie sie wirklich waren, ist noch immer für erlaubt gehalten worden. Ebenso sollte „das Aeußerste vermieden werden", und ein Freund hatte Auftrag und zugleich guten Willen, mündlich einen vermittelnden Vorschlag anzugeben und eifrig zu unterstützen. Durch diesen Nebenumstand verliert selbst jene Aufrichtigkeit das Verletzende, indem ihre Absicht im rechten Lichte erscheint. Aber selbst der gereizte Ton des Briefes, wozu in seinen officiellen Verhältnissen mit der Regierung nicht der geringste Grund zu liegen scheint, bedarf einer Erklärung; sie findet sich in einzelnen Worten des Briefes selbst. Er äußert dort, daß „persönliche Beziehungen" auf ihn, die sich ergeben haben sollen, ihn „jetzt" einen harten Verweis befürchten lassen, er spricht von „noch weitern Schritten gegen ihn", die nur außerhalb der Acten stattgefunden haben können, da der actenmäßige Beschluß der Regierung selbst noch nicht erfolgt war. Sicher mochte er aber Kunde erhalten haben von der Verlegenheit und dem Verdrusse, den die Art seiner Vertheidigung dort erregt hatte; und so schrieb er, selbst gereizt und durch fremden Rath befangen, jenen Brief, den er späterhin als einen falschen Schritt beurtheilt hat. Aber er durfte nicht voraussetzen, daß man um deswillen mit Verletzung des Geschäftsgangs gegen ihn verfahren werde.

Denn ganz unerwartet wurde diesem Privatschreiben von der Regierung ein Charakter gegeben, als ob es zu den Acten gehörte, und mit ausdrücklicher Bezugnahme darauf innerhalb der Acten Fichte infolge eines ihm zuerkannten Verweises zugleich auch seine Entlassung ertheilt. Der Beschluß der weimarischen Regierung fiel nämlich dahin aus: daß, indem die Beschuldigten sich von der Anklage des Atheismus nur durch Berufung auf eine von ihnen angenommene philosophische Terminologie hätten reinigen können, übrigens aber die Verbreitung ihrer nach dem gemeinen Wortverstande so seltsamen und anstößigen Sätze als sehr unvorsichtig erkannt werden müsse, ein Verweis dafür ihnen nicht vorenthalten werden könne. Da aber ferner, laut beigeschlossenen (dadurch also zu

einem Actenstück erklärten) Schreibens, Fichte im Fall eines Verweises seine Dimissionsabgebung angekündigt habe, so werde ihm hiermit diese ertheilt. Die übrigen herzoglich sächsischen Regierungen, als Miterhalter der Universität Jena, traten in ihren Rescripten diesem Beschlusse fast wörtlich bei, auch hier besonders in mehr oder minder misbilligenden Ausdrücken noch hervorhebend, daß die Vertheidigung gegen die Anklage nur durch Berufung auf einen ungewöhnlichen Sprachgebrauch hätte geführt werden können, als ob man also den Inhalt geflissentlich umgangen und überhaupt mehr beschönigend und Vorwände suchend, als mit Offenheit sich vertheidigt habe. Widerspricht dies nun durchaus dem Geiste der beiden Verantwortungsschriften, worin Fichte sorgfältig und mit aufrichtiger Gründlichkeit jeden einzelnen angeschuldigten Satz aus dem Innern seines Systems erklärt und selbst den Forberg'schen Aeußerungen einen wissenschaftlichen Gesichtspunkt gibt: so hatte er auf solchen Endbescheid hin wohl das Recht zu behaupten, man müsse seine Vertheidigung nicht gelesen haben, oder die Entscheidung sei fertig gewesen, bevor man noch die Beklagten gehört.

Zugleich aber scheint uns auch der Rechtsgang und die officielle Form verletzt worden zu sein durch die Folge, welche man seinem Privatschreiben gab, und zwar dies in mehrfacher Beziehung. Er hatte geäußert, daß er bei einem öffentlichen, seiner Ehre nachtheiligen Verweise seine Stelle niederlegen werde, und so mußte es doch, meinen wir, vorläufig noch seinem Urtheile überlassen bleiben, ob er jenen Verweis also betrachten und ihm diese Folge geben wolle oder nicht. Es konnte daher, selbst den Brief als officiell betrachtet, nur geäußert werden, daß man im Falle dieses Gesuchs um seine Entlassung sie ihm ertheilen werde. Noch mehr aber ist hervorzuheben, daß die ganze Aeußerung gar nicht actenmäßig existirte, daß sie also auch innerhalb der Acten nicht beantwortet werden konnte. Mochte man übrigens gegen diesen Brief verfügen, was man wollte, mochte man deshalb sogar den Verweis schärfen — wiewol es jede Regierung ihrer Ehre zuwider halten wird, um persönlicher Beleidigung willen einen Rechtsausspruch zu verschärfen —: nur diese amtliche Folge konnte man ihm nicht geben. Hier hat also persönlicher Unwille die Entscheidung gefaßt, und Goethe's

schon oben angeführte Worte geben uns hierüber den Aufschluß. *)

Dieser Tadel blieb aber schon damals der Regierung nicht erspart. Nicht allein Fichte's nächste Freunde klagten dies tumultuarische Verfahren an, sondern diese misbilligende Ansicht hegten auch andere, welche unbetheiligt und leidenschaftslos aus der Ferne dem Handel zugesehen hatten, wie Reinhold, Jessen, Jacobi; ja ein preußischer Staatsmann und Zögling Friedrich's II., der Minister Dohm, der sicherlich die Rechte der Regierungen und Untergebenen gegeneinander abzuwägen vermochte, erklärte sich damals bei einer zufälligen Anwesenheit in Jena öffentlich und sehr entschieden gegen einen solchen Misbrauch eines Privatschreibens und den noch schlimmern Verrath freundschaftlichen Vertrauens.

Fichte würde, wie er bezeugt, sich selbst überlassen, die ausgesprochene Dienstentsetzung einfach angenommen haben; denn jetzt mußte die Ehre ihm verbieten, noch annähernde Schritte zu thun. Der bedeutende College indeß, der Mittheilnehmer am Briefe geworden und dem ein solcher Ausgang wie jedem andern völlig unerwartet war, drängte ihn zur zweiten noch größern Inconsequenz, zu einem einlenkenden Briefe, der seine frühere Erklärung limitiren und seine Dimissionsabgabe von der eigenen Entschließung abhängig machen sollte. Nach einigen Tagen erfolgte vom Herzoge der Bescheid: „daß dieser Brief von ihm nicht angesehen worden sei als in seiner Entschließung etwas ändernd.“

Wir können den Bericht von diesem Handel nicht besser schließen, als wenn wir eine Stelle aus einem weit später (1807)

---

*) Am treffendsten hat unstreitig K. Hase nach beiden Seiten hin das ganze Verhältniß beurtheilt (in seinem geistvollen und freisinnigen „Jenaischen Fichte-Büchlein“, 1856, welches außerdem auch noch wichtige Actenstücke über jene Angelegenheit gebracht hat): „Man darf einer Regierung nicht zumuthen, Vorschriften von einem Beamten anzunehmen, und unser großer Herzog, im Bewußtsein, daß er's gut gemeint, hatte die Geduld verloren. Andererseits einem Fichte mochte man auch etwas verzeihen, ein zutrauliches Wort von Voigt hätte alles geschlichtet; jedenfalls konnte man abwarten, ob Fichte seinen angekündigten Entschluß nach Ertheilung des Verweises ausführen werde. Er ist bei einem unbedachten Worte ergriffen worden, um einer Unbequemlichkeit und Verlegenheit ein Ende zu machen.“

geschriebenen Aufsatze von Fichte einschalten, die über die Gesammtheit des Thatsächlichen und sein späteres Urtheil darüber keinen Zweifel übrig läßt *):

„Derjenige Mann, der durch seinen ungesuchten Eintritt meinen unbedingten Entschluß, auf einen gewissen Fall meine Lehrstelle an der Universität Jena niederzulegen, den ich ohne ihn einfach und natürlich würde ausgeführt haben, in einen Versuch zum Capituliren verwandelte; der einen gewissen ersten Brief, welcher ohne seine Dazwischenkunft nicht wäre geschrieben worden, mit mir verabredete und billigte und, als der Erfolg ausfiel, wie er ausfiel, mir einen zweiten, dessen ich bei meinem schon vorher gefaßten festen Entschlusse nicht bedurfte, sondern der nur ihn decken sollte, abquälte und abpreßte, und so auf eine ganz richtige, anständige und gebührliche Entschließung von mir, die ich noch jetzt, nach Verlauf von acht Jahren, durchaus billige und in derselben Lage heute wiederholen würde, den Anschein von Zweideutigkeit und Schwäche brachte, — war ein anderer, und es war nur einer, nicht mehrere; daher man auch meine übrigen jenaischen Collegen und Freunde mit jenem Argwohn verschonen wolle. Inzwischen zürne ich auch diesem einen so wenig, daß ich vielmehr gleich nach der That nur mich selbst verurtheilt habe, indem der Stärke, die mit der nur einen Augenblick aufflammenden Schwäche gemeinsame Sache macht, ohne vorherzusehen, daß der augenblickliche Muth nicht fortdauern werde, ganz recht geschieht, wenn sie verlassen wird; und ich habe mit mir selbst mich ausgesöhnt lediglich durch die erworbene Sicherheit, daß mir dieses nicht zum zweiten male begegnen wird."

Indeß schien das Miswollen der Regierung noch in andern Symptomen hervorzutreten. Er hatte freilich nicht als „Atheist" seine Stelle verloren; überhaupt war von der Regierung vermieden worden, über den Grund oder Ungrund des Streitpunktes selbst zu entscheiden; dennoch galt in den Augen des großen Haufens und der zahlreichen Uebelwollenden die Entlassung wenigstens für eine mittelbare Bestätigung der Hauptanklage. Die Sache hatte überdies ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt; alles nahm Partei gegen ihn oder für ihn; die Flugschriften zu Angriff oder Ver-

*) „Bericht über den Begriff der Wissenschaftslehre" u. s. w., Werke, VIII, 404 fg.

theidigung drängten sich *); andere suchten zu vermitteln, wie Reinhold in seinem „Sendschreiben an J. C. Lavater und J. G. Fichte" (1799); selbst der Leibnizianer Eberhard in seiner zweiten Streitschrift: „Versuch einer genauern Bestimmung des Streitpunktes zwischen Herrn Professor Fichte und seinen Gegnern" (Halle 1799), ging weit objectiver auf die Untersuchung ein als Heusinger („Ueber das idealistisch-atheistische System des Herrn Professor Fichte in Jena", Dresden 1799), dessen Schrift Reinhold das Gewäsch eines engbrüstig orthodoxen Kantianers nennt, bei der man nicht wisse, wie sie ihm von seiner (der kursächsischen) Regierung gelohnt werde; ohne Zweifel mit Anspielung auf das Gerücht, daß der Philosoph Ernst Platner in Leipzig höhern Orts angeregt worden sei, gegen Fichte zu schreiben, was derselbe indeß abgelehnt habe.

Schlimmer jedoch und kränkender war Folgendes. In den „Rintel'schen Annalen" und in der „Nationalzeitung" erschienen Fichte's beide Briefe an Voigt, welche isolirt und aus ihrem motivirenden Zusammenhange gerissen nur einen sehr nachtheiligen Eindruck machen konnten. Dennoch war ihm die volle Aufklärung über ihre Veranlassung zu geben versagt, wenn er nicht das Vertrauen seiner Collegen täuschen und ihre Namen compromittiren wollte. Aber die Bekanntmachung der Briefe selbst konnte nur von der weimarischen Regierung herrühren oder wenigstens durch sie gebilligt sein, und so wird die Stimmung erklärlich, die sich seiner bemächtigte, wo „er einen stillen Winkel suchte, um gedeckt vor den Bannstrahlen der Priester und den Steinigungen der Gläubigen ein paar Jahre in Ruhe zu verleben, bis die Gärung des Publikums und sein Ekel an demselben vorüber sei". (Brief an Reinhold.)

*) Unter den Vertheidigungsschriften sind die beiden von J. E. Chr. Schmidt (Professor der Theologie zu Gießen), „Nachricht an das ununterrichtete Publikum, den Fichte'schen Atheismus betreffend" (Gießen 1799), und von J. C. G. Schaumann (Professor der theologischen und praktischen Philosophie zu Gießen), „Erklärung über Fichte's Appellation und über die Anklagen gegen die Philosophie" (Gießen 1799), als die eingehendsten und ausführlichsten besonders auszuzeichnen. Die Schaumann'sche Schrift enthält außerdem die dahin gehörenden Actenstücke und Decrete der verschiedenen Regierungen in dieser Angelegenheit fast vollständig, weshalb wir uns begnügt haben, im zweiten Theile nur die wichtigsten früher ungedruckten bekannt zu machen.

In Jena als Privatmann zu leben, konnte ihm schon aus Gründen der Klugheit nicht einfallen, indem er den Schein meiden mußte, die Aufregung der Studirenden, in welche diese durch die Nachricht von seiner Amtsentsetzung gerathen waren, zu schüren oder benutzen zu wollen. Der akademische Senat, dadurch vielleicht verletzt, weil er seine Verwendung umgangen hatte, that nichts, um ihn der Universität zu erhalten; wol aber reichten die Studirenden eine Bittschrift mit fast 300 Namen aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes und der benachbarten Länder bei dem Herzoge dafür ein und beschlossen, als diese fruchtlos blieb, ihm zu Ehren und zum Andenken ihrer Gesinnung eine Medaille auf ihn prägen zu lassen. *)

---

*) Die Bittschrift, welche erst kürzlich von K. Hase (in seinem „Jenaischen Fichte-Büchlein" [Leipzig 1856], S. 92 fg.) veröffentlicht worden, bezeugt die große Bedeutung, welche Fichte für die ganze Universität und selbst für ihre Frequenz hatte. Wir heben deshalb ihre Hauptstellen heraus. Nach einem allgemeinen Lobe des Glanzes der Hochschule fährt die Bittschrift so fort: „Der Professor Fichte, ein Mann, dessen große Verdienste um die Philosophie jeder Freund der Wahrheit anerkennt, der einst der Stolz unsers Jahrhunderts sein wird, erhöhte vorzüglich den Glanz dieser Universität, auf die man ihn rief. Wir alle verehren und lieben in ihm einen Lehrer, dessen Führung wir uns mit ganzer Zuversicht anvertrauen durften. Sein weitverbreiteter Ruf zog auch in diesen Tagen noch aus den entferntesten Gegenden Deutschlands eine beträchtliche Anzahl Studirender nach Jena, und die für das nächste halbe Jahr in dem Lectionskataloge versprochenen Vorlesungen dieses Lehrers bestimmten bei so vielen unter uns allein unser Hierbleiben. Ein allgemein sich verbreitendes Gerücht von einer dem Professor Fichte zuerkannten Dimission läßt uns fürchten, ihn zu verlieren. Allein sein Verlust wäre für uns unersetzlich. Wir sind dann in unserer sichern Hoffnung auf den fernern Unterricht dieses Lehrers — in den im Lectionskataloge öffentlich uns gegebenen Versprechungen — getäuscht, wir verlieren mit ihm einen Hauptzweck unsers Hierseins" u. s. w.

In der Reihe der unterschriebenen Namen finden wir Männer, die später zu den berühmtesten zählten, andere, die wenigstens in ihren Kreisen von Ruf und Bedeutung waren. So L. C. Treviranus aus Bremen, F. C. Dahlmann aus Wismar, H. Steffens aus Norwegen, A. Kanne aus Detmold, Heise aus Zelle, Zandt aus Karlsruhe, Franz Horn aus Braunschweig, Dr. Möller aus Dänemark, d'Autel aus Heilbronn, Delius aus Bremen, G. Friedrich aus Frankfurt a. M. u. s. w.

Der Eindruck der Bittschrift in Weimar war, wie man aus dem Tone der Antwort ersieht, ein ungünstiger; zugleich aber blickt aus ihr ebenso Ver-

Aber auch hier scheint die Regierung einen contraminirenden Schritt nicht verschmäht zu haben. Wie nämlich Steffens als Zeuge und Mitbetheiligter berichtet *), erhielt Justizrath Hufeland von Weimar aus den Entwurf einer Bittschrift, oder wurde wenigstens von da zu ihrer Abfassung angeregt, welche das Geständniß der Studirenden enthalten sollte, „Fichte habe sich mit tadelnswerther Unvorsichtigkeit in seinen Vorlesungen (!) geäußert und man flehe die schonende Gnade des Herzogs für den sonst verdienstvollen und geliebten Lehrer an". Steffens erzählt, wie er diese Intrigue entdeckt und vereitelt habe.

Unter diesen Conflicten und Bewegungen war es Fichte's Wunsch, einen sichern und verborgenen Aufenthalt zu suchen; wie willkommen war ihm daher die Aussicht, ihn ganz in seiner Nähe finden zu können! Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hatte ihm früher schon Zeichen des Wohlwollens gegeben; jetzt glaubte er, daß ihm ein Gesuch, unter seinem Schutze in seinem Lande leben zu dürfen, nicht abgeschlagen werden würde, indem der Fürst nicht das Geringste dabei zu befahren schien, Fichte als Privatmann aufzunehmen, wenn dieser zugleich das Versprechen gab, über den Gegenstand des Streites nichts mehr zu schreiben. Dennoch erhielt er eine abschlägige Antwort und zwar, wie er ausdrücklich behauptet, durch directe Schritte seiner bisherigen Regierung veranlaßt, während diese doch, selbst wenn sie seine unmittelbare Nähe nicht gern sah, in solcher Entfernung und so absichtlich gewählter Einsamkeit keine nachtheilige Wirkung auf die Universität von ihm zu besorgen hatte. **)

---

legenheit als Unmuth hervor. Die kurzgefaßte abschlägige Antwort schließt mit dem Bedeuten: „daß Wir Uns dieser Angelegenheit wegen nicht weiter behelligt wissen wollen." Ein später eingereichtes Gesuch der Studirenden um „Wiederberufung des Professor Fichte an die Universität" wurde vom Herzoge (am 10. Jan. 1800) noch kürzer und ungnädiger beschieden. (Vgl. Hase's „Fichte-Büchlein", S. 100.)

*) H. Steffens, „Was ich erlebte", IV, 154, 155.

**) Das Factum selbst erwähnt schon Friedrich Richter an Jacobi (in dessen „Auserlesenem Briefwechsel", II, 283): „Fichte wurde mit seinen privatissimis aus Rudolstadt ausgesperrt. Es schmerzt mich, weil er hülflos ist und edel." Die nähern Umstände dabei gehen aus folgenden Briefstellen hervor. Fichte an Reinhold (vom 3. Mai 1799): „Denken Sie die —

In dieser beängstigenden Verlegenheit, als ein Plan nach dem andern gefaßt und wieder verworfen wurde, ließ derselbe Mann, der sich früher schon so günstig für Fichte's Angelegenheit ausgesprochen hatte, der Minister Dohm, ihn durch einen gemeinschaftlichen Freund auf den Gedanken leiten, in Preußen eine Zuflucht zu suchen, wo er ihm fast mit Gewißheit Schutz und Sicherheit versprechen könne. Zugleich versprach er, da Eile und Rücksichten der Klugheit eine vorläufige Erkundigung deswegen unstatthaft machten, sogleich einige einflußreiche Männer der Hauptstadt durch Briefe für ihn günstig zu stimmen. Ueberhaupt aber mußte das Beispiel eines so einflußreichen Staates, wie der preußische, auch in dieser Beziehung für die andern deutschen Staaten fast entscheidend werden.

Unter allen preußischen Städten verdiente aber Berlin den Vorzug, theils weil der Einzelne bei der Größe der Stadt unbemerkter leben konnte, theils auch weil der Aufenthalt unter den Augen der Regierung, einmal gebilligt, desto größere Folgen haben mußte. Sollte der Plan indeß gelingen, so mußte er rasch und ohne Aufsehen ausgeführt werden, damit nicht wieder irgendeine Regierung durch zu frühzeitige Kunde hindernd dazwischen trete. So entfernte sich Fichte mit Zurücklassung seiner Familie wie zu einer Erholungsreise plötzlich von Jena und traf allen unerwartet in den ersten Tagen des Juli 1799 in Berlin ein.

---

wie soll ich es nennen? — die man ganz neuerlich an mir begeht! Ich suchte ein abgelegenes Winkelchen, wo ich im strengsten Incognito mich einige Jahre verbergen könnte, bis die Gärung im Publikum und mein Ekel an demselben vorübergegangen wäre, und hatte Hoffnung, durch die Güte eines benachbarten Fürsten, den ich kenne, dies Winkelchen zu finden. Man ist höchsten Orts scharfsichtig genug, dies zu ahnen, und deutet dem Fürsten an, daß man dies ungern vermerken würde. Was sagen Sie dazu? Hätten Sie dergleichen Schritte in unserm aufgeklärten Zeitalter und Lande wol vermuthet?" Noch bestimmter ist die Aeußerung seiner Gattin in einem beigefügten Schreiben an ebendenselben: „Der hiesige Hof hat, Gott weiß durch welchen Kanal, erfahren, daß wir im Rudolstädtischen einsam und zurückgezogen leben wollten, und hat es hintertrieben; und wir wissen nicht, wenn man uns gebietet, von hier wegzugehen." Hiernach ist berichtigend zu ergänzen, was Schiller („Briefwechsel mit Goethe", V, 72) über diesen Vorfall erwähnt, dessen Urtheil überhaupt hier lebhaft contrastirt mit den einfach schönen Worten Friedrich Richter's, der doch Fichte zugleich damals noch persönlich fern stand!

Seine Ankunft erregte indeß selbst bei den höchsten Regierungsbeamten einige Aufmerksamkeit, ohne Zweifel darum, weil man ihn zugleich politischer Verbindungen mit der Frankenrepublik für verdächtig hielt. Doch von jedem gewaltsamen Schritte weit entfernt, wollte man vorerst nur die Absicht seines Aufenthalts und die Art seiner Verbindungen kennen lernen, übrigens aber die Entscheidung des Königs selbst erwarten, welcher damals gerade abwesend war. Dieser gab aber nach seiner Rückkehr eine so wahrhaft königliche, weise und gerechte Entscheidung, daß sie hier nicht unerwähnt bleiben darf, indem sie zugleich in Fichte's damaliger Lage von den wohlthätigsten Folgen war: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, ist er so fern von allen gefährlichen Verbindungen, wie Ich vernehme, so gestatte ich ihm gern den Aufenthalt in meinen Staaten. Ueber seine religiösen Grundsätze zu entscheiden, kommt dem Staate nicht zu.“ *)

Auf dies königliche Wort durfte Fichte mit Sicherheit einen neuen Lebensplan gründen; es war der, in Preußen für immer sich niederzulassen, seine Familie nach Berlin nachzuholen und sich dort durch Schriftstellerei und Privatvorlesungen eine unabhängige Existenz zu sichern.

Einstweilen brachte er den Sommer und Herbst noch allein in Berlin zu, um seine „Bestimmung des Menschen“ zu vollenden, eine Beschäftigung, die ihn vollends von dem Andenken an den verhaßten Streit abzog und seine völlige geistige Heiterkeit wiederherstellte. Gegen den Schluß des Jahres endlich kehrte er nach Jena zurück, um seine Familie abzuholen und von nun an für immer seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen.

Aber diese äußere Veränderung mit allen Begebenheiten, welche sie herbeiführten, war auch für sein inneres Leben von großer Bedeutung, und es beginnt hier eine neue Epoche desselben, welcher das folgende Buch gewidmet sein soll. Die Darstellung des gegenwärtigen Lebensabschnittes können wir aber nicht besser schließen, als durch Mittheilung der Briefe, welche er um diese Zeit an seine Gattin schrieb und die das deutlichste Bild seiner ganzen damaligen Stimmung geben.

---

*) So der allgemeine Sinn, während wir die originalere Wendung des letzten Ausspruchs den unten mitgetheilten Briefen von Fichte zu berichten überlassen.

Berlin, den 6. Juli 1799.

Du wirst Dich gewundert haben, gute theure Seele, daß Du so lange keinen Brief von mir erhalten; aber heute geht seit meiner Ankunft (den 3. abends) die erste Post ab. Diesen Brief erhältst Du durch einen Freund, vielleicht früher als einen andern, den ich unter demselben Datum mit der Post abgehen lasse.

Der Ueberbringer ist ein sehr beliebter Schriftsteller allhier, Herr Tieck, der mir Höflichkeiten erzeugt hat; seine Frau eine geborene Alberti, Schwester der Madame Reichardt. Es wäre mir lieb, wenn Du ihm einige Artigkeiten erweisen könntest.

Denke Dir nur: des Mittwochs abends 10 Uhr fahre ich zum Thore herein und gebe meinen Namen an. Donnerstags morgens wird im Staatsrathe (d. h. im höchsten Regierungscollegium der Minister) Vortrag darüber gethan und vorläufig denn doch nur beschlossen, mich sehr genau beobachten zu lassen. Ein Freund meldet mir dies. *) Soeben, Freitag morgens, verläßt mich der Polizeiinspector, der mir denn nur pflichtschuldigerweise, sagt er, seinen Besuch machen wolle und sich erkundigen solle, ob ich etwa nur zum Vergnügen oder in Geschäften hier sei. Ich habe ihm gesagt: zum Vergnügen, wisse aber nicht, wielange die Zeit meines Aufenthalts dauern könne.

Das Aufsehen, der Schrecken sei allgemein, sagt man mir! Ich schreibe Dir dies alles nur, damit Du in Deiner Correspondenz Deine Maßregeln danach nehmest.

Erschrecken laß Dich nun nicht. Daß sie nicht gewaltsam verfahren wollen, siehst Du selbst aus diesen Maßregeln; daß aber kein Schein eines Verdachtes auf mir ruhen wird, davon bist Du wol überzeugt.

Maßregeln aufs Weitere lassen aber bei so bewandten Umständen sich nicht nehmen.

Mein Wunsch wäre es, hier zu bleiben, und kann ich ihnen nur die Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit dieses sonderbaren

---

*) Auch Schleiermacher's Briefe berichten Aehnliches und fügen noch Weiteres hinzu über das erste Erscheinen Fichte's in Berlin („Aus Schleiermacher's Leben, in Briefen" [Berlin 1858], I, 240, 241).

Mistrauens durch die That zeigen, so stehe ich dann desto fester und kann alles erreichen.

Wir werden sehen! Uebrigens sei versichert, daß ich zeitig genug einen Entschluß fassen werde.

Daß Du, falls ich nur hier fest stehe, hierher kommst, ist wünschenswürdig und ausführbar. Ich sehe an Schlegel's Oekonomie, daß man hier mit Frau wol nicht viel theurer lebt, denn als Einzelner.

Adresse: Professor Heindorf am Grauen Kloster; innere Adresse: Prediger Schleiermacher an der Charité; meine Adresse: im Silbernen Monde unter den Linden.

* * *

Aus der Antwort seiner Frau.

Jena, den 12. Juli 1799.

Diesen Augenblick ist Paulus bei mir gewesen und läßt Dich freundlich grüßen; er weiß schon durch Schütz, daß Du in Berlin bist. Ich bejahte es: Du habest Dir diesen Ort für eine Zeit lang gewählt, weil Schlegel dort sei. Also ist vier Tage nach Deiner Ankunft dort dies hierher geschrieben worden!

Die Studenten haben ihren Plan durchgesetzt, trotz Hufeland, und die Medaille auf Dich kommt zu Stande. Nun ist nur die Frage, ob sie mir dieselbe übergeben sollen, oder sie Dir nach Berlin überbringen. Harbaur, der Dich herzlich grüßt, wie alle andern Bekannten, hat mir erzählt, daß zwei Abgeordnete sie mir überbringen würden. Ich sagte darauf: ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn zwei von ihnen, die doch in den Ferien eine Reise machten, sie Dir selbst überbrächten. Bestimme also, Bester, wie Du es am liebsten haben willst, so will ich die Sache schon einleiten.

Aus Berlin ist ein großer Brief von einem Deiner ehemaligen Schüler gekommen, nebst einem Aufsatze, mit dem Titel: „Ueber die Bestimmung und Würde der Rechtsgelehrten" — diesen wünscht er in Dein Journal einrücken zu können. Der Brief enthält viel Verehrung und Anhänglichkeit für Dich. Beides schicke ich Dir nicht, bis Du es befiehlst, denn ich mag Dir nicht so unnöthiges Porto machen; er heißt Süvern und ist Lehrer am berlinisch-köllnischen Gymnasium.

* * *

Berlin, den 20. Juli 1799.

Meinen Brief durch Tieck, von welchem ich in Deinem letzten vom 12. Juli noch keine Spur finde, wirst Du nun wol erhalten haben und klarer in meiner Sache sehen, als ich Dir in Briefen, von denen ich voraussetzte, daß sie erbrochen würden, schreiben konnte. Es ist seitdem nichts, weder zu meinem Vortheil, noch zu meinem Schaden, vorgefallen. Ich habe an Horn geschrieben und mir Nachricht von Dohm ausgebeten. Ich will diesen Monat noch Antwort erwarten. Erhalte ich dann keine, so nehme ich, falls ich nämlich mich entschließe, hier zu bleiben, selbst meine Maßregeln, gehe selbst, wie Du mir rathest und auch mir als das Beste dünkt, vor die rechte Schmiede, wie man im Sprichwort sagt.

Kann ich die bestimmtesten Versicherungen haben, daß man mich ruhig mit einer gewissen Würde hier wird existiren lassen, und besonders Vorlesungen halten, dann hätte ich wol Lust, es einige Jahre hier anzusehen, besonders da der Gewinn von den letztern mich mit der hiesigen Theurung in Gleichgewicht setzen und mich in die Lage bringen würde, zu leben, wie ich es gewohnt bin, d. h. meine mäßigen und billigen Begierden mir nicht versagen zu müssen. Ob dies nun geht oder nicht, muß im künftigen Monate sich rein ergeben. Bis dahin bleib Du, wie Du jetzt bist.

Reinhold habe ich noch nicht geantwortet, werde es aber nächstens. Jacobi's *) Vorschlag ist so, wie er ist, in keiner Art annehmbar. Das fehlte nun noch, um abermals die Reisekosten nach dem Pfalzbairischen mit Familie zu tragen; auch kann es wegen des Kriegs in keiner Stadt dieses Gebietes wohlfeiler sein als hier. Aber es ist mir etwas anderes eingefallen, was Jacobi kann, wenn er Einfluß bei der gegenwärtigen pfalzbairischen Regierung hat. Du weißt doch, daß diese Regierung eine protestantische Universität hat? Wenn er will, so thue er dies, und mir muß es freigestellt bleiben, ob ich die Stelle früh oder spät (denn die Stadt liegt gegenwärtig im Kriegsschauplatze) wirklich antreten will. Ich denke, auch Du wirst diesen Gedanken gut finden.

*) Welcher Fichte einen Zufluchtsort in Düsseldorf angeboten hatte.

Du wirst zu wissen wünschen, wie ich lebe. Das früh Aufstehen kann ich aus mancherlei Ursachen, deren wichtigste doch in mir selbst und in meinem Katarrh liegen, nicht von mir erhalten. Sechs Uhr ist meistens das Frühste; dann geht es an das Schreibpult, woran es nicht ganz faul, jedoch auch bisher nicht so von statten geht, als ich's von mir begehre. Ich arbeite an der „Bestimmung des Menschen". Halb 1 Uhr lasse ich mich frisiren (ja, ja, frisiren, Zopf machen, pudern u. dgl.) und anziehen und gehe um 1 Uhr zu Madame Veit, wo ich Schlegel und einen reformirten Prediger, Schlegel's Freund *), treffe. Um 3 Uhr komme ich zurück und lese einen französischen Roman, oder schreibe, wie gegenwärtig, an Dich. Ist ein nur halb erträglich Stück (das ist bei weitem nicht immer der Fall), so gehe ich 5 Uhr in die Komödie; wo nicht, um 6 Uhr in die Nähe der Stadt, im Thiergarten, oder vor meiner Hausthür unter den blühenden Linden mit Schlegel spazieren. Bisweilen mache ich auch mit Schlegel und seiner Freundin kleine Landpartien. So thaten wir z. B. vorgestern, im lebhaftesten Andenken an Dich und den Kleinen. Nur hatten wir keinen Wein, um Euere Gesundheit zu trinken, sondern nur — saueres Bier und eine Schnitte schwarzes bitteres Brot, worauf ein dünn geschnittenes Stück halbvermoderter Schinken mit schmuizger Butter angeklebt war, zum Besten. Die Politesse läßt mich hier manches, wenn es nur erträglich ist, schön finden. Doch habe ich mir eine bessere Methode der Landpartien ausgedacht.

Abends soupire ich ein Milchbrötchen und ein Viertel Medoc, der in meinem Hause das einzige Genießbare ist, und um 10—11 Uhr zu Bett, um zu schlafen, ohne zu träumen. Nur einmal — es war nach Deinem ersten Schreckensbriefe — hatte ich meinen Hermann, voll Freude, daß er wieder gesund sei, in meinen Armen, und plötzlich dehnte er sich, ward blaß, und es folgten alle die Erscheinungen, die mir unauslöschlich eingeprägt sind.

Ich binde Dir, Du Theure! Deine Gesundheit und des Kleinen Gesundheit auf die Seele. Lebe wohl und sei versichert, daß ich mich innigst nach Dir sehne, ohnerachtet ich freilich des-

*) Schleiermacher.

wegen zu keinem Schritte rathen werde, der uns im ganzen nachtheilig ist.

*   *
*

Den 2. August 1799.

Ich bin hier vollkommen sicher. Ich habe gestern den Cabinetsrath Beyme, d. h. den Mann, der täglich mit dem Könige arbeitet, besucht und ihn über meine Lage gesprochen. Ich habe ihm aufrichtig herausgesagt, daß ich hierher gekommen, um hier zu bleiben, und daß ich Sicherheit begehre, indem ich im Begriffe sei, meine Familie nachkommen zu lassen. Er hat mir versichert, daß, weit entfernt, mich in diesem Vorsatz zu stören, man es sich zur Ehre und zum Vergnügen schätzen werde, wenn ich meinen Aufenthalt hier nähme; daß der König über gewisse Grundsätze, worein diese Frage einschlage, unerschütterlich sei u. s. w.

Ich bin daher fest entschlossen, hier zu bleiben, wenigstens bis Ostern; und es hängt von Dir ab, mir, sobald Du kannst, nachzukommen. Wenn ich es recht bedenke, so hättest Du allenfalls auch in meinem jetzigen engen Logis bei mir Platz. Mein Plan ist der. Friedrich Schlegel, der mit der sehr interessanten Jüdin Madame Veit, von der ich Dir schon geschrieben habe, vereinigt lebt (dies unter uns: es ist Geheimniß), will den Winter nach Jena, und ich kann dies nicht wünschen noch zulassen; ich bin dann in Berlin völlig verlassen. Ich möchte sonach, daß er hier bliebe. Dies kann er aber aus mir einleuchtenden Gründen nur, wenn Wilhelm Schlegel mit seiner Familie nach Berlin kommt, und ich arbeite mit daran, es dahin zu bringen. Reussirt dieses, so machen wir, d. h. die beiden Schlegel, Schelling (der dann auch hierher zu bringen sein möchte) und wir eine Familie, miethen ein großes Logis, halten eine Köchin u. s. w. So, denke ich, soll es sich recht gut leben. Thue das Deinige bei der Schlegel, an welche ich mit dieser Post zugleich schreibe, es dahin zu bringen. Wegen der Medaille kann ich nicht rathen, aber aufrichtig berichten. Haben die Studenten eine so große Summe, wie Du schreibst, zusammengeschossen, so ist das sehr hinlänglich. Nur müssen sie zu eilen suchen. Eine Medaille ist nicht sobald verfertigt.

Abramson hat mich deshalb hier mehreremal aufgesucht, zuletzt getroffen, mich dann auf der Straße getroffen und so ge-

nöthigt, zu ihm zu kommen, daß ich es endlich nicht unterlassen konnte, ohne äußerst grob zu erscheinen. Ich bin sonach allerdings bei ihm gewesen. Darauf nöthigte er mich zu sich zu Tische, abermals unter Umständen, die mir es unmöglich machten, es abzuschlagen. Er hat mein Bild wieder bearbeitet; ob es jetzt ähnlicher ist, kann ich nicht beurtheilen. Er hat mir im Vertrauen seine Unterhandlung mit den jenaischen Studenten mitgetheilt und er zeigte viel Begierde, daß es zu Stande kommen möchte.

Es ist hier noch der Medailleur Loos, aus welchem mehr gemacht wird. Haben denn die Studenten nicht an diesen geschrieben? Ich weiß nicht, ob er porträtirt, habe aber in diesem Augenblick fortgeschickt, um es zu erfahren. Ich bin erbötig, dem, der Aufträge von den Studenten hat, zu sitzen. Kurz, ich kann nicht rathen. Bei Abramson, dessen Bedingungen mir auch nicht zu hoch scheinen (doch bescheide ich mich, dies nicht zu verstehen), wäre es das Kürzeste, wenn das neue Bildniß getroffen ist, was ich abermals nicht wissen kann.

Hardenberg (Novalis) grüße und danke ihm herzlich. Seine Verwandten werde ich vielleicht besuchen, wenn ich wissen werde, ob ich es, ohne Verdacht zu erregen, thun kann.

* * *

Liebe, Theure! Den 17. August.

Ich habe Deine Briefe bis Nr. 8 richtig erhalten. Das Nöthigste zuerst.

Ich hatte für jenen Plan mit Schlegels, der mehr Plan des hiesigen Schlegel und seiner Freundin als der meinige war, mich gewinnen lassen und versprach mir allerdings von der Ausführung desselben mancherlei Vortheile, aber nicht so, daß ich mein Herz daran gehängt hätte und über dessen Verunglückung untröstlich wäre. Den Nachtheilen desselben, die Du befürchtest, würde ich dann wol vorzubeugen gewußt haben. An den Zerstreuungen des jenaischen, an der höchst langweiligen und faulen Existenz des hiesigen Schlegel hätte ich nur Antheil genommen, inwiefern ich gewollt hätte, wie ich es in Absicht des letztern auch hier thue. Doch dies ist nun vorbei.

Du theure Seele! Du freust Dich schon, zu mir zu kommen, und ich bin nicht ganz derselben Meinung. „Ich soll mich nur erst wieder an Deinen und Deines Kindes Umgang gewöhnen“, sagst Du und thust mir daran sehr unrecht. Ich sehne mich nach Euch wol nicht minder, als Du Dich nach mir sehnen kannst, und ich bedarf es nicht erst, wieder an Dich mich zu gewöhnen, ich bin es; und von Dir entwöhnt werden, kann ich bei der höchst einsamen und nur an meinem Schreibtische glücklichen Existenz, die ich hier führe, keineswegs. Das also ist es nicht, warum ich Bedenken trage, Dich herkommen zu lassen. Aber über die Lage und die ökonomischen Folgen urtheile selbst.

Eine eigene Haushaltung anfangen, willst Du selbst nicht, oder wollten wir's, so ist zuvörderst die Frage, ob wir uns selbst möbliren oder die Möbel miethen wollten?

Das erste geht nicht; denn wie ich höre, werden hier alte Möbel durch die Trödler, die selbst die ihrigen sehr theuer verkaufen und vermiethen, um ein Spottgeld den Leuten abgedrückt. Ferner Tisch-, Küchengeräthe u. dgl. müßten wir doch selbst anschaffen; denn diese erhält man nicht zur Miethe. Also miethen! Ich habe ein Verzeichniß beigelegt, was alles, dessen man in der Haushaltung bedarf, und die Miethe der Möbel kostet. Dazu würde ein weniger geräumiges Quartier ohne Möbel, wie wir es brauchen, nebst Küche und besonders ein Plätzchen im Keller, dergleichen schwer aufzutreiben ist, über 100 Rthlr. kosten. Ueberschlage dies alles.

Oder en chambre garnie leben, wie ich es jetzt thue, und aus dem Speisehause essen? Ich gebe für drei Fenster vorn heraus und eins hinten heraus und gewiß nicht zu kostbare Möbel 3 Louisdor monatlich. Wir müßten ein wenigstens zweimal so großes Logis haben, also 6 Louisdor monatlich, macht jährlich 360 Rthlr. in Gold für Logis. Ich esse mittags bei Schlegel's Freundin; wir erhalten für drei Personen für 1 Rthlr. Essen — und doch sind die Portionen so knapp, daß keiner satt wird. In diesem Verhältnisse ist alles. Rechne also, was wir brauchen würden.

Du wirst sagen: es gibt doch Leute, die mit wenig Einkommen mit Weib und Kind leben müssen, und es ist wahr, daß Kriegsräthe mit Familien hier von 800 Rthlr. Besoldung leben.

Aber theils wird hier der Fremde, weil er Fremder ist, unverschämt bestohlen, und diesem Diebstahle kann er durch keine Klugheit entgehen. Theils leben diese Leute auf eine Art, wie wir es nicht können. Ich kenne einen Kriegsrath, der einen Bedienten in prächtiger Livrée hält. Dieser kocht verwichenen Sonnabend für seine Familie ½ Pfund Rindfleisch und für 6 Pfennige Kartoffeln und Mohrrüben zum Mittagsessen. Es findet sich, daß das Fleisch nicht weich gekocht ist, es wird sonach nur das Gemüse verspeist und das halbe Pfund Fleisch den andern Tag wieder gekocht zum Sonntagsessen. Seine Frau wäscht das Hemd, das sie den Sonntag tragen will, Sonnabends selbst in ihrer Stube und geht indeß ohne Hemd. So sollen gar viele Berliner leben. So freilich können wir es nicht.

Ich mag also die Sache ansehen, von welcher Seite ich will, so ist bei Deinem Hierherkommen offenbarer Verlust. Dagegen ist mein jetziger Vorschlag der: Ich arbeite noch mein jetziges Buch fertig, lasse es hier drucken, arbeite während der Zeit noch was ich kann und komme gegen Ende des Jahres zu Dir nach Jena zum Besuch, versteht sich, bleibe da bis Ostern, und unterdessen geschieht etwas.

Paulus also will das Haus für 1200 Rthlr. — und diese will er nicht bezahlen, sondern höchstens wol 4 Procent verzinsen, also 48 Rthlr. jährlich. Das ist ja, als ob wir ihm das Haus für 48 Rthlr. ausmietheten. Und wer wird uns denn endlich die 1200 Rthlr. geben? Womit steht er uns denn für die einstige Bezahlung? Wieder mit unserm Hause? Nicht wahr? Wenn P. jetzt nicht 1200 Rthlr. hat, so wird er sie auch künftig nicht haben. Gib doch diesem werthen Freunde unter der Hand zu verstehen, daß er sehr klug ist, und daß es nur zu bedauern ist, daß wir andern nicht ebenso dumm sind. Das Haus wird sich denn zu seiner Zeit wol verkaufen.

* * *

Den 20. August.

Ich habe das letzte mal Dich sehr eilfertig abfertigen müssen, Du gute Seele. Damit dies nicht wieder geschehe, will ich allemal, von Arbeiten ermüdet, an Deinem Briefe schreiben, bis die Zeit kommt, ihn abzuschicken.

Zuvörderst über meine Gesundheit. Ich bin meinen Katarrh längst los und gesünder, als Du mich noch je gesehen hast. Das Pflaster hat mir nicht wohl gethan. Es hatte mich verwundet. Ich hatte lange nachher ein Stechen innerlich in der Brust, als ob ich die Schwindsucht bekommen sollte, und wäre vielleicht bald nach meiner Ankunft in Berlin des Katarrhs entledigt worden, ohne die Folgen dieses Pflasters. Das Klima hier ist viel besser als das Jenaische. Wind und Staub ist freilich. Aber dieser schadet mir nicht. Seit einiger Zeit haben wir auch endlich warm.

Dagegen, daß der Herzog mich soll haben gehen heißen, kann ich nichts Besseres thun als wiederkommen. Besonders sich darüber zu erklären, geht nicht, da es ja bloßes Stadtgeschwätz ist und nirgends laut gesagt. Auch wäre es nicht meine Schande, sondern Schande für den Herzog.

Ebenso wenig kann ich mich über die Anzeige in der Literaturzeitung ärgern. Es ist freilich von dem —— schlecht, aber mehr ihm und der Regierung selbst als mir nachtheilig.

Was nennt denn dieser Lump abgehen und wie weiß er es denn, daß ich's bin? Das will ich ihm eben zeigen durch Zurückkunft. Ferner, was hat denn dieser Schwachkopf nöthig, Voigt und die weimarische Regierung zu vertheidigen? Haben denn diese ihn zu ihrem Advocaten bestellt?

Siehe, meine Gute! ich sehe jetzt die Sache so an: Daß ich keinen Verweis haben wollte und mit dem Abschiede drohte, war ganz recht und meine Sache, es reuet mich nicht im geringsten und ich würde dasselbe in demselben Falle wiederholen; daß sie die Dimission annahmen, ist ihre Sache. Daß sie dabei die Form nicht so ganz beobachteten, gleichfalls die ihrige, nicht die meine. Ich zürne nicht auf sie, denn ich habe meinen Willen. Ich wollte keinen Verweis, und ich habe keinen. Dieser Abschied wird mich nicht unglücklich machen. Ich billige ganz meinen ersten Brief. Ich misbillige blos den zweiten, den mir Paulus herauspreßte. So, meine Liebe! denke ich. So habe ich gedacht, als ich kaum aus dieser jenaischen Höhle heraus war; so muß ich denken und die Sache ansehen. So werde ich auch bei erster schicklicher Gelegenheit mich öffentlich darüber erklären. Was meinst Du dazu, liebe Seele?

An Reinhold und Jacobi habe ich noch gar nicht geschrieben. Anfangs, weil mich ihre dummen Gedanken verdrossen, später, weil ich in meine Arbeiten vertieft war. Doch werde ich ihnen nächstens schreiben.

Ich arbeite fleißig und mit Lust. Meine Schrift über die Bestimmung des Menschen wird, denke ich, zu Michaelis fertig geschrieben (noch nicht gedruckt sein), und sie scheint mir zu gerathen. Du weißt, daß ich mit meinen Arbeiten nie zufrieden bin, wenn sie zunächst geschrieben sind, weißt sonach, daß mein eigenes Urtheil über diesen Punkt etwas gelten mag.

Mein Bedienter, der die Krone der Bedienten ist, liest meine Hand und schreibt besser, als je ein Student in Jena es konnte. Wenn er mit mir gehen will, so bringe ich ihn mit nach Jena. Er kostet freilich viel, aber ich gewinne es wieder an ihm.

Mein Lebensplan ist gegenwärtig der: Ich komme, sobald der Abdruck meiner „Bestimmung des Menschen" vollendet ist, nach Jena, arbeite den Winter meine Religionsphilosophie und, soweit es geht, die neue Bearbeitung meiner Wissenschaftslehre. Ich gebe die erstere auf Subscription heraus. Alles aufs schlimmste gerechnet, wird durch diese Arbeiten so viel verdient, daß wir ein paar Jahre davon gut leben können.

Wir gehen zu Ostern irgendwo aufs Land, sei es auch im herzoglich Sächsischen, den Winter können wir wieder nach Jena gehen, wenn wir nichts Besseres wissen, oder nach Berlin. Ich habe durch meinen bisherigen Aufenthalt in Berlin wenigstens so viel gewonnen, daß man mich *nunmehr allenthalben* wird *ruhig existiren lassen*; und dies ist schon sehr viel gewonnen. Ich wette, daß man mich in jedem andern Lande geneckt und vielleicht verjagt hätte. Nun aber, da ich in Berlin unter den Augen des Königs gelebt habe, ist es ein anderes. Auch soll sich, denke ich, der weimarische Hof selbst nach und nach schämen lernen, besonders wenn ich ihm keine guten Worte gebe. Unterdessen wird sich dann wol etwas Ersprießliches zutragen. Also sei Du ruhig und guten Muths, liebe Seele! und traue ein wenig auf Deines Fichte Verstand, Talent und — Glück. Du lächelst bei dem letztern Worte — laß nur gut sein! Ich versichere Dich, das Glück wird schon wiederkommen. — Es muß bei dem Aufsatze von Süvern aus Berlin ein Brief gewesen sein. Es ist nothwendig,

daß dieser Brief gleich mit Deinem ersten Briefe an mich mir überschickt werde. Ich sehe Süvern zuweilen.

* * *

Ich habe, Du Theure! soeben Deine Nr. 10 erhalten und fange an, Dir zu antworten.

Ich habe, damit zwischen uns nicht so eine confuse Correspondenz entsteht, Dir allemal nur nach Erhaltung Deiner Briefe, also alle 14 Tage schreiben wollen. Thut Dir dies aber weh, Du theure Seele, so will ich von nun an Dir wieder alle 8 Tage richtig schreiben. Du bist freilich in einer andern Lage, denn ich, in diesem kleingesinnten erbärmlichen Neste darin. Mir ist es ganz anders zu Muthe, seit ich jene trübe, gedrückte Luft nicht mehr athme.

An Reinhold habe ich erst gestern geschrieben und diesem den Gedanken wegen Heidelberg an Jacobi aufgetragen. Ich werde erwarten, wie es aufgenommen wird. Zudringend kann ich nicht sein. An eine Versorgung im Preußischen, besonders von Berlin aus, ist wol vorläufig kaum zu denken.

Ich habe noch keine Besuche gemacht. Ich gehe mit Widerstreben daran, und man weiß denn auch nicht recht, an wen man sich anschließen soll. Ich werde es endlich aber vor meiner Abreise dennoch thun. Daß man sagen werde, außer den ganz Dummen, ich habe in Berlin nicht bleiben dürfen, fürchte ich nicht. Ueberhaupt wird alles dies so nach und nach verrauchen.

Auch werde ich, sobald ich nach Jena zurückkomme, meine jetzige Ansicht der Sache unverhohlen äußern: die Weimarische Regierung habe in ihrer Art ganz recht gehabt, sowie ich in der meinigen; es habe zwischen uns beiden als Partei ebenso kommen müssen, und ich nehme ihnen nichts übel.

Das erste, wenn ich nach Jena zurückkomme, wird sein, daß ich Voigt besuche, und Goethe und Schiller und ihnen dies und Aehnliches sage.

Die „Bestimmung des Menschen" ist über die Hälfte schon fertig und kommt zu Weihnachten gewiß. Auf die Sensation im Publikum bist Du neugierig? Es macht nichts mehr Sensation; besonders ist dieses Buch durch seinen mäßigen Ton dazu nicht geeignet. Will man Sensation erregen, so muß man sie tüchtig

ausschelten. Ich werde es zu seiner Zeit auch daran nicht fehlen lassen.

Ich wollte, Du schriebst an Hennings zwei Zeilen, daß jene Schrift schon ihren Verleger hätte und daß ich mir die Ehre auf ein andermal vorbehielte.

Lebe wohl und laß Dir von Schlegel recht viel erzählen, und grüße mir den Jungen.

Gabler sage, daß ich ihm mit der nächsten Post einen kleinen Aufsatz für das Journal senden würde. Er wird Freude darüber haben.

Ich bin es der Veitin und Dir schuldig, Dir diese Frau dringend zu empfehlen.

Das Lob einer Jüdin mag aus meinem Munde besonders klingen. Aber diese Frau hat mir den Glauben, daß aus dieser Nation nichts Gutes kommen könne, benommen. Sie hat ungemein viel Geist und Kenntnisse, bei wenig oder eigentlich keinem äußern Glanze, völliger Prätensionslosigkeit und viel Gutherzigkeit. Man gewinnt sie allmählich lieb, aber dann von Herzen. Ich hoffe, Ihr werdet Freundinnen werden. Verheirathet ist sie mit F. Schlegel nicht und wird es auch wol nie werden. Es stehen da zu große Hindernisse im Wege. Aber sie nimmt sich seiner mit einer rührenden Zärtlichkeit an; und ich halte diese Wahl für das höchste Glück für Schlegel, da er nun einmal dieser Schlegel ist. Freilich wird es Euch immerhin schwer halten, dieses Verhältniß, in welchem sie mit Schlegel steht, richtig einzusehen. Aber bedenke Du, daß es nicht von ihnen abhängt, es zu ändern. Schlegel kann mit ihr nirgends getraut werden, wenn sie sich nicht taufen läßt. Die Widerlichkeit dieser Sache für eine rechtschaffene Person (die übrigens im Herzen dem Glauben aller rechtschaffenen Leute zugethan ist) abgerechnet, hat sie noch eine Mutter und Verwandte, denen sie durch diesen Schritt den Dolch ins Herz stoßen würde. Mit der Fr. stehst Du doch noch gut. Ich habe diese Frau immer geschätzt und gewünscht, daß Ihr Freundinnen bleibt. Auch diese, denke ich, soll ein guter Umgang für die Veitin sein.

Ich wollte dieser meinen Wagen geben, um selbst die Rückreise vielleicht wohlfeiler als mit Extrapost zu machen. Es ist mir bis jetzt so viel Geld aufgegangen (44 Louisdor), daß ich

Ursache habe, zu sparen. Aber sie hat Reisegesellschaft nach Leipzig gefunden, und ich werde meinen Wagen selbst zurückfahren müssen. Bequemer und gesünder ist es freilich, und damit wollen wir uns trösten.

Lebe wohl, liebe Theure!

* * *

Den 20. Sept. 1799.

Ohnerachtet ich Dir nichts zu schreiben habe, als was Du längst weißt, daß ich Dich über alles liebe, Dich und unsern Jungen, und keinen Brief, als durch Bayer, von Dir erhalten habe: so kann ich doch nicht umhin, Dir, da ich Schelling zu schreiben habe, ein Lebenszeichen zu geben. Lies die Einlage, die ich soeben durch Reinhold von Jacobi erhalte, und hebe sie auf.

Es freut mich, daß sie in München auch auf Heidelberg gefallen sind. Die Erlaubniß, dort zu lesen, wird, denke ich, keine Schwierigkeiten finden; vielleicht geht es auch mit der Professur, welchen Wunsch Reinhold erst Jacobi gemeldet hat, ohne Noth. Wir wollen sehen.

Reinhold habe ich einen kalten, etwas vornehmen Brief geschrieben. Die gute weiche Seele lamentirt. Ich werde ihn unverzüglich wieder aufrichten und dafür sorgen, daß er mir in der Zukunft nicht wieder fremd werde. „Höre Fichte, stolz bist Du, ich muß Dir's sagen, da Dir es kein anderer sagen kann", würdest Du sprechen, wenn ich bei Dir wäre. Laß Du das nur gut sein und freue Dich, daß ich's bin. Da ich nun einmal keine Demuth besitze, so muß ich wol stolz sein, um etwas zu haben, um mich durch die Welt zu bringen.

* * *

Den 10. Oct. 1799.

Daß ich von Anfang meines Hierseins schon sehr häufig von jungen Leuten angegangen worden, zu lesen, habe ich Dir wol geschrieben. Ich vernehme jetzt, daß auch Leute von Einfluß Verwunderung äußern, daß ich es nicht thue. Ich werde dieser Sache näher auf die Spur zu kommen suchen. Es ist dem Könige einige Zeit nach meiner Herkunft und nachdem man mich sehr sorgfältig beobachtet, Vortrag über meinen hiesigen Aufenthalt

geschehen. „Ist F. ein so ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gotte in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts.“

Diese Aeußerung hat natürlich Einfluß. Andere Männer am Platz haben geäußert, daß man mich unmöglich aus der preußischen Monarchie ungebraucht und unbenutzt fortlassen könne, daß meine Sache sich nur erst verbluten müsse, u. dgl. Darauf gründet sich mein Plan mit dem Preußischen, wozu die erste Stufe ist, hier zu lesen. Dies alles muß erst in Ordnung gebracht werden, und mein Buch muß fertig sein, ehe ich Dich besuchen kann.

Was Du mir von Goethe schreibst, ist etwas. *) Es ist begreiflich, daß Leute, wie Goethe, nachdem nur die erste Hitze bei ihnen verraucht ist, sich des Auftritts mit mir, der ihnen, wie sie wohl wissen, auch noch ganz anders gedeutet wird, als sie meinen, schämen, ihn ungeschehen wünschen, begreifen, daß der Universität ein nicht wohl zu ersetzender Schaden zugefügt worden, u. dgl. Aber doch bleibe ich in Absicht Jenas bei meiner Meinung, die Du in Nr. 2 lesen wirst. Es ist leicht, in der Hitze einen falschen Schritt durchzusetzen, aber sehr schwer, ihn bei kaltem Blute wieder gut zu machen. Wünschen thäte ich freilich meine Restitution, wenn es mit meiner vollen Ehre geschehen könnte; aber es ist kaum nur daran zu denken. Jedoch ich hoffe, es soll uns nicht noth thun.

*) Dies bezieht sich auf folgende Stelle aus dem Briefe seiner Frau: „Goethe ist jetzt hier und hat sich bei Schlegel sehr freundschaftlich nach Dir, Deinen jetzigen Arbeiten und Befinden erkundigt; Schlegel muß sehr viel bei ihm gelten, denn er nimmt mit Goethe seine Gedichte durch, welche letzterer herausgibt. Deine Antwort an Kant ist jetzt erschienen; jedermann billigt sie und ist mit ihr zufrieden. Die Frau von Kalb, welche Dich herzlich grüßt, hat mir gesagt, soviel sie gehört habe, sei die allgemeine Stimmung in Weimar über Deine Angelegenheit diese: daß es schade sei, daß Du so hitzig wärest; denn da Du so viel Beifall auf der Universität habest, sei es für diese ein großer Verlust, daß Du nicht mehr lesest. Auch ist die Zahl der Studenten sehr vermindert, es waren, wie mir Loder sagt, im verflossenen Halbjahre kaum 500 hier.“

Von dem leipziger Verleger meiner „Bestimmung des Menschen“ werde ich wol abstehen und das Manuscript hier vortheilhafter zu verkaufen suchen. Es soll mir lieb sein, wenn meine Erklärung über Kant's Erklärung befriedigt. Hast Du sie denn gelesen?

Die Veit ist nun sicher bei Euch, und Du guckst mit dem lieben Hermann in den Guckkasten, und Ihr denkt dabei meiner.

* * *

Aus der Antwort seiner Frau.

— Auch L. ist bei mir gewesen und konnte mir nicht genug sagen, wie froh Du seist. Er erzählte, daß er Dich dreimal gesehen, daß die Berliner Dich gern hätten, und daß Du mit ihm in einer geschlossenen Gesellschaft bei Gedike gewesen, wo auch Nicolai war. Mit diesem habest Du Dich sehr heiter unterhalten und an seinen Späßen und Anekdoten theilgenommen, was Dir den allgemeinen Beifall dieses Cirkels zugezogen.

Die Schlegel courtoisiren jetzt Goethe erstaunlich: täglich ist einer von ihnen bei ihm und ihr neues Journal (das „Athenäum“) läßt nur Dich und ihn gelten. Daß darüber hier mancherlei Rede ist, kannst Du Dir denken. Uebrigens ist Goethe vornehm geworden; er geht zu niemand als zu Schiller und vielleicht zu Griesbach. Voilà tout!

* * *

Den 28. Oct. 1799.

Ich habe auf meinen gutmüthigen Scherz über meinen Stolz nicht eine so ernste Mercuriale erwartet, als Du mir gibst. Es ist leicht zu sagen: Fichte, Du bist stolz, und dies allein ist die Quelle unsers Unglücks. Aber Du sollst mir, wenn ich zu Dir komme, eine einzige Handlung dieses Stolzes anführen. Ich bin nur zu gutmüthig und hingebend, vertraue mich den Leuten zu leicht an, halte sie mir nicht stets genug vom Leibe; dann nehmen sie sich Ungebührlichkeiten heraus, und ich muß sie wol in die Grenzen, die sie nicht hätten verlassen sollen, zurückweisen. So war es der Fall mit Reinhold, und würde es hier in Berlin sehr bald mit vielen der Fall geworden sein, wenn ich mich nicht

in Acht genommen hätte. Fragte mich nicht schon der plumpe G.: „Nun, was ist denn so eigentlich Ihr Plan?“ — Es ist unerträglich, sich von jedem Narren bedauern und rathen zu lassen! Dann möchte ich wissen, wo denn nun das große Unglück steckt, das uns betroffen haben soll? Die alberne Denkart, die da glaubt nur auf der Scholle, auf der sie sitzt, glücklich sein zu können. Theilst Du auch diese? Du solltest doch bedenken, daß es nichts Zufälligeres und Unwesentlicheres gibt als den Wechsel äußerer Verhältnisse.

* * *

Euer Stadtgeschwätz und die Schriften, die Du mir nennst, rühren mich so wenig, daß ich nicht einmal neugierig bin, das erstere zu wissen und die letztern zu lesen. Wer mir aber etwas ins Gesicht sagt, den will ich schon heimschicken! Halte Du es ebenso. Was hinter dem Rücken von mir geredet wird, das höre ich nicht. Dies ist die einzige Weise, um durch eine solche Lumpenwelt zu kommen. Endlich verstummen doch alle Lügen, und dann steht die Wahrheit allein da.

Sage mir, ist es denn das erstemal, daß man uns verleumdet? Sind nicht diese Verleumdungen verstummt? Jetzt gibt es andere! Gut, diese werden auch verstummen wie jene. Es wird dann vielleicht wieder andere geben! Es kann sein; aber endlich, nachdem man uns allgemein kennen lernen wird, werden sie es doch müde werden. Ich wette mit Dir, soviel Du willst, nach 10 Jahren bin ich ein im ganzen deutschen Publikum durchgängig geschätzter und verehrter Mann. Dies sind nur die ersten kräftigen Gegenstöße gegen die gewaltsame Einwirkung meines Geistes, die sich nun nicht mehr verleugnen läßt. Das muß nun alles durchgefochten werden. Ich werde es an mir nicht fehlen lassen und werde endlich siegen.

Welchem Manne, der nur kräftig wirkte, ist es anders ergangen? Leben nicht jetzt ihre Namen geehrt unter uns? Du, arme Seele, wirst schon mittragen!

Die Feßler könnte vielleicht im Umgang für Dich passen, aber er — dies unter uns — paßt nicht für mich. Er schmeichelt mir, weil er mich zu gebrauchen denkt; aber er hat ein anmaßendes Wesen, das ich von Zeit zu Zeit niederhalten muß.

Ich thue, als ob ich mich zu seinem Werkzeuge wolle brauchen lassen, bis ich ihn völlig werde ausgeholt haben; größtentheils habe ich das schon jetzt; wenigstens weiß ich schon, was er gethan hat, und will nur noch sehen, was er weiter thun will: und alles wird sich damit endigen, daß ich meine Plane befördert und ihn gebraucht habe. Der Grundzug seines Charakters ist, daß er nie gerade zum Ziele geht *) und lieber hundert Schritte auf dem krummen Wege nach demselben Ziele macht, das er auf dem geraden mit einem Schritte erreicht hätte. Dies thut er aber mit einer solchen Treuherzigkeit, daß er dadurch bei mir wieder zum ehrlichen Manne wird. **)

Die Freimaurer sind hier unverdächtig. Feßler, der gewissermaßen an ihrer Spitze steht, ist beim Könige und beim Minister Schulenburg (dem wichtigsten Manne in der preußischen Monarchie) sehr wohl angeschrieben.

* * *

Wenn Deine Hoffnungen in Absicht Jenas sich nur auf Revision des Processes gründen, gute Seele, so sind sie ganz nichtig. Es ist da kein Proceß, wie kann denn einer revidirt werden? Es ist eine geforderte Dienstentlassung. Sie müßten

---

*) Z. B.: Wir sind schon eine lange Zeit vertraut gewesen, ich habe mir von ihm geheime Plane schmieden lassen und die verborgensten Verabredungen getroffen, während wir öffentlich thaten, als ob wir uns nicht recht leiden könnten, er sich von einem andern Obern Vorwürfe machen ließ, daß er mich vernachlässige, und sich den Auftrag und Befehl geben ließ, meine Bekanntschaft zu suchen. Das hat er neuerlich gethan. — Du, ehrliche Seele, wirst sagen: A quoi bon tout cela? Ich antworte: Von seiner Seite hat er dazu gute Gründe. Ich aber habe für dieses Spiel nicht etwa thätig mitgewirkt, aber leidend mich hingegeben, weil ich hinter alle seine Schliche kommen und einem Manne, der nicht im mindesten ahnt, wer ich bin und was ich will, und den ich zuletzt werde brauchen müssen, meine Discretion nothwendig machen wollte.

*) Vgl. Feßler's „Blätter für Maurer" und daselbst: „Ueber mein Verhältniß zum Bruder F...e : F....r"; Feßler, „Rückblicke auf meine siebzigjährige Pilgerschaft" (zweite Auflage, herausgegeben von F. Bülau, Leipzig 1851), S. 177—181. Das Eingehendste und Ausführlichste über Fichte's Ansichten von der Maurerei hat ohne Zweifel Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten", VI, 61—63, aus seinem eigenen Munde mitgetheilt.

mich wieder berufen. Dies geht an sich sehr leicht an: nur unter den obwaltenden Umständen ist es nicht zu erwarten.

—— Ueber meine „Bestimmung des Menschen" habe ich hier, durch Feßler, einen sehr vortheilhaften Contract geschlossen, Bis Ostern sind wir wieder gedeckt. Nur ist die Schrift noch zu endigen, und dies, denke ich, soll doch wenigstens in 14 Tagen geschehen sein.

Gabler sage sogleich: eine zweite Auflage meiner Wissenschaftslehre, mit einigen Verbesserungen, neuer Vorrede u. s. f., wolle ich ihm geben und gegen ein höchst geringes Honorar (300 Rthr.) geben; um sein Fortkommen zu befördern, setze ich den Preis so niedrig an; auf die Bedingung aber, daß er mir im künftigen Monate, vor dessen Ablauf er das Manuscript haben solle, jene Summe baar auszahle.

Ich habe noch ein schönes Manuscript liegen, die neue Bearbeitung der „Wissenschaftslehre", welche mit weniger Mühe sich auch verkaufbar machen läßt und die ich gleichfalls gut anzubringen hoffe. Sei also nur gar nicht besorgt über unsern Unterhalt.

Aber das muß ich Dir sagen, theure Seele, wenn ich künftigen Monat zu Dir komme, so komme ich blos, um mit Anfang des neuen Jahres wieder in Berlin zu sein; Du hast sonach meine Reise nur zu betrachten als einen Besuch. Es sind eine Menge Gründe, die mich dazu nöthigen. Meine Plane in Berlin kann ich nur durch Anwesenheit befördern. Könntest Du dann sogleich mit mir hierher gehen, so wäre das am besten. Ich überzeuge mich immermehr, daß die Haushaltung mit Euch zusammen eben nicht viel mehr kosten würde, als wenn ich hier allein lebe. Jetzt wird freilich manches verschwendet, und ich kann es nicht ändern, weil die Aufsicht einer Frau fehlt.

B. lasse ich herzlich bitten, mich aus der Verlegenheit zu reißen. Es folgt dabei das Blatt, das ich mir gleich anfangs aufsetzen ließ. Ich will sehen, ob ich einen Abguß von dem Modell erhalten und mitschicken kann. Auch muß nie vergessen werden, daß Profil nicht Face und Gravüre nicht Gemälde ist. Schadow, unstreitig einer der größten plastischen Künstler, hat das Bild mit Fleiß und Liebe gemacht, und ich zweifle, daß aus meinem Gesichte sich je etwas Besseres machen lasse.

Lebe wohl, Du gute Theure. Mein ganzes Herz flammt zu Dir hin. Glaube nur, daß ich Dich unendlich lieb habe, und vergib mir die Kränkungen, die ich Dir zuweilen verursacht, Du armes geplagtes Kind. Du wirst nicht eher recht wohl werden, bis Du diesen jenaischen Staub abschüttelst und mit mir in dem großen weiten Berlin lebst. Suche dies zu beschleunigen.

* *
*

Aus der Antwort seiner Frau.

— Das Gerücht, daß Du in Berlin nicht habest lesen dürfen, ist schon wieder verflogen; es entstand während Feßler's Hiersein, und ich wurde häufig gefragt, ob dies wahr sei? Worauf ich allen zur Antwort gab, daß Du, wie sie wüßten, in Berlin ein Buch schreibest, daß Du daher nicht die Absicht haben könnest, zu lesen, und daß sie Dir doch den Verstand zutrauen würden, nicht erst deshalb anzufragen, wenn es Deine Absicht gewesen wäre. Ich werde mir alle mögliche Mühe geben, auf den Urheber dieses Gerüchts zu kommen. Indeß wollte ich Dir, Bester, von diesem allem nichts schreiben, weil ich dachte, daß es Dir unangenehm sei.

Ich selbst sah Feßler nur eine Viertelstunde lang, wurde aber nachher zu Frommann's geladen, um mit ihm in Gesellschaft zu sein. Ich schlug es indessen aus, weil er mir sehr misfallen hatte und ich fürchtete, daß er mich auf eine indiscrete Art, Gott weiß was, fragen würde. Nach Deiner Beschreibung von ihm freue ich mich, ihn nicht mehr gesehen zu haben; durch Frommann weiß ich aber, daß er Dich achtet und, ich glaube, auch liebt. Von der Madame Veit höre ich, daß er in Berlin sehr viel vermag. Sie setzt hinzu, daß, wenn Du Dich den Berlinern mittheilen wollest, sie gewiß bezaubert würden; denn es sei ein gutes Völkchen, sie hätten aber eine bizarre Meinung von Dir gehabt, welche sie indeß jetzt ganz verloren hätten.

— Daß Du selbst noch, beste Seele, Voigt's Partie nimmst, begreife ich nicht und sehe nicht ein, wie er das verdient hat. Jetzt soll er in Weimar ein allmächtiger Mann sein, und deshalb sind sie auch hier meistens pflichtschuldigst seiner Meinung. Doch, glaube ich, hat Hardenberg *) den dresdener Hof aufgeklärt; ich

*) Novalis.

habe ihm, da er mir ganz falsch und unvollständig unterrichtet schien, den ganzen Hergang der Sache erzählt, sodaß er am Ende ausrief: „V. ist ein abscheulicher Mensch!"

Hufeland, den Juristen, habe ich noch nie so höflich gegen mich gesehen; er läßt Dich grüßen! Warum er so höflich ist, weiß ich nicht. Seine Gesprächigkeit, sein mit mir Spazierengehen war mir auffallend, besonders nach der Anzeige über Deine Dimission in der Literaturzeitung, die nicht von Schütz, sondern von ihm ist. Doch ist er jetzt mit Schelling und den Schlegels sehr gespannt, welche sich von allem Antheil an der Literaturzeitung losgesagt haben und drohen, ihn offen anzugreifen. Ich glaube, Du könntest jetzt mit ihm machen, was Du wolltest. Doch gottlob! bedürfen wir nicht mehr aller dieser Menschen.

* * *

Den 5. Nov. 1799.

Meine gegenwärtige Schrift wird hoffentlich denen, die nicht Schalke sind — und deren sind doch die wenigsten — die Augen aufreißen; und die Schalke haben dann um so schlimmeres Spiel, weil sie vor dem ganzen Publikum auf der offenbarsten Lüge ertappt werden. Auch ist nun der Jacobi'sche Brief an mich gedruckt. Ich werde darauf, sobald ich sonst freie Hände habe, antworten, und dies soll neue Lichtstrahlen geben.

Freudigkeit und guter Muth ist mir der höchste Beweis, daß Du mich liebst, wie ich geliebt sein sollte. Versunkenheit in Schmerz und Sorge ist Mistrauen in mich und macht mich unglücklich, weil es Dich unglücklich macht. Es ist keine Probe von Liebe, daß Du mir zugefügtes Unrecht tiefer empfindest; ich selbst empfinde dieses leichter; und ebenso muß es Dir sein, denn ich und Du sind eins.

Rede doch nicht vom Sterben und mache Dir keine solchen Gedanken; denn das zehrt Dich ab, und gerade dadurch könnte es wahr werden. Nein, wir wollen noch viele frohe und glückliche Tage miteinander leben; und unser Junge soll uns erst, wenn er selbst ein gemachter und vollendeter Mann ist, die Augen zudrücken. Bis dahin bedarf er unserer noch.

Ich habe bei der Ausarbeitung meiner gegenwärtigen Schrift einen tiefern Blick in die Religion gethan als noch je. Bei

mir geht die Bewegung des Herzens nur aus vollkommener Klarheit hervor; es konnte nicht fehlen, daß die errungene Klarheit zugleich mein Herz ergriff.

Glaube mir, daß diese Stimmung an meiner unerschütterlichen Freudigkeit und an der Milde, womit ich die Ungerechtigkeiten meiner Gegner ansehe, großen Antheil hat. Ich glaube nicht, daß ich ohne diesen fatalen Streit und ohne die bösen Folgen desselben jemals zu dieser klaren Einsicht und zu dieser Herzensstimmung gekommen wäre; und so hätten ja die mir zugefügten Gewaltthätigkeiten schon jetzt eine Folge, die weder Du noch ich wegwünschen werden.

Laß Dich immer den guten Jungen trösten und trockne die Thränen ab, wenn er Dir's rathet. Denke, es sei Vaters Rath, der gewiß dasselbe sagen würde. Und nimm Dich unsers lieben theuern Hermann an, wie ich Dir letzthin geschrieben. Der Junge ist unser Reichthum und wir müssen ihn wohl nutzen.

Sage Niethammer, nebst meinen Grüßen: 1) daß das „Philosophische Journal" bei Michaelis' in dem Buchladen vergeblich gesucht würde, weil Michaelis' Effecten noch arretirt wären; daß dies sehr albern sei von Michaelis, wie sich verstehe, und daß er etwa suchen solle Rath zu schaffen; 2) daß auch das unserige bei Gabler vergeblich gesucht werde, indem es vergriffen sein solle. Ich bäte ihn, über den letzten Umstand bei Gabler Erkundigung einzuziehen, und mit der Fortsetzung würden wir dann beide en conséquence verfahren.

Den Grund der Zänkerei Schelling's mit Hufeland weiß ich wohl. Schelling hat ganz recht. Du sollst erleben, wie sich das alles in die Haare gerathen wird. Auch dazu war ich gut, diese entgegengesetzten Menschen auseinander zu halten und sie zu besänftigen. Sie werden auch darin sehen, daß ich nicht mehr da bin.

Ich kann von dem faulen oder zu sehr beschäftigten Medailleur noch immer keinen Abdruck meines Bildnisses erhalten, unerachtet ich es von Tag zu Tag erwartet und schon vor länger denn 14 Tagen bestellt habe. Mit dem nächsten Briefe denke ich aber sicher eins abzusenden.

Ich erhalte soeben einen Brief von Schelling. Habe die Güte, ihm sogleich sagen zu lassen, daß ich nächstens antworten würde, daß ich aber vorläufig sehr abriethe, seine „Annalen"

noch besonders außer dem Journale abdrucken zu lassen. Sie gehen, ich weiß es, gerade im Journal am besten. Kann man ja von diesem Stücke etwa 2000 Exemplare drucken und ein besonderes Heft sein lassen. Ueber das Honorar mag Schelling, ohne unser Zuthun, mit Gabler contrahiren.

Lebe wohl, gute Liebe!

* * *

Den 19. Nov. 1799.

Dieser Brief blieb liegen, weil ich durch meinen Bruder abgehalten wurde, fortzuschreiben. Wie es bei unsern Aeltern und wie es mit der Hantierung des Bruders geht, werde ich Dir mündlich erzählen. Indessen kann ich Dir zum Troste sagen, daß ich wenigstens keine beunruhigenden Nachrichten erhalten habe.

Einen Lebensplan für das Künftige zu machen, bin ich jetzt unfähiger als je. Es hat inzwischen damit nicht Noth und es ist nichts versäumt. Ich habe nun doch 1200 Rthr. vor mir so gut als schon verdient (500 Rthr. von der „Bestimmung des Menschen“, 300 Rthr. für die neue Auflage der „Wissenschaftslehre“, 400 Rthr. noch auf Wechsel von Gabler); wir haben also für ein Jahr zu leben, wir mögen leben, wo wir wollen, und indessen wird wieder gearbeitet und verdient. Sieh diesen Vortheil unserer Lage, vor Nahrungssorgen gedeckt zu sein, und sei ruhig und heiter. Das ist denn doch das erste, daß man in seinen häuslichen Verhältnissen ruhig sein könne; alles Uebrige findet sich nach und nach von selbst. Soeben erhalte ich Briefe von Reinhold, nach denen an Heidelberg vor der Hand nicht zu denken ist. Nun, so sei es! Ueberhaupt können wir gar nicht wissen, welche große politische Veränderungen bevorstehen und ob es nicht in dieser Epoche ein wahres Glück ist, nirgends gefesselt zu sein.

Deinen Brief vom 13. habe ich indessen auch erhalten und danke Dir für Deine Liebe. Meine Sache in Jena siehst Du noch immer falsch an, aber das wollen wir schon mündlich durchsprechen.

Was in aller Welt sind dies wieder für Händel in Jena! Ich habe stets vorausgesehen, daß, nachdem man zur Zeit, als wir in Osmannstädt waren, es versäumt hat, den Ungezogenen und Störrigen kräftig durch den Sinn zu fahren, man über

kurz oder lang sich der erkannten Uebermacht zur Unterdrückung der Unschuldigen bedienen würde, welches Deiner Erzählung nach jetzt der Fall zu sein scheint. So wird denn die Universität mit Gewalt zu Grunde gerichtet.

Daß Du Tieck so lobst, darüber bin ich verwundert. Wie er natürlich ist, weiß ich; daß er sich zusammennehmen und etwas anders scheinen kann, auch; aber ich sehe den Grund nicht ein, warum er sich mit Dir so zusammennimmt. *)

Es kann sein, daß Hufeland mich an der Spitze der neuern Streitigkeiten gegen die Literaturzeitung vermuthet, und daß sein Gutthun eben die Absicht hat, mich in dieser Sache entweder zu neutralisiren oder gar für sich zu gewinnen. Dies wird sich aber näher ergeben, wenn ich komme. Ich werde mich vor der Hand in diesen Sachen, in welchen ich allerdings längst eine Partei ergriffen habe, äußerlich sehr ruhig verhalten, damit ich sehe, wo es hinaus will.

Lebe wohl, Du Theure!

---

*) Die bestimmte Veranlassung zu dieser Stelle ist nicht mittheilbar. Doch darf es vielleicht vergeben werden, wenn wir statt dessen ein Epigramm von A. W. Schlegel erwähnen, welches im engern Freundschaftskreise lange sich erhielt und das auf ähnliche Erlebnisse mit Tieck anspielt:

Als ein blinder Passagier
Wall' ich durch des Lebens Posten;
Einer Reise ohne Kosten
Rühmt sich keiner noch mit mir!

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Letzte Entwickelung der Lehre und Lebensansicht Fichte's. Schriften aus dieser Periode.

Wir müssen in Fichte's Leben seit seiner Uebersiedelung nach Berlin auch innerlich einen wichtigen Abschnitt anerkennen. Die tiefere Einkehr in sich selbst, die eigentliche Vollendung und letzte Reife in Lehre und Lebensansicht beginnt seit dieser Epoche, wo er, abgekehrt von allem Getriebe herrschender oder sich bekämpfender Meinungen und unbekümmert um fremden Beifall wie Verwerfung, nur mit seiner Selbstbildung sich beschäftigte. Es war fast wiederum, wie in den frühern Jünglingsjahren, ein Zeitpunkt des völligen Umschwungs, der gänzlichen Wiedererneuerung seiner Denkweise, und es möchten nicht gerade viele sein, denen dazu im vorgerückten Leben Kraft und Muth verblieben, denen die geistige Jugend in diesem Sinne so lange vergönnt gewesen wäre. So wie er nämlich früher aus manchem Zweifel und Irrniß durch Kant zuerst der höhern *moralischen* Lebensansicht zugewendet wurde, und wie er diese durch Schrift und That kräftig geltend machte, so ging später mildernd und manchen Gegensatz versöhnend die religiöse Weltansicht in ihm auf, die er mit nicht minderer Zuversicht und Kraft umfaßte. Er hat es indeß selbst schon in den mitgetheilten Briefen ausgesprochen, daß für ihn Bewegung des Herzens nur aus theoretischer Klarheit hervorgehen konnte. Es kam daher bei jener Umgestaltung nicht blos darauf an, auf moderne Weise sich aus theoretischer Verzweiflung etwa in den Schos eines so oder anders gestalteten Glaubens zu flüchten, sondern ein speculatives Erkennen sich zu erringen, das zugleich ein religiöses wäre.

Aber zu solcher erneuerten Entwickelung, selbst wenn sie mit Nothwendigkeit vorgebildet ist in der Natur eines Geistes, geben die äußern Umstände oft Veranlassung und Zeitigung. Wir haben von ihm selbst vernommen, wie die letzte heftige Katastrophe auf ihn gewirkt, wie er, durch sie veranlaßt und durch eigenes Bedürfniß getrieben, auf eine tiefere Beschäftigung mit dem Wesen der Religion hingeführt wurde als je vorher, und daß er schon um deswillen jenen Streit nicht ungeschehen wünschte.

Wer möchte jedoch zweifeln, daß auch vorher die tiefste Gesinnung Fichte's religiös gewesen; ja daß auch seine Lehre ihren innersten Mittelpunkt im „Glauben" gehabt habe, nicht minder wie die Jacobi'sche, ist im Vorhergehenden gezeigt worden. Und auch die Auskunft kann nicht genügend erscheinen, welche man sonst wol gehört hat, daß solcher Religiosität das Gemüth fehle; als ob je Religiosität ohne Gemüth, ohne Begeisterung gedacht werden könnte! Wohl aber behielt jene religiöse Weltansicht noch die Einseitigkeit eines abstracten moralischen Ideals, nach welchem der Mensch aus eigenen Kräften unablässig zu ringen habe, als unbeugsames Rechtthun mit dem unerschütterlichen „Glauben an die Realität der sittlichen Weltordnung". Das Ich blieb dabei auf sich angewiesen; sein Friede und seine Vollkommenheit sollte sein eigenes Erzeugniß sein. Die Autonomie, deren Macht Fichte nach unten, gegen die Sinnlichkeit hin, mit der höchsten Kraft vertreten hatte, sollte auch nach obenhin, meinte er, alles vollbringen!

Wer aber füllte die ungeheuere Kluft aus zwischen dem unendlichen Streben und dem erreichten, ruhig genossenen Ziele? Wer zeigte den Weg zu jener wie in den Wolken thronenden heiligen Stätte? Hierüber konnte diese Philosophie den Menschen immer nur auf seine eigene Kraft verweisen, und das ungeheuere Misverhältniß, ja der Widerspruch, daß der Mensch ganz aus sich selbst sich völlig erneuern solle, wurde nur dunkel geahnet; weshalb auch damals nichts übler empfunden wurde, als wenn man an dem hohen Adel, an der unbegrenzten Machtvollkommenheit des Menschen zweifelte, was sich in Weidsprüchen, wie dem oft gehörten: „Du kannst, denn du sollst!" höchst charakteristisch ausprägte. Kurz, der Gedanke an einen lebendigen Gott, wie er selbst den Menschen befreit von jener Knechtschaft der Unvoll-

kommenheit, wie er den Willen von der Tantalusarbeit eines endlosen Ringens erlöst, indem erkannt wird, wie vor ihm der gute Wille eben, die Liebe, statt der That gilt: dieser einfache Gedanke, welcher der frühern Zeit im Glauben und Erleben einfach gegenwärtig war, lag der damaligen Bildung durchaus fern. Sollte sie ihn aber wiederfinden, so bedurfte es dazu ebenso der Heilung durch Wissenschaft und durch dieselbe höhere Ausbildung, welche zuerst von dem Glauben losgerissen hatte. Und so möchten wir mit dem eben Bemerkten nicht blos ein persönliches Verhältniß, sondern einen wichtigen Wendepunkt der ganzen Zeit bezeichnet haben.

Jenen Uebergang hat Fichte nun allerdings gefunden; aber nach einem nothwendigen Gesetze aller Geistesentwickelung griff er, wie zu unwillkürlicher theoretischer Buße, in das entgegengesetzte Extrem hinüber. Mit gleicher, tief überzeugter Energie behauptete er nun die Richtigkeit des Ich, die völlige Lüge und den trügerischen Schein jeder eigengeborenen Tugend und Gerechtigkeit, und erblickte, in abermaliger, nur umgekehrter Polemik, in solchen Behauptungen lediglich „unheiligen, ungöttlichen Sinn". *) Und als seine neue Ueberzeugung sich zu dichterischem Ausdruck erhob, als er jene berühmten Worte seines Sonetts schrieb:

Das ewig Eine
Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen —

da war er in den weitesten Gegensatz zu seinen frühern Gesinnungen hinweggetreten. Er hatte sich jener tief begeisternden, theoretisch aber nur zur Hälfte wahren Mystik hingegeben, die wir bei Angelus Silesius am anmuthigsten und vielseitigsten dargestellt finden: das eigene Ich substanz- und selbstlos im göttlichen Leben zerfließen zu lassen, oder nach streng speculativer Begriffsbestimmung: im Ich nur die an sich selbstlose Bildform des absolut Realen, Gottes, zu erkennen. Wenn daher seine frühere Lehre in der selbsterrungenen Sittlichkeit des Ich culminirte, so die jetzige umgekehrt in einer völlig entselbstenden Religiosität, welche am Ich nichts übrig läßt, als ein Gefäß zu sein für das göttliche Leben und Wirken. Und wie er die frühere Ansicht in den Werken der ersten Epoche mit unbeugsamer Consequenz dargelegt

*) Vgl. oben S. 181, 182.

hatte, so wurde auch der neue Standpunkt mit gleich unerbittlicher Schärfe in seiner „Anweisung zum seligen Leben" (1806) und in seiner spätern „Sittenlehre" (1812) ausgesprochen.*) Ja, das Andenken an den frühern Gegensatz läßt ihn, besonders im ersten Werke, mit halbbewußter Polemik gegen sich selbst desto strenger den bisherigen Irrthum bekämpfen.

Zugleich ist dies die Grenze seiner Weltansicht geblieben, und wer vermöchte in Abrede zu stellen, daß hierin nicht das höchste Ziel aller Wahrheit gezeigt werde. Auch hat wol unbestreitbar keins der nachfolgenden Systeme in dieser Cardinalfrage seinen Standpunkt überschritten, kaum ihn mit gleicher Reinheit und sittlicher Energie ausgesprochen. Dennoch, wenn dieser Lehre religiöse Tiefe und Wahrheit zuzugestehen ist, Vollständigkeit und erschöpfende Einsicht bietet sie nicht, und es ist nicht minder von Bedeutung, auch dies klar zu erkennen. An diesem Orte indeß muß es genügen, wenigstens andeutungsweise hervorzuheben, daß die Religion, um auch nur als psychologische Thatsache erklärbar zu sein, alles Ernstes auf dem Begriffe einer vom Wesen Gottes unterschiedenen Substantialität des endlichen Geistes beruhe; daß überhaupt die Lehre vom Ich, als einer blos schematischen Form (wir haben sie auch in einem spätern Systeme wieder auftreten sehen), aber psychologisch unzulänglich sei, in ihren ethischen Folgen sogar bedenklich und irreführend werden könne.

* * *

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen möchte nun der Standpunkt und die Bedeutung der einzelnen Schriften zu beurtheilen sein, welche aus dieser Epoche von Fichte vorhanden sind. Sie bezeichnen theils noch den Uebergang der Lehre aus der frühern in die spätere Gestalt, theils die mehr oder minder entwickelte Ausführung der neuen Grundansicht selbst. Das Meiste und Vollständigste darüber ist in den Vorträgen aus den letzten Jahren seines Lebens enthalten, die später aus dem Nachlasse herausgegeben worden sind.**) Besonders aus der Vergleichung dieser

---

*) „System der Sittenlehre", in den „Nachgelassenen Werken" (Bonn 1835), III, 3 fg.

**) „J. G. Fichte's nachgelassene Werke, herausgegeben von J. H. Fichte"

letztern ergibt sich, wie die angedeutete neue Grundansicht in allmählicher Entwickelung immer reifer und schärfer Gestalt gewonnen, wie sie bei zunehmender Tiefe immer mehr Inhalt und wissenschaftliche Beziehungen in ihren Umkreis hineingezogen, namentlich durch tiefere Erfassung des Christenthums und des Staates in ihrer weltgeschichtlichen Wechselbeziehung.

Zu den Schriften aus der zuerst bezeichneten Uebergangsepoche rechnen wir besonders seine „Bestimmung des Menschen" (1800), sein „Antwortsschreiben an Reinhold" und seinen „Sonnenklaren Bericht" (beide aus dem Jahre 1801). In jenem deutet der Uebergang vom Zweifel zum Glauben (zu Anfang des dritten Buchs) schon hin auf die Unterordnung der Reflexion unter einen höhern Standpunkt, für welche späterhin ein allgemeinerer wissenschaftlicher Ausdruck von ihm gefunden wurde. In den beiden letztgenannten Schriften dagegen möchte die Klarheit und Beweglichkeit der Form, die fast vollendete Beherrschung des Erkenntnißstoffs das Charakteristische sein. In ihnen hat er sich vorzugsweise als schriftstellerischer Künstler gezeigt. Und in gleichem Sinne muß sein „Geschlossener Handelsstaat, als Anfang zur Rechtslehre und Probe einer künftigen Politik" (im Spätjahre 1800) hierhergezogen werden. Er selbst hat dies Werk für sein bestes, durchdachtestes erklärt, ohne Zweifel wegen seiner formellen Durchbildung. In anderm Sinne ist aber auch an die gleichzeitige „Darstellung der Wissenschaftslehre" aus dem Jahre 1801 zu erinnern (zuerst bekannt gemacht in den „Sämmtlichen Werken", Bd. 2), welche insofern ein wichtiges Actenstück in der Entwickelung seines Systems bildet, als hier die bisherige Constructionsweise mit Ich und Nicht-Ich völlig aufgegeben und statt dessen der Begriff des „absoluten Wissens" an die Spitze gestellt wird; indem ferner die realistische Seite des Systems ebenso entschieden betont ist wie sein idealistisches Ergebniß; über welches alles wir der Kürze wegen auf das in der Vorrede zu den „Sämmtlichen Werken" Gesagte verweisen. *)

(Bonn 1834—35), 3 Bde. In diesen Cyklus gehört besonders auch noch seine „Staatslehre" aus dem Jahre 1813 („Sämmtliche Werke", IV, 368 fg.).

*) „J. G. Fichte's sämmtliche Werke", Bd. 1, Vorrede des Herausgebers, S. XX fg.

Die ersten Spuren der neuen Ansicht zeigen besonders die in den Jahren 1804—6 verfaßten Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", über das „Wesen des Gelehrten" und seine „Religionslehre". In den ersten ist besonders die Construction der Weltgeschichte neu und für die Ausbildung der ganzen Ansicht folgenreich. Was hier indeß darüber nur angedeutet wurde, hat er erst in seinem letzten Werke, in der „Staatslehre" (Vorlesungen aus dem Jahre 1813, zuerst gedruckt 1820) wieder aufgenommen und weiter ausgeführt. Hierin, wie auch sonst in seinen spätern Schriften, tritt als Fundamentalsatz seiner Lehre hervor der Begriff des absoluten Erscheinens Gottes im menschlichen Bewußtsein; und als wahrhafter Inhalt wie als leitendes Princip der Weltgeschichte wird aufgestellt, daß diese göttliche Offenbarung in der Menschheit aus der Form des Instincts und des Autoritätsglaubens sich entwickele zur klaren Einsicht und besonnenen Gestaltung der Welt durch den religiösen Vernunftbegriff, dergestalt, daß die Freiheit aller mit klarem Bewußtsein sich Gott unterwerfe und ihren rechtlichen und politischen wie religiösen und kirchlichen Zustand hiernach aus freier Erkenntniß gestalte; eine Theokratie, vermittelt durch Vernunfteinsicht, wodurch auch das Christenthum nicht mehr blos als Lehre und religiöses Institut erscheint, sondern durchdrungen von besonnener Wissenschaft als Princip einer Weltverfassung begriffen wird.

Dieselbe Grundansicht wird auch in den „Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten" (gehalten zu Erlangen 1805, gedruckt 1806), nur von einer andern Seite dargestellt. Als Gelehrter nach seinem höchsten Begriffe wird nämlich derjenige bezeichnet, welcher, überhaupt von der Idee in irgendeiner ihrer Gestaltungen ergriffen, diese in die Welt praktisch einzuführen oder sie theoretisch darzustellen berufen sei; daher auch der wahrhafte Regent, Gesetzgeber und Staatsmann gleichfalls unter diesen Begriff fallen. Die Idee selbst aber wird hier gefaßt als das absolut weltgestaltende Princip, als die ewige Offenbarung Gottes, wie sie im individuellen Bewußtsein besondere Gestalt annimmt.

Den hellsten Lichtpunkt bilden endlich in dieser Reihe populärer Werke seine „Vorlesungen über die Religionslehre" (gehal-

ten zu Berlin im Jahre 1806), worin freilich nicht in streng systematischer Form, aber vielleicht desto eindringlicher die Idee Gottes als alle Reflexion vernichtend aufgestellt und an den fünf möglichen Ansichtsweisen der Welt in ihrem Verhältnisse zueinander nachgewiesen wird, wie das Bewußtsein sich von jeder derselben durch die weitertreibende Reflexion bis zur höchsten, der Anerkenntniß Gottes, emporhebe, und wie hierin die Reflexion von selbst erlösche. *)

Bemerkenswerth ist nun, daß mit diesem Werke Fichte's philosophische Schriftstellerlaufbahn, mitten in ihrer neuen Entwickelung, eigentlich geschlossen ist. Seine nachher erschienene Abhandlung über Macchiavelli, sowie seine „Reden an die Deutschen" liegen durch ihren Zweck der eigentlichen Philosophie fern, und die einzige Schrift speculativen Inhalts, die er selbst noch erscheinen ließ, „Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse" (Berlin 1810), war, wie schon ihre Vorrede ankündigte, nur für seine Schüler, nicht für das größere Publikum, am wenigsten für seine Gegner bestimmt, welche sogar in eben dieser Vorrede kurz und herbe zurückgewiesen werden. Seine im Winter 1806—7 geschriebenen kritischen Abhandlungen: „Bericht über die Wissenschaftslehre und ihre bisherigen Schicksale" (zuerst vollständig bekannt gemacht in den „Sämmtlichen Werken" [1845], VIII, 361 fg.), blieben damals ungedruckt. Er begnügte sich mit mündlicher Ueberlieferung seines Systems oder mit brieflichen Aeußerungen darüber an Freunde, so namentlich an Jacobi, mit welchem wissenschaftlich sich auseinanderzusetzen, wo möglich sich zu einigen, er noch immer ein lebhaftes Bedürfniß empfand; denn allein in ihm erblickte er einen ihm ebenbürtigen Denker. Gelegentlich dürfen wir daher bemerken, daß die drei Briefe an Jacobi vom 31. März 1804, vom 8. Mai 1806 und vom 3. Mai 1810 zugleich wichtige Actenstücke zur Charakteristik seiner damaligen Denkweise bilden. Besonders im letzten Schreiben hat er mit seltener Klarheit und Präcision, dabei in gedrängter Kürze, das letzte Ergebniß seiner Lehre ausgesprochen.

Die Gründe zu jenem Verfahren dem wissenschaftlichen Pu-

*) Man vergleiche besonders die siebente bis zehnte Vorlesung.

blikum gegenüber und seine ganze damalige Stimmung sprechen eben diese Briefe unzweideutig aus. „Ich werde", schreibt er an Jacobi im Jahre 1804, „meine Lehre diesem Zeitalter nie im Drucke vorlegen, sondern nur mündlich an die, welche den Muth haben, sie an sich zu nehmen, mittheilen. Von allem, was da vorgeht, bewegt mich nichts und wundert mich nichts, und ich erwarte noch viel Heilloseres; denn ich glaube unser Zeitalter als das der absoluten Verwesung aller Ideen sattsam begriffen zu haben. Dennoch bin ich fröhlichen Muths; denn ich weiß, daß nur aus dem vollkommenen Ersterben das neue Leben hervorgeht."

Noch eingehender theilt er sich in einem Briefe aus dem Jahre 1810 an den Philosophen J. E. von Berger mit, welcher ihn zu einer Annäherung an Schelling dringend gemahnt hatte, dessen Geist und Lehre er der seinigen, trotz des scheinbaren Widerstreits, innig verwandt erkennen müsse. Folgendes antwortet Fichte darauf:

„Es ist nicht die Aufgabe der Zeit, einzelne große, wahre, tiefgreifende Gedanken und Ahnungen zu haben, dergleichen ich jenen Männern" (den Naturphilosophen) „nicht abspreche; sondern Freiheit bis zur besonnenen Kunst, Klarheit, feste und unveränderliche wissenschaftliche Form, dies ist die Aufgabe der Zeit. In Beziehung auf diese erkenne ich Schelling und seine Schule recht eigentlich für das böse, die Zeit zurückführende Princip. Wie Schelling mit dem transscendentalen Idealismus daran ist, aus seinen Schriften auszumitteln, möchte vergebliche Arbeit sein. Er kann gewisse Hauptresultate desselben nicht leugnen; aber ehe man sich's versieht, sagt er wieder Sachen, die ihm ins Angesicht widersprechen; kurz, er zeigt deutlich, daß er von diesem wichtigsten Punkte der Speculation durchaus keinen Begriff hat. — —

„Man glaube doch ja nicht, daß es aus Mangel an Vertheidigungsmitteln geschieht, wenn ich zu seinem Unwesen so stillschweige. Es geschieht in der That aus Nichtachtung desselben, sowie des Zeitalters, das sich durch einen solchen irre machen läßt. Er — doch sogar die Ehre hat er nicht, der wahre Urheber zu sein, sondern vor ihm Jacobi — er und Jacobi haben eine gespenstige Gestalt, die mit der wahren Wissenschaftslehre keinen Zug gemein

hat, als diese Lehre dem Publikum dargestellt; dieses, unfähig sich selbst über die Beschaffenheit der Sache zu unterrichten, glaubt ihnen. Was schadet's mir, wenn sie betrogen sein wollen? Die wahre Wissenschaftslehre bleibt in der Welt, und ich bin auch noch da, und es wird sich wol noch eine Zeit finden, wo man auch auf mich hören wird."

Wie nun die wissenschaftlichen Meinungen anderer wenig anregendes Interesse für ihn hatten, daher er auch nur selten an sie anknüpfte, um seine eigenen Gedanken darzulegen: so waren ihm fremde Urtheile über ihn selbst fast noch von geringerer Bedeutung und von noch weniger Einfluß. Lobende wie tadelnde Beurtheilungen, literarische Angriffe, polemische Gegenschriften las er in der Regel gar nicht, ja wir haben Ursache zu glauben, daß ein großer Theil derselben sogar äußerlich ihm ganz unbekannt blieb.

So hat es Bedenken und Verwunderung bei Freunden wie bei Gegnern erregt, daß er auf die bekannte Schelling'sche Schrift gegen ihn nicht geantwortet hat, welche den wissenschaftlichen Streit sogar in einen persönlichen Angriff hinüberspielte.*) Und doch war es nicht willkürliches oder erkünsteltes Ignoriren, sondern das unwillkürlichste von der Welt. Als Schelling's Schrift gegen das Ende des Jahres 1806 erschien, lebte er, durch den Krieg von allen literarischen Verbindungen abgeschnitten, in einem der entferntesten Winkel Deutschlands, und nur spät und unvollständig gelangte er durch die Mittheilung eines Freundes (in einer noch vorhandenen Nachschrift zu einem Briefe seiner Gattin) zur Kunde von dem Dasein derselben. Der gleichzeitig geschriebene polemische Aufsatz gegen Schelling verräth nicht die geringste Kenntniß vom Inhalte seiner Schrift; gewiß würde er sonst nicht unterlassen haben, den ihm von Schelling gemachten Vorwurf zurückzuweisen, „seine neue Theorie sei nur ein an der Naturphilosophie begangenes Plagiat", was ihm um so leichter und schlagender gelingen konnte, als jetzt jeder Einsichtige weiß, daß das Princip und der Grund der beiden folgenden Systeme

*) Schelling, „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre" (Tübingen 1806).

gerade durch Fichte gelegt sind. So nun erklärt es sich, was wir fast mit Gewißheit annehmen können, daß er jene polemische Schrift gar nicht gelesen. Sie fand sich wenigstens nicht in seiner Bibliothek, und die sonstigen Aeußerungen über Schelling in seinem literarischen Nachlasse zeigen nicht die geringste Spur, daß er von ihrem Inhalt Kenntniß hatte.

Zweites Kapitel.

Fichte's Leben in Berlin. Sein erster Freundeskreis. Seine Vorlesungen und ihre Wirkung. Anstellung in Erlangen.

Das äußere Leben Fichte's bietet in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Berlin wenig Veränderungen dar. Auf den raschen Wechsel stürmischer Ereignisse, wie sie in der letzten Zeit ihn betroffen hatten, schien jetzt auch äußerlich eine Ruhe folgen zu sollen, wie sie seinem zurückgezogenen wissenschaftlichen Leben ganz entsprach. Seit dem letzten Kampfe von der eigentlichen Polemik ermüdet, für welche sein „Nicolai" *) als der letzte energische Scheidegruß anzusehen ist, und selbst an literarischer Berühmtheit übersättigt, hatte er auch die persönliche Aufmerksamkeit, die er anfangs gewöhnlich erregte, längst als höchst überlästig empfunden. So war sein Umgang nur auf wenige Freunde beschränkt, unter welchen wir, seitdem Friedrich Schlegel Berlin verlassen hatte, besonders dessen Bruder, Wilhelm Schlegel, und Tieck sowie Woltmann nennen, der unterdeß gleichfalls von Jena nach Berlin herübergekommen war. Mit Feßler und vielen andern, zum Theil angesehenen Männern Berlins brachten ihn die gemeinschaftlichen maurerischen Verbindungen in Berührung, welche indeß nachher ganz von ihm aufgegeben wurden. Zugleich war es damals vorzüglich das Unger'sche Haus, das die geistreichen Männer Berlins bei sich versammelte, und hier beging Fichte mit seiner Gattin in Gesellschaft jener Freunde sowie Reichardt's und Friedrich Richter's, welche auch dem Kreise anzugehören pflegten,

*) „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen" (Tübingen 1801) (Werke, Bd. VIII).

den Eintritt des neuen Jahrhunderts. Gemeinschaftliche Vorsätze und Wünsche feierten den seltenen Augenblick in einem so seltenen Vereine, aber fast keiner jener Plane ist erfüllt worden, und das darauf folgende Jahr fand den Kreis der Freunde schon zerstreut, oder in ganz andern Verhältnissen, als die erwarteten waren.

Unter seinen vertrautesten Freunden ist aber hier vor allen Bernhardi zu nennen, der lange Jahre hindurch sein fast täglicher Gesellschafter war. Vom heitersten geselligen Talente, scharfsinnig und witzig, war er ebenso anregend im Umgange, als eigener mannichfachster Anregung fähig, indem er das seltene Talent besaß, einen hingeworfenen bedeutenden Gedanken lebhaft zu ergreifen und mit Scharfsinn und Selbständigkeit nach allen Richtungen zu verfolgen. So war er der wünschenswertheste Genosse für einen productiven Geist, welchem er die eigenen Strahlen verdichtet und geschärft wie ein Spiegel zurückgab; und dieses tiefe Wechselbedürfniß mochte es sein, was beide Männer, bei einiger Unähnlichkeit im Charakter, so eng verband. Varnhagen von Ense, welcher bezeugt, bei solchen Unterredungen oft gegenwärtig gewesen zu sein, schildert die Eigenart beider Männer treffend und beredt folgendergestalt *): „Ich war meist nur stiller Zuhörer, wenn die tiefsten Fragen der Philosophie dialektisch behandelt wurden, wenn die Sprachwissenschaft nach dem Lichte reiner Begriffe rang, oder das Bürgerthum und das Staatswesen sich gleicherweise der Prüfung des Gedankens wie der Geschichte unterwerfen mußten. War

*) Varnhagen im Vorworte zu den „Reliquien, Erzählungen und Dichtungen von A. F. Bernhardi und dessen Gattin S. Bernhardi, herausgegeben von deren Sohne W. Bernhardi" (Altenburg 1847), Bd. I, S. IX. Varnhagen beklagt es dort mit Recht, daß dieser durch tiefen Geist und vielseitigste Bildung gleich ausgezeichnete Mann noch keine würdige Charakteristik gefunden, daß noch keine Sammlung seiner zerstreuten Abhandlungen veranstaltet worden ist. Jene „Reliquien" können dafür durchaus nicht entschädigen. Er war der erste Gründer einer eigentlich *philosophischen* Grammatik, aber zugleich ebenso scharfsinniger und genauer philologischer Erforscher des Einzelnen, dabei vortrefflicher Lehrer, Pädagog und Schulmann, dessen die Geschichte der deutschen Pädagogik nicht vergessen darf. In letzterer Beziehung hat L. Rellstab („Aus meinem Leben" [Berlin 1861], I, 92 fg.) seiner auf das rühmlichste gedacht.

in solchen Erörterungen Fichte der unerschütterlich Feste und Einfache, so glänzte Bernhardi durch reichern Stoff, den er stets mit Anmuth und oft in überraschenden Schlagworten zu entfalten oder zusammenzufassen verstand, sodaß Fichte nicht selten das größte Wohlgefallen an dem Gegner hatte.“ Wie Bernhardi indeß Fichte's Umgang besonders wissenschaftlich benutzte, wie namentlich seine Ideen über Sprachwissenschaft, die er in seinen bekannten Werken niederlegte, durch solche Unterhaltungen auf Abendspaziergängen und in andern geselligen Stunden vorbereitet und entwickelt wurden, hat er selbst mehr als einmal edel und dankbar dem Sohne bezeugt, und sein tiefer Schmerz und die Thränen bei der Kunde von Fichte's Tode sind das schönste Zeugniß für die Freundschaft der beiden dahingeschiedenen Männer, welcher Fichte selbst in einem erst kürzlich aufgefundenen Briefe an Beyme (abgedruckt im zweiten Theile) ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Auch August Zeune, damals Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster, später Gründer und erster Vorstand der Blindenanstalt in Berlin, gehörte zu den gern gesehenen Hausfreunden. Er unterrichtete Fichte im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, welche Sprachen dieser gemeinsam trieb, indem er sich eine Art von vergleichender Grammatik entwarf, um die Gesetze kennen zu lernen, nach welchen die lateinische Grundsprache in jedem dieser romanischen Dialekte eigenthümlich verändert worden. Zahlreiche Reste von diesen Sprachvergleichungen sind noch im Nachlasse vorhanden, die frühesten Rudimente derjenigen Untersuchungen, welche weit später Friedrich Diez in seiner „Grammatik der romanischen Sprachen“ mit höchster Vollkommenheit ausgeführt hat. Zeune machte sich aber auch dadurch um die Familie hochverdient, daß er dem Sohne in Geographie, Mathematik und im Lateinischen den ersten sorgfältigen Unterricht gab und überhaupt bei der längern Abwesenheit des Vaters mit seltener Hingebung dem noch sehr jugendlichen Zöglinge sich widmete. Sein Unterricht, besonders in der Erdbeschreibung nach den später von ihm weiter ausgeführten Grundsätzen, war vortrefflich und das dort Erworbene steht noch jetzt dem Biographen in dankbarer Erinnerung fest. Er ist Fichte bis zu seinem Tode und ebenso der Witwe ein anhänglicher Freund geblieben.

Unter den damaligen Hausfreunden ist auch noch eines Geistlichen, Namens Metger, Prediger an der Charité, zu gedenken, der mit pietätvoller Verehrung seiner Philosophie sich widmete und sein eifriger Zuhörer war. Dieser gab ihm die erste Kunde von Schelling's Streitschrift nach Königsberg, und man hat Ursache, ihn für den Verfasser einer vertheidigenden Erwiderung in der damaligen „Leipziger Literaturzeitung" zu halten. Später als Hofprediger nach Stolpe versetzt, kam er außer Verbindung mit Fichte und seiner Familie. A. Oehlenschläger erwähnt in seiner Selbstbiographie, von ihm in Fichte's Hause eingeführt worden zu sein, und meldet dabei allerlei Anekdotisches über ihn und seine Aussprüche, was zwar dem Wortlaute nach ungenau sein mag, aber ein gewisses Gepräge authentischer Ursprünglichkeit nicht verkennen läßt. *)

Auch die engverbundenen Freunde Varnhagen und Chamisso erschienen nicht selten in dem Hause, letzterer besonders dem Sohne willkommen, welchem er durch launige Erzählungen, Märchen und Scherze das höchste Entzücken zu bereiten wußte und dabei ganz zum Kinde sich herabließ. Wem später der Genuß zu Theil wurde, den Dichter in seelenvoller Heiterkeit auf seinem Landsitze zu Schöneberg mitten unter seiner Familie zu sehen, kann sich einen Begriff dieser Kinderfreude machen. Fichte hoffte ungemein viel von der literarischen und poetischen Begabung der beiden jungen Männer und überließ ihnen für ihren „Musenalmanach", das „grüne Buch" genannt, seine philosophischen Sonette, welche dort zuerst anonym veröffentlicht wurden.

Von vorzüglicher Wichtigkeit für Fichte wurde indeß die Uebersiedelung seines Freundes Hufeland nach Berlin, der einige Zeit nachher als Leibarzt des Königs dorthin berufen in eine ehrenvolle und einflußreiche Wirksamkeit trat. Schon in Jena waren sie einander wohlwollend zugethan; jetzt aber verband sie immer inniger und vertrauter eine auf Gleichheit der Gesinnung gegründete Freundschaft, welche nur der Tod getrennt hat. Und wieviel sich solche Männer in der wichtigen Epoche, die sie miteinander verlebten, durch Rath und thätige Hülfe gegenseitig

---

*) Adam Oehlenschläger's Selbstbiographie in seinen „Werken" (Breslau 1839), II, 15—18.

werden mußten, bedarf keiner Auseinandersetzung. Hier kam noch der besonders günstige Umstand für Fichte dazu, daß er im Freunde auch den erfahrensten Arzt für sich und die Seinigen besaß. Und so werden wir selbst auch noch im Verlaufe unserer Erzählung öfters jenen Namen anzuführen Gelegenheit haben, indem wir seinen wohlwollenden Mittheilungen über viele einzelne Umstände aus Fichte's Leben Aufschlüsse verdanken, welche wir, als ausdrücklich durch ihn verbürgt, einzufügen nicht ermangeln werden.

Uebrigens schien zu Fichte's Anstellung in Preußen anfangs wenig Aussicht vorhanden. Die Männer, deren Urtheil darin von Einfluß sein konnte, sowie die ältern Gelehrten der Hauptstadt gehörten ausgesprochenermaßen einer Partei an, die sich schon der Kant'schen Philosophie nicht günstig gezeigt hatte, und so wurde diese auch von seiten des Staates mehr tolerirt als gepflegt und aufgemuntert. Dabei war von den höhern Staatsbeamten der Minister Struensee anfangs fast der einzige, dem Fichte näher bekannt war und der ihm Freundschaft und Achtung erwies. Indem indeß diese persönliche Anerkennung auf seine ganze äußere Stellung ohne Einfluß blieb, mußte er erst, wie ein völlig Unbekannter, lange und mühsam sein Talent geltend machen, ehe es ihm gelang, was man jetzt fast überall nur durch Hülfe eines Staates sich verschaffen kann, eine seiner würdige akademische Wirksamkeit wiederzuerlangen.

Dies geschah jedoch auf dem natürlichsten Wege durch die immer steigende Aufmerksamkeit, die seine Privatvorlesungen in Berlin erregten. Kam nun noch dazu, daß gerade diese Art von Thätigkeit fast zu den Bedingungen seines vollen geistigen Wohlseins gehörte, zu dem, was ihn in den eigenen speculativen Arbeiten erst recht befeuerte und förderte: so mußte ihm jede Gelegenheit dazu erwünscht, ja wichtig sein. Für seine Zuhörer ganz eigentlich zu leben, in kunstvoll gewähltem Stufengange ihnen immer näher zu rücken, sie selbst sich immer tiefer anzueignen, war sein liebster Beruf, sein eigenstes geistiges Glück; und nie sah man ihn heiter erregter und innig befriedigter, als am Abende nach solcher gelungenen Thätigkeit, nach Vorträgen oder nach einem Conversatorium. So hatte er auch in Berlin, ohne akademischer Lehrer zu sein, bald einen Kreis von Schülern um sich versammelt, anfangs einzelne jüngere Gelehrte oder Beamte,

welche sich für Philosophie vorzüglich interessirten. Aber allmählich vergrößerte sich sein Auditorium, und das mannichfachste Publikum, Adeliche, angesehene Staatsbeamte wie namhafte Gelehrte und Künstler fanden sich in seinem Hörsaale zusammen, wo man selbst W. Schlegel und Kotzebue einst friedlich zueinander gesellt sah. Und was besonders hier nicht übergangen werden darf, als ehrendes Zeugniß für die Wissenschaft wie für die Männer selbst, und indem es beweist, wie rasch sich seit Fichte's Auftreten die öffentliche Meinung über die Philosophie geändert hatte, selbst Staatsmänner vom ersten Range verschmähten es nicht, seine Zuhörer zu werden und, während die wichtigsten Staatsgeschäfte ihnen oblagen, sogar noch zu Hause in ihren besten Stunden mit den Gegenständen des abgezogensten Forschens sich eifrig und selbstthätig zu beschäftigen. Von solchen sind der Minister von Schrötter, der damalige Geheime Cabinetsrath, spätere Großkanzler von Beyme und der Minister von Altenstein uns noch in lebhafter Erinnerung, welche auch übrigens zu aller Zeit Beschützer und Gönner von Fichte geblieben sind. Und hier sei es gestattet, einiger persönlicher Mittheilungen zu gedenken. Beyme erzählte noch viele Jahre später dem Biographen, wie er als Zuhörer Fichte's die erste Kraft des Morgens dazu verwendet habe, den am Abend vorher gehörten Vortrag in seiner innern Gedankenfolge frei zu reproduciren und nach allen Seiten zu prüfen, als erfrischende Geistesstärkung für den ganzen Tag. Dabei bezeugte er, wie dauernd und unvergeßlich der Gesammteindruck jener Vorträge für ihn gewesen sei, in welchen Tiefsinn des Forschens und die Einwirkung einer sittlich heroischen Persönlichkeit jeden mit sich fortgerissen habe. Auch Altenstein bekannte sich dem Sohne gegenüber späterhin noch ausdrücklich als Fichte's Schüler, und wie er über ihn dachte, wie wichtig ihm alles war, was sich auf ihn und seine Werke bezog, mag ein Privatschreiben bezeugen, welches Altenstein an den Biographen richtete und das deshalb im zweiten Theile zu veröffentlichen zweckmäßig schien. Viel zu voreilig hat man ihn parteiischer Begünstigung einer spätern Philosophie beschuldigt. Er sah in Fichte's berühmtem Nachfolger zunächst den tüchtigen philosophischen Lehrer, der die jungen Köpfe wirksam „schule“, zum Selbstdenken befreie; die etwa aufgefaßten Einseitigkeiten werde die spätere Erprobung des Lebens bald verwischen, wenn

nur die ideale Richtung gewonnen sei, wie er selbst ja auch — setzte er lächelnd hinzu — nicht Fichtianer in strenger und ausschließender Weise verblieben. Dieser Staatsmann, tiefblickenden und gründlichen Geistes, weil er in den Ideen, den klar oder den verworren gefaßten, das innerlich Bewegende des Staatslebens fand, gerade deshalb aber vielfach angefochten und miskannt, darf in Wahrheit für Mit- und Nachwelt noch lange vorleuchtendes Beispiel eines obersten Leiters der Studien und der Erziehung in einem großen Staate bleiben.

Beiläufig mag zuletzt hier noch erwähnt sein, daß zu den Staatsmännern, welche bei Fichte hörten, einmal auch Fürst Metternich sich gesellte, welcher, damals österreichischer Botschafter in Berlin, seine vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" im Winter 1804—5 als ständiger Zuhörer besuchte.

* * *

Indeß erhielt Fichte während des Sommers 1804 bald nacheinander von zwei auswärtigen Staaten ehrenvolle Anerbietungen, in ihre Dienste zu treten. Rußland wollte bei der damals ausgeführten neuen Organisation der Universität Charkow auch den Lehrstuhl der Philosophie daselbst auf eine ausgezeichnete Weise besetzen, und dem Grafen Potocki, damaligem Curator der Universität, wurde Fichte dazu vorgeschlagen. Dieser beauftragte den Professor Manne, als ehemaligen Schul- und Universitätsfreund von Fichte, ihm den ersten vorläufigen Antrag zu machen, wobei vortheilhafte Bedingungen gestellt wurden, die nach Begehren und im Verlauf der Unterhandlungen noch günstiger modificirt werden könnten. An sich fühlte Fichte freilich wenig Neigung, in Verhältnisse zu treten, die ihm völlig unbekannt waren und für die er eigentlich gar keinen Maßstab hatte; außerdem schien Sprache und Vorbildung jenes Landes für seine wissenschaftliche Wirksamkeit wenig Spielraum darzubieten; endlich war auch sein Charakter nicht fügsam genug, um sich als Unbekannter und Ausländer in jener Sphäre eine glückliche Lage versprechen zu können. Dennoch war er gewohnt, Anerbietungen von solcher Wichtigkeit mit ernsthaftester Erwägung danach zu beurtheilen, was zu thun Pflicht sei, wohin die Vorsehung ihn leite. So wies er

jenen Antrag keineswegs zurück, suchte sich aber durch näheres Anfragen über die Art der ihm angebotenen Wirksamkeit zu unterrichten und über einige innere Bedingungen sich sicherzustellen. Aber ehe die langsam geführten Unterhandlungen noch zu ihrem Ende gediehen waren, machte eine andere günstige Wendung seiner Lage ihren völligen Abschluß überflüssig. Irren wir nicht, so hat Professor Schad nachher die Fichte angetragene Stelle angenommen.

Von entscheidenderm Erfolge hätte leicht ein anderer auswärtiger Ruf für Fichte werden können, den er gleichfalls um diese Zeit erhielt: es war der Antrag zur Lehrstelle der Philosophie auf der Universität Landshut, der ihm von seiten der bairischen Regierung gemacht wurde. Dabei waren die äußern Anerbietungen für ihn selbst wie sogar für seine Witwe so einladend, daß alles zu unverzögerter Annahme aufforderte. Aber auch hier galt ihm zuerst das Innere, und ob er seine wissenschaftlichen Plane zur Ausführung bringen könne, dies war die erste Frage. Er sprach sich darüber in seiner Antwort auf jenen Antrag so offen aus, und überhaupt ist diese so bezeichnend für seine damalige wissenschaftliche Denkart, daß wir sie hier vollständig mittheilen:

„Ihre Anfrage erfordert eine ausführlichere Antwort, in welche ich mit aller Offenheit und Rechtlichkeit eingehen werde. Ich wünsche mir nicht überhaupt irgendwo eine philosophische Professur, sondern ich habe einen höhern Lebensplan, der sich auf folgende Ueberzeugungen gründet.

„Die nunmehr wahrhaft als Wissenschaft auch der Form nach vorhandene Philosophie kann in diesem Zeitalter durch Druckschriften nicht mitgetheilt werden, und es ist zu befürchten, daß auf diesem Wege sie ganz verloren gehen würde; denn das Philosophiren ist eine Kunst, die erst allmählich gelernt und geübt werden muß, ehe man zu dem eigenthümlichen Sinne, in welchem der Philosoph sich der gewöhnlichen Sprache bedient, sich erhebt. Wir müssen daher, um die Wissenschaft in ihrer höchsten Potenz mitzutheilen, zu demjenigen Mittel greifen, durch welches sie überhaupt zuerst bei den Griechen gestiftet worden ist, wir müssen philosophische Schulen errichten.

„Aufgenommen in eine solche Schule kann nur werden ein

junger Mann, dem reifern Alter annahend, der seinen Geist durch gründlich wissenschaftliches Studium schon ausgebildet hat, und es ist gar nicht erforderlich, daß alle es werden. Die Einrichtung muß diese sein, daß er anfangs einen Theil der wissenschaftlichen Philosophie, mit steter Hinweisung auf die dabei beobachtete Kunst, vortragen höre, darauf die übrigen Probleme durch eigenes Nachdenken zu lösen angehalten werde, endlich daß er die ihm so entstandene Philosophie auf die mannichfaltigste, jedem der Philosophie nur fähigen Subjecte faßliche Weise vortragen lerne.

(„Es ist klar, daß eine solche Schule noch nebenbei ein Docentenseminarium sein würde, ein ohnedies unentbehrliches Institut, wenn es mit der Cultur der Wissenschaften einen regelmäßigen Gang fortgehen und ihr Gedeihen nicht vom bloßen Zufalle abhängig bleiben soll.)

„Mit dem ersten Versuche, eine philosophische Schule in diesem Sinne zu errichten, gehe ich nun um, seitdem durch fünfjährige tiefe Revision meiner Lehre sich mir der eigentliche Grund, warum es mit dem Verständniß derselben nicht fort will und ihre vermeintlichen Anhänger oder Verbesserer das abenteuerlichste Zeug vorbringen, entdeckt hat; ich getraue mir die dabei erforderlichen Requisita, Besitz der Philosophie und freie Gewalt des Vortrags, zu, und meine in diesem Jahre zu Berlin gehaltenen Vorlesungen, denen bald neue folgen werden, sind nichts als die ersten Versuche der allmählichen Ausführung jenes Plans.

„Für eigentliche, d. h. transscendentale Philosophie sind meines Erachtens unsere studirenden Jünglinge insgesammt nicht reif; sie werden das ihnen darüber Vorgetragene entweder gar nicht verstehen oder es in einem falschen Sinne nehmen. Dagegen sollen sie über das Leben und ihre positiven (historischen) Wissenschaften selbst denken und ihr Studium mit Verstand treiben lernen. Dies ex professo zu befördern, ist meines Erachtens der Professor der Philosophie auf der Universität da, und wer das erstere kann, kann nebenbei auch das letztere mit Leichtigkeit verrichten.

„Dieser Plan kann vielleicht ohne alle Unterstützung einer Regierung ausgeführt werden, wiewol dies seine Schwierigkeiten hat. Wollte ihn aber eine einsichtsvolle Regierung unterstützen,

so würde sie sich dadurch, meines Erachtens, unsterblichen Ruhm erwerben und sich zur Wohlthäterin der Menschheit machen. In diesem Falle dürfte es für das erste sehr zweckdienlich sein, jenes Institut mit einer schon bestehenden Universität zu vereinigen und den Urheber desselben zugleich zum Professor an derselben zu ernennen.

„Die Bedingung des Gelingens ist absolute Lehrfreiheit und Schreibefreiheit: die letztere, nicht um die Wissenschaft zu verbreiten, sondern nur um die Aufmerksamkeit des Zeitalters zu richten, im Felde des Transscendentalen versteht sich; denn dem zunächst ins Leben Einschlagenden kann die Philosophie ausweichen und hierüber jede mögliche Begrenzung sich gern gefallen lassen.

„Was eine diesen Plan fassende Regierung an äußerer Würde und Bequemlichkeit ertheilen wolle, wird von ihrem Eifer für die Sache abhängen.

„Wegen der Unterhandlungen selbst erbitte ich mir das strengste Stillschweigen, welches ich von meiner Seite ohne alle Ausnahme gleichfalls verspreche. Wer der Freund ist, dessen Sie erwähnen, kann ich zwar nicht errathen, auch erinnere ich mich nicht, mit irgendjemand bestimmt über diesen Gegenstand gesprochen zu haben. In jedem Falle muß seine Aeußerung sich auf einen bloßen Schluß aus meiner bekannten und gegen alle gleich geäußerten Denkart gründen, daß ich bereit bin, allenthalben und an allen Orten zu arbeiten, wo man mir die rechte Gelegenheit anweist. Auch dieser daher, wer es sei, ist in das Stillschweigen eingeschlossen."

Auf diese Eröffnungen hin, die wegen der äußerlichen Bedingungen ein so würdiges Vertrauen zeigten, überhaupt aber diesen Punkt nur als Nebensache behandelten, schien es wahrscheinlich, daß Fichte jenen Ruf in der vorläufig ihm angetragenen Weise erhalten würde, zumal da er von Jacobi, der großes Ansehen und Einfluß bei der bairischen Regierung genoß, schon früher nachdrücklich dort empfohlen worden war. *)

---

*) Die Worte jener Empfehlung, gleich ehrenvoll für Fichte wie merkwürdig an sich, mögen hier nicht fehlen („Jacobi's Briefwechsel", II, 287): „Wollte man in den akademischen Anstalten und Einrichtungen, die überall noch ein ungereimtes Gemisch von Cultur und Barbarei sind,

Auch war trotz des ausbedungenen Stillschweigens in der Hauptstadt Baierns wie in Landshut selbst das Gerücht verbreitet, Fichte sei an diese Universität berufen, und selbst die öffentlichen Blätter erwähnten desselben damals mit Bestimmtheit. Als dessenungeachtet von jener Seite her nichts Näheres erfolgte, entstand die Vermuthung, daß vielleicht eben durch das zu frühzeitige Bekanntwerden des Plans einige ihren Einfluß angewendet hätten, um ihn zu hintertreiben, und man rieth Fichte, sich unmittelbar an den Mann zu wenden, dem die Entscheidung darüber besonders zustehe, oder noch lieber selbst eine Reise nach München zu machen, um dem ungünstigen Einflusse zu begegnen. Doch nach einer so offenen Erklärung hielt er ein gunstbewerbendes Ansuchen um jene Stelle für desto weniger anständig, als das Anerbieten selbst nicht von ihm ausgegangen, ja nicht einmal veranlaßt worden war.

Inzwischen gingen endlich die Hoffnungen in Erfüllung, die ihm für Preußen gemacht worden waren. Dies war vorzüglich Beyme's Werk, der sich überhaupt stets mit Wohlwollen und achtendem Vertrauen ihm geneigt zeigte. Aber auch der Freiherr von Altenstein, damals Geheimer Finanzrath bei der Verwaltung der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, war hierbei von vorzüglichem Einflusse, indem er ihn zuerst Hardenberg's Beachtung empfahl. So erhielt er die Vocation als Professor der Philosophie auf die Universität Erlangen, mit der ihm besonders angenehmen Bestimmung, nur während des Sommers dort zu verweilen, im Winter aber nach Berlin zurückzukehren, um daselbst, wie bisher, philosophische Vorträge zu halten. Damit er aber auch hier eine feste Stellung erhalte, wünschten seine Freunde ihn in die Zahl der Akademiker aufgenommen zu sehen. Hufeland machte diesen Antrag bei der Akademie der Wissenschaften; und wir rücken wörtlich hier ein, was der verehrte Mann auf unsere Anfrage darüber mitgetheilt hat: „Nur durch eine Mehrheit von zwei Stimmen gegen ihn fiel er bei der Ballotage durch. Die Ursache

---

etwas verbessern, so wäre wol kein Mann in Europa, der dabei mit Rath und That besser an die Hand gehen könnte und es lieber möchte, als Fichte. Wer ihn bei Zeiten aufnähme, machte einen guten Erwerb. Ueber seine Rechtschaffenheit ist nur eine Stimme."

war blos Persönlichkeit, persönliche Beleidigung eines Mitglieds, das viel Anhang hatte. *) Der Grund, den man angab, war, daß die Akademie in der Philosophie Neutralität beobachten müsse. Die Satiriker sagten damals, die philosophische Classe habe ihn nicht aufgenommen, eben weil er Philosoph wäre!" Und so kam es denn, daß Fichte in dem Staate, welchem er vorzüglich seine Kräfte widmete, zum Akademiker nicht würdig befunden zu werden schien, während die Akademie der Wissenschaften zu München im Jahre 1809 ihn auf den Vorschlag ihres Präsidenten Jacobi freiwillig zu ihrem Ehrenmitgliede erwählte.

Im Mai 1805 trat Fichte sein neues Lehramt in Erlangen an, welches unter den glücklichsten Vorbedeutungen von ihm eröffnet wurde. Nirgends hatten sich seine collegialischen Verhältnisse so angenehm gestaltet, und auch seine Wirkung als akademischer Lehrer, sein Einfluß auf den Geist und die Sitten der Studirenden traten so sichtbar hervor, daß er die besten Hoffnungen für die Zukunft fassen durfte, wenn die ausgestreute Saat erst feste Wurzeln gefaßt haben würde. Doch wurde dieser Einfluß wesentlich gefördert durch die eingeschlagene Lehrmethode, die von der bisherigen einigermaßen abwich. Nach seinen schon ausgesprochenen Grundsätzen über die Mittheilbarkeit der Philosophie waren es hier nämlich vorzüglich einleitende, das wissenschaftliche Denken im allgemeinsten bildende Vorträge, mit welchen er seine akademische Thätigkeit eröffnete. Sein Hauptcollegium war eine philosophische Encyklopädie, ungefähr mit demjenigen vergleichbar oder an die Stelle dessen tretend, was sonst wol als Logik und Methodologie vorgetragen zu werden pflegt. Es wurden darin die formalen Bedingungen und die Methode des wissenschaftlichen Erkennens überhaupt entwickelt und daraus die philosophischen Grundsätze gezogen, die jede einzelne Wissenschaft ihren concreten und historischen Theilen zu geben hat. Je mehr die allgemeine

---

*) Friedrich Nicolai. Man vergleiche Fichte's Aeußerungen darüber in seinen Briefen an W. von Wolzogen (Anhang zu Fichte's und Schiller's Briefwechsel, Bd. II).

Faßlichkeit dieser Vorträge überraschte und ansprach, desto entschiedener war ihr Einfluß wenigstens auf die Talentvollern, wiewol der Zeitraum eines Halbjahrs — so lange dauerte nämlich überhaupt nur Fichte's Wirksamkeit in Erlangen — nicht hinreichen konnte, eine eigentliche philosophische Schule zu gründen. Eingreifend in diesen Plan einer mehr allgemeinen Bildung, sollten seine öffentlichen Vorlesungen über das „Wesen des Gelehrten" *) besonders die sittliche Gesinnung, den Ernst des wissenschaftlichen Lebens in den Jünglingen wecken und bilden; und auch in dieser Beziehung schien sich ihm ein Einfluß zu eröffnen, der an die Epoche von Jena erinnerte. Auch hier waren Misbräuche mancher Art abzustellen, die indeß bei der geringern Anzahl der Studirenden, überhaupt bei den kleinern Verhältnissen der Universität nicht so tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Es war mehr die Aufgabe, dem Geiste der Jünglinge, die sich im einzelnen freilich vielfach zerstreuten und verwilderten, ein gemeinsam wissenschaftliches Interesse allmählich einzuflößen, als daß irgendein negatives Bestreben, entschieden böser Wille hätte bekämpft werden müssen. Und dies ist unsers Erachtens der nicht immer erkannte Vorzug kleinerer oder minder berühmter Universitäten, daß die schlimmsten Erscheinungen des Studentengeistes dort nie zum ausgebildeten Systeme, zum anerkannten Principe sich consolidiren können.

Nicht minder erfreulich waren seine collegialischen Verhältnisse, indem sogar ein näherer wissenschaftlicher Verkehr unter den Professoren sich zu bilden anfing. Fichte besuchte die Vorträge seiner Collegen, die für ihn von besonderm Interesse und Belehrung waren, sowie er namentlich bei dem bekannten Physiologen und Arzte Hildebrand eifrig Physik und Chemie hörte. Dagegen hatten sich mehrere Professoren und Docenten vereinigt, ihn um ein Privatissimum über die Wissenschaftslehre zu bitten, welche er jetzt unter ganz neuen Bedingungen vorzutragen hatte. Die meisten seiner Zuhörer waren Gelehrte von selbständiger wissenschaftlicher Denkart, oder Philosophen, die über ihr Verhältniß zur Speculation bereits mehr oder minder entschieden waren, und so kam es hier darauf an, das Eigene und Charakteristische seiner

*) Nachher im Druck erschienen zu Berlin 1806. Werke, Bd. V.

Lehre für die freieste Prüfung scharf hinzustellen und infolge des Wechselverkehrs und der Einwendungen nach allen Seiten hin auf das mannichfachste zu entwickeln. Der noch vorhandene schriftliche Entwurf für diese Vorträge ist dadurch einer der merkwürdigsten Vorträge seines wissenschaftlichen Nachlasses; doch hat die fragmentarische Beschaffenheit desselben seine Aufnahme in die „Nachgelassenen Werke" nicht gestattet.

An diesen freundlich wissenschaftlichen Verkehr knüpften sich indeß noch andere Hoffnungen für Fichte in Bezug auf die Universität selbst. Hier glaubte er die Stelle gefunden, an welcher seine Plane für eine höhere Organisation der deutschen Universitäten zuerst sich ausführen ließen; und daß diese zugleich bei ihm an die höchsten patriotischen Ideen sich anknüpften, zeigt der „Entwurf" selbst.*) Die Universität sollte aus einem bloßen Aggregate beziehungslos nebeneinander Lehrender und Lernender in eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs verwandelt, wenigstens dieser Umwandlung allmählich näher geführt werden, indem einzelne Lehrer (und er selbst mit seinem treuverbundenen Freunde Mehmel wollte der erste sein) die Probe eines engern geistigen Wechselverkehrs mit den Studirenden machten, verbunden mit einem öffentlichen Rechenschaftsbericht über diese Leistungen.

Hiernach entwarf er den ausführlichen Plan zu solchen Uebungen nach denselben Hauptideen, die auch seinem spätern Plane für die berliner Universität zu Grunde lagen und deren wir weiterhin ausführlicher gedenken werden. Auch hierin war neben der Errichtung eines Docentenseminars die innigere Verbindung der Lehrer untereinander zu einem gemeinschaftlich zu erreichenden Lehrzwecke, sowie ihr näherer Verkehr mit den Studirenden selbst der leitende Gedanke, bei dessen wirklicher Ausführung natürlich sehr viel von dem guten Willen wie von der Empfänglichkeit der Lehrer für dergleichen Ideen abhing. Und deshalb hoffte Fichte unter den angegebenen Verhältnissen seinen Plan wenigstens in den ausführbarsten Grundzügen leichter realisiren zu können, als

---

*) Er ist, als merkwürdiges Actenstück über Fichte's Denkart in diesen Dingen, zuerst abgedruckt in den „Nachgelassenen Werken" (III, 277 fg.): „Ideen für die innere Organisation der Universität Erlangen."

es in irgendeiner andern Lage möglich gewesen wäre. Er wurde dem Minister Hardenberg im Jahre 1806 wirklich vorgelegt und wäre wahrscheinlich nicht ganz ohne Einfluß geblieben, wenn nicht der lange drohende, endlich ausbrechende Krieg mit Frankreich, der diesen Theil der preußischen Monarchie mit einer unmittelbaren Invasion bedrohte, seine Ausführung unmöglich gemacht hätte. Und dies war zugleich der Grund, warum Fichte selbst im folgenden Jahre nicht zum zweiten male nach Erlangen ging, sondern in Berlin die Entwickelung der Ereignisse abwartete.

Drittes Kapitel.

Ausbruch des Krieges im Jahre 1806. Fichte geht nach Königsberg. Correspondenz mit seiner Gattin.

Unterdeß war nach langem Zögern und schmerzlicher Ungewißheit der Krieg Preußens gegen Frankreich entschieden, und in dem allgemeinen nun entfesselten Enthusiasmus, den diese Entscheidung erregte, trat bei den meisten zugleich eine solche Siegeszuversicht an die Stelle des bisherigen Schwankens, daß man sich einen unglücklichen oder auch nur zweifelhaften Ausgang desselben kaum als möglich dachte. Was Fichte's Wünsche waren, bedarf keiner Erwähnung; ob seine Hoffnungen gleiche Zuversicht hatten, kann bezweifelt werden. Nach menschlicher Weise erwartet man sonst wol das innigst Gewünschte auch ebenso entschieden; und wirklich schien in dem Kampfe des Jahres 1806 die Sache der Freiheit fast siegen zu müssen. Nicht blos die Ehre, die politische Unabhängigkeit des Vaterlandes hing daran, sondern alle Hoffnung deutscher Cultur, ja der künftigen Fortbildung der Menschheit war für Fichte an diesen Sieg geknüpft. Dennoch hatte er bei der Unsicherheit und Halbheit, die alle öffentlichen Schritte bezeichnete, bei dem kraftlosen Schwanken, das in Worten und Handlungen überall hervorleuchtete, den drohenden Untergang bei jeder kräftigen Berührung von außen schon lange vorher geahnt. Und so war ihm jener Kampf eigentlich von doppelter Bedeutung: er galt dem gemeinsamen Vaterlande, aber auch der Erprobung des Alten, Hergebrachten. Preußen war der einzige Staat Deutschlands, der bei der allgemeinen Umwälzung im Sturme der Zeit unerschüttert geblieben war, ein starker Jüngling voll gewaltig keimender Kräfte, wie sein

herrliches Erwachen bald darauf, seine energische Entwickelung seitdem es bewährt hat, damals aber vielleicht in etwas veralteten Waffen gerüstet. Jetzt hatte es zu bewähren, ob es allein in Deutschland keiner erneuernden Umgestaltung bedürfe, ob es durch innere Kraft, durch Muth und Begeisterung dem zerstörenden Principe Widerstand leisten könne. Die eigene Zuversicht ließ es hoffen, und die Wünsche aller Deutschen begleiteten es in den Kampf.

Aber in einem Momente, der so viel entscheiden sollte, wünschte auch Fichte es nicht an sich fehlen zu lassen und nach seiner Art und mit seinen Kräften theilzunehmen am beginnenden Kampfe. Es war ein allgemeiner Enthusiasmus erwacht, so kräftig und tiefgreifend, wie er nicht leicht zu erscheinen pflegt. Dieser seltene Augenblick sollte nicht leer verfliegen, nicht unbenutzt vorübergehen; solcher Begeisterung die wahre Richtung, den tiefen Ernst, den ausdauernden Muth zu geben, der auch bei zweifelhaftem Erfolge oder beim Wechsel des Glücks nicht abläßt, sein Ziel zu verfolgen, solche Vorsätze und Gesinnungen wollte er bei den Führern wie bei der Nation beleben, soviel an ihm läge. So entwarf er schon damals den Plan zu Reden an die Deutschen, besonders an die deutschen Krieger, und wünschte zugleich unter irgendeiner Form die Armee begleiten zu dürfen, um in der Nähe des Hauptquartiers und den Ereignissen nahe durch Rede und Schrift einzuwirken. In einem aufbehaltenen Bruchstücke jenes Entwurfs spricht er sich folgendermaßen darüber aus: „Muß er (der Redner) sich begnügen zu reden, kann er nicht mitstreiten in euern Reihen, um durch muthigen Trotz der Gefahr und dem Tode, durch Streiten an den gefährlichsten Orten, durch die That die Wahrheit seiner Grundsätze zu bezeugen, so ist dies lediglich die Schuld seines Zeitalters, die den Beruf des Gelehrten von dem des Kriegers abgetrennt hat. Aber er fühlt, daß, wenn er die Waffen zu führen gelernt hätte, er an Muth keinem nachstehen würde; er beklagt, daß sein Zeitalter ihm nicht vergönnt, wie es dem Aeschylus, dem Cervantes vergönnt war, durch kräftige That sein Wort zu bewähren. Aber er wünschte diese Zeit wiederherstellen zu können und würde in dem gegenwärtigen Falle, den er als eine neue Aufgabe seines Lebens ansehen darf, lieber zur That schreiten als zum Worte.

Jetzt aber, da er eben nur reden kann, wünscht er Schwert und Blitz zu reden. Auch begehrt er es nicht gefahrlos und sicher zu thun. Er wird im Verlaufe dieser Reden Wahrheiten, die hierher gehören, mit aller Klarheit, in der er sie einsieht, mit allem Nachdrucke, dessen er fähig ist, mit seines Namens Unterschrift aussprechen, Wahrheiten, die vor dem Gerichte des Feindes des Todes schuldig sind. Er wird aber darum keineswegs feigherzig sich verbergen, sondern er gibt vor euerm Angesichte das Wort, entweder mit dem Vaterlande frei zu leben, oder in seinem Untergange auch unterzugehen.

„Er hat diesen Beruf lediglich durch sein Herz getrieben übernommen; was er sagt, sind seine eigenen Ansichten und Ueberzeugungen, nicht die eines fremden Auftrags, noch haben sie sonst irgendeine andere Absicht. Er will sie darum auch allein verantworten. Und vergönnt ihm um so mehr, daß er zu euch rede, da ein wahres Bedürfniß ihn treibt, seine Gedanken aus den gewohnten Umgebungen in eure Gesellschaft, zu euerm Bilde, wie zu einer Freistatt, zu flüchten. Denn man muß es bekennen und es liegt am Tage: die deutsche Nation hat durch eigene Schuld, von deren Theilnahme wenige Individuen sich ganz dürften lossprechen können, das Schicksal sich zugezogen, das euch jetzt die Waffen in die Hand gegeben, und leider verdient, was hoffentlich eure Siege abwenden werden. Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit, Opfer zu bringen, zu *wagen* Gut und Leben an die *Ehre* zu setzen; lieber dulden und langsam in immer tiefere Schmach sich stürzen lassen, als aufspringen zum entscheidenden Entschlusse, alles daran zu setzen: dies ist das Hängen am Staube, das jede Erhebung darüber für Exaltation hält, sogar sie lächerlich findet!

„Was ist dagegen der Charakter des Kriegers? Opfern muß er sich können; dazu wird er erzogen. Bei ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, das über das Leben und seine Genüsse hinausliegt. Zu euch darf die entnervende Sittenlehre, die erbärmliche Sophistik den Zugang nicht finden, die größten und mächtigsten Anhänger derselben müssen wenigstens von euch sie abzuhalten suchen.

„Ihr habt und werdet jetzt erhalten die *Gelegenheit*,

euch dieses eures Werths gewiß zu machen. Vor der Schlacht und in Rücksicht des Krieges: nicht zu schwanken und nur den Krieg zu wollen, aber fest und besonnen alle seine Erfolge zu berechnen. In der Schlacht: im Getümmel festen Sinn in der Brust zu behalten, selbst im Tode Sieg, Vaterland, Ewiges zu denken. Diese Gelegenheit hat kein anderer so wie ihr; deshalb seid ihr beneidenswerth. Aber durch dies Beispiel allein werdet ihr wirken auch auf die andern, Nerv und Kraft auch in den übrigen Theil der Nation bringen, die todt und erschlafft war. Nach euch richtet hoffend der Freund der Menschheit und der Deutschen seinen Blick. An euch richtet seine Hoffnung sich auf, die niedergeschlagen lag!

„Könnte ich mündlich zu euch reden, an euerm Blick mich wieder begeisternd. So aber möge die gemeinsame Liebe den todten Buchstaben erwecken, die gemeinsame Gesinnung den Dolmetscher bei euch machen."

Zugleich ermangelte er nicht, höchsten Orts um eine angemessene Stellung anzusuchen, die seinen Plan ausführbar machte. Man ehrte dort seine Absicht, lehnte aber sein Erbieten ab, vielleicht um des Ungewohnten willen, das es bei sich zu führen schien. Und sicher haben wir dies als ein Glück für Fichte zu erkennen, dem der unerwartete Ausgang des Kampfes, selbst die günstigsten innern Verhältnisse vorausgesetzt, durchaus keine Wirksamkeit verstattet hätte. Und wie durfte er überhaupt hoffen, in die Umgebungen eines königlichen Hauptquartiers zu passen! Gewiß konnte er selbst sich diesen Contrast kaum verbergen. Dennoch, seiner stets bewährten Denkweise gemäß, folgte er dem einmal erkannten Pflichtgebote ohne weitere Rücksicht, andern die Entscheidung und den Erfolg überlassend. Und so hat er den gleichen Antrag im Jahre 1813 wiederholt, mit derselben Erfolglosigkeit, beidemal aber sicherlich zu seinem Vortheil und ohne durch die Zurückweisung persönlich sich verletzt zu erachten.

Die ablehnende Antwort, welche er damals im Namen des Königs durch den Geheimen Cabinetsrath Beyme erhielt, war in ihrem Wortlaute so charakteristisch und drückte so bezeichnend aus, was man noch immer hoffte oder zu hoffen vorgab, daß wir sie hier vollständig einrücken:

Charlottenburg, den 20. Sept. 1806.

„Ihre Ideen, mein lieber Fichte, gereichen Ihnen zur Ehre. Der König läßt Ihnen für Ihr Anerbieten danken. Vielleicht können wir in der Folge davon Gebrauch machen. Erst muß der König mit seinen Heeren durch Thaten sprechen. Dann kann die Beredsamkeit die Vortheile des Sieges vermehren. Leben Sie wohl; ich gehe morgen ins Hauptquartier.“

Aber auch sonst wollte es Fichte an Bereitwilligkeit, an Opfern nicht fehlen lassen. Es wurden damals außerordentliche Beiträge gesammelt für die Bedürfnisse der Krieger, namentlich für ihre Bekleidung mit Mänteln. Bei dieser Gelegenheit sendete er unter den ersten einen Beitrag ein, der mit seinen beschränkten Mitteln fast in keinem Vergleiche stand, und der, wenn er nach Verhältniß von allen nachgeahmt worden wäre, dem Staate große Summen hätte zuführen müssen.

Unterdeß harrte man in der Hauptstadt erwartungsvoll der ersten Siegesnachrichten vom Heere. Die Botschaft von dem unglücklichen Gefechte bei Saalfeld und dem Heldentode des Prinzen Ludwig hatte die Begeisterung und den Muth nur noch mehr entflammt; die Grenadiere sollten mit zum Himmel erhobener Hand geschworen haben, diesen Tod zu rächen, und man theilte dies Gefühl. Auch jetzt schien es noch nicht fehlen zu können! Am 17. October abends war Fichte mit den Seinigen noch zu einem Familienfeste bei seinem Freunde Hufeland versammelt. Man hatte seit einigen Tagen nichts Zuverlässiges von der Armee vernommen und war in doppelter Spannung, indem sich das unbestimmte Gerücht verbreitet hatte, der Fürst Hohenlohe habe auf dem linken Flügel einen bedeutenden Vortheil erfochten. Die Gläser klangen, wie so oft schon in diesem Kreise, auf das Glück der gerecht geführten Waffen, aber zum letzten male! Wenige Stunden darauf wußte man die ganze Größe des Unglücks, und die Freunde flohen in Verwirrung nach allen Seiten auseinander. Noch bei der Rückkehr vom Feste nach Hause, in der warmen monderhellten Nacht, begegnete ein Theil der Gesellschaft auf der Straße einem Manne, der aus der besten Quelle die zuverlässigsten Siegesnachrichten verkündete. Fichte fragte ihn aus, und

wiewol diese Nachrichten mit dem Stande der Heere und den bisherigen Vorfällen nicht übereinzustimmen schienen, so wollte er darin doch lieber Unwissenheit des Berichterstatters vermuthen, als eine absichtliche Täuschung argwöhnen, und er entließ den Befragten mit Danksagung und reichlich beschenkt. Aber gerade an diesem Abende hatten die Behörden der Hauptstadt die Nachricht der entscheidenden Niederlage erhalten, und um die Anstalten zur Flucht desto unbemerkter vollenden zu können, überließen sie absichtlich die Bürger noch einige Stunden lang der Freude über nie erfochtene Siege. Doch schon in der Frühe des andern Tages meldete Hufeland seinem Freunde die ganze Wahrheit, die er selbst soeben erst erfahren hatte. Man fürchtete den König abgeschnitten, vielleicht gefangen; man wußte, daß kein Heer die Hauptstadt mehr decke, die rettungslos verloren sei, zumal da man sich erinnerte, daß der Feind besonders auf die Hauptstädte loszudringen pflegte: man durfte die Vortruppen des Feindes in den nächsten Tagen vor den Thoren erwarten. Diese Vorstellungen insgesammt überwältigten auf einmal das bisherige Gefühl der tiefsten Sicherheit, der zuversichtlichsten Siegeshoffnungen, und es läßt sich kaum ein furchtbarerer Wechsel denken, als der in jene Stunden fiel, die alles Gehoffte zerstörten, die zugleich zur raschen Entscheidung hindrängten. Alle Behörden, alle Männer von Ansehen bereiteten sich zur Flucht, und auch Fichte war nach dem Worte, das er sich selbst gegeben, keinen Augenblick zweifelhaft, was für ihn zu thun sei; mit dem Staate das Schicksal zu theilen, in welchem er den Träger der Cultur und Freiheit erblickte. Hufeland und er verabredeten noch an demselben Tage ihre gemeinschaftliche Abreise über die Oder, um den Ausgang einer neuen Schlacht und die fernern Ereignisse von dorther abzuwarten. Nur das Schicksal ihrer Familien beunruhigte sie, welche sie der Gefahr einer vom Feinde eingenommenen Stadt nicht aussetzen wollten. Dennoch war es unmöglich, Haus und Besitz preiszugeben. Da entschloß sich Fichte's Gattin zu dem schweren Opfer, allein zurückzubleiben und dem gemeinsamen Hauswesen vorzustehen, sodaß die Familie des Freundes flüchten könne. Sie glaubte dies Opfer ihrem Manne schuldig zu sein, und so kam es, daß sie zum dritten mal auf längere Zeit

von ihm getrennt wurde. Auch hier sei es uns verstattet, zur Erläuterung und Ergänzung einiges aus ihrer Correspondenz einzuschalten, die in einen der denkwürdigsten Zeitpunkte von Fichte's Leben fällt.

Sonntag morgens den 26. Oct. 1806 zu Stargard.

In der Voraussetzung, daß Frau G. R. Hufeland selbst Dir diesen Brief übergeben werde, eröffne ich mich Dir freier, gutes, theures Weib!

Der Verworrenheit der Köpfe, welche besonders mit es war, der ich durch die Abreise von Berlin entfliehen wollte, bin ich dennoch nicht entgangen. Dazu kommt die Beschwerlichkeit der Reise und die große Unbequemlichkeit des Aufenthalts in den Gasthöfen; dieses alles hatte bei mir die Sehnsucht erregt, unsere Freundin zurückbegleiten zu können. Ich habe soeben ernsthaft mit mir berathschlagt; leider gefunden, daß jene Unbequemlichkeiten sowie die Betrachtung, wie theuer ich lebe, auf meinen Wunsch Einfluß hatten, und nach einer Ueberlegung, die zugleich unsern ganzen künftigen Lebensplan umfaßt, beschlossen, hier, von woher unsere Freundin Dir diesen Brief bringt, eine zweite Schlacht abzuwarten. Siegen wir in derselben, und zwar also, daß es von Folgen sei, so kehre ich zurück; werden wir abermals geschlagen, so gehe ich ohne weiteres nach Königsberg und suche auf eine oder die andere Weise für die sodann ohne Zweifel aufzugebende erlangische Professur eine entschädigende Anstellung. Unsere Wiedervereinigung müssen wir sodann von Zeit und Gelegenheit erwarten. Du, Theure! sorge sodann nur für Deine Ruhe und Gesundheit und für die Sitten und den Geist unsers Hermann.

Ich habe hier ein erlangisches Universitätsmitglied gefunden, dessen Namen ich der Schrift nicht füglich anvertrauen kann. Er geht in die Nähe von Erlangen zurück. Vielleicht kann ich durch ihn Quittungen dorthin schicken und den zahlungsfälligen Theil meiner Pension ziehen.

* * *

Den 27. October.

Dies wurde gestern geschrieben, als die Hufeland willens war, heute nach Berlin zurückzureisen. Wir erhielten die Nachricht, daß schon den 24. die Fremden eingerückt seien; den Entschluß, dennoch zurückzugehen, habe ich bestritten, und es ist auf diese Weise noch lange zu warten, ehe dieser Brief in Deine Hände kommt. Da ich ihn einmal angelegt habe, werde ich ihn fortsetzen, bis zur möglichen Absendung.

Ich bin hier seit dem 21. abends und habe seitdem von den höchst schlechten, kalten, zugigen Quartieren (Heizungsmaterialien sind hier überhaupt schwer zu haben, die Bürger haben sich selbst zur Noth versorgt, aber auf diesen starken Zufluß von Emigranten sind sie nicht eingerichtet, sie sind darum von unsereinem selbst gegen Geld schwer beizutreiben) mancherlei gelitten. Zu arbeiten habe ich recht viel Lust, aber die tägliche Sorge, die mir zuerst die Erwartung der Hufeland und seit Ankunft derselben ihre Berathung gemacht hat, lassen es dazu nicht kommen.

Ohnerachtet hier ein Gymnasium illustre, ein Professor primarius der Theologie, ein Rector und noch wenigstens ein halbes Dutzend Professoren sind, außer noch einem zahlreichen Corps Geistlicher, Juristen, Aerzte, und ich das Handwerk gegrüßt habe, so fragen doch diese Gelehrten mich ganz unbefangen, in welchem Fache eigentlich ich Professor sei; und als ich dem Oberpastor, der sich sehr besorgt um eine gründliche Moral zeigte, sagte, daß ich selbst schon vor zehn Jahren ein Moralsystem herausgegeben hätte, fiel er fast aus den Wolken. In Hinterpommern, 18 Meilen von Berlin, hat es daher mit meiner literarischen Celebrität ein Ende. Aber siehe, die liebe Maurerei hilft; dazu meine Affabilität, über welche Du selbst Dich herzlich wundern würdest, indem Du diesen Grad derselben mir sicher nicht zugetraut. Der Menschenschlag ist herzlich unwissend, aber sehr gut. Läßt man sich auf Grobheit mit ihnen ein, so ist man verloren; denn darin sind sie Meister. Ist man aber höflich, so sind sie bei ihrer schwachen Seite gefaßt. Ich habe in diesen Vortheil mich gesetzt; meine Begebenheiten allhier sind schon ein kleiner Roman, über den wir zu seiner Zeit herzlich lachen wollen; jetzt scheinen uns allhier große Begebenheiten bevorzustehen,

und ob ich gleich morgen abreisen könnte, so habe ich dennoch beschlossen, es hier noch ein paar Tage mit anzusehen.

* *
*

Im November 1806 lernten Fichte und Nicolovius in Königsberg einander persönlich kennen und befanden sich häufig in der Gesellschaft des Ministers von Schrötter, Scheffner's und Hufeland's zusammen. Bald betrieb auch Nicolovius Fichte's Anstellung an der Universität und als Censor, in welcher Beziehung er mehrere Anträge bei dem damaligen Präsidenten von Auerswald einreichte. Das Amt eines Censors gab Fichte bald auf, weil es ihn in Collisionen mit der vorgeordneten Behörde brachte. Die provisorisch ihm zugewiesene Professur trat er an, welche nach der Wendung der politischen Verhältnisse und nach der künftigen Lage Preußens leicht für immer ihm bleiben konnte. Auf dies neue Verhältniß spielt er in den folgenden Briefen an, wenn er die Gattin einladet, „nunmehr zu ihm zu kommen". Er hat im Winter 1806—7 in Königsberg wirklich Vorlesungen gehalten.

* *
*

Königsberg, den 27. Nov. 1806.

Ich weiß nicht, ob meine vor ungefähr länger als fünf Wochen geschriebenen Briefe eingetroffen sind; die an mich den 20., 23. October erlassenen habe ich erhalten.

Seit dieser Zeit habe ich um des jetzt wieder erst hergestellten, vorher unterbrochenen Postenlaufs willen nicht schreiben können, so wenig, als Briefe von dort aus erhalten. Die Reisegeschichte verspare ich mir, wie billig, auf die mündliche Erzählung.

Gearbeitet hat natürlich nicht viel werden können, indem ich immer viele Zeit darauf verwenden mußte, um für mich und andere die nöthige Gemüthsfassung beizubehalten. Gesund, sogar gesünder als gewöhnlich bin ich immer gewesen; auch äußerlich heiter, und habe an allen Orten, durch die ich gekommen, viele Liebe und Freundschaft genossen, sowie es dermalen auch hier der Fall ist.

Die allgemeine Lage wird mich vielleicht nächstens nöthigen, einen für den nächstkünftigen Lebensplan entscheidenden Entschluß zu fassen. Dies sage ich zur Beruhigung, falls dort wahrhaft

bekannt sein sollte, wie so ungeheuer gegen alle möglichen Erwartungen der politische Erfolg der Begebenheiten bis auf diese Stunde ausgefallen ist. Ich werde hierbei keins meiner Verhältnisse, besonders dasjenige nicht, wodurch am leichtesten in meinem Sinn und bis auf weiteres in Ordnung zu kommen wäre, sowie zu gehöriger Benutzung desselben, keine meiner Bekanntschaften vergessen. An ruhiger Fassung fehlt es mir durchaus nicht; man verlasse sich sonach ruhig auf mich.

Das einzige dort unbedingt mir am Herzen Liegende ist die Gesundheit und die Ruhe der mir über alles theuern Person, sowie die Aufführung eines Knaben, welchem ich mich, meine Liebe und meine Sorge zu vergegenwärtigen bitte.

* * *

Ohne Datum.

Ich schreibe Dir dieses ungefähr 24 Stunden nach dem Abschluß einer Sache, zufolge der ich Dich einlade, zu mir zu kommen; einer Sache, die an sich kaum mich herstellt, und in einer durchaus weniger angenehmen Umgebung und Klima. Dennoch ist mein Herz voll Ruhe, Muth und Hoffnung: sei es auch nicht auf die beliebige Weise, dennoch auf eine andere. Ich habe meine Entschiedenheit für das Leben, die in meinem Innern nie zweideutig war, nun auch äußerlich realisirt. Du bist der Erde ohnedies abgestorben, wie das Weib mag, der Mann nie darf noch soll. Du wirst mit dem bescheidenen Platze, den ich mir behalten habe in der letztern, vergnügt sein. Komm und theile meine innere Ruhe, liebes Weib!

Wie tief, tief, tief die höchsten Angelegenheiten der Menschheit zerrüttet, welchen unwürdigen Händen sie anheimgefallen sind, weiß ich jetzt; was weder Du noch ich, soviel es auch unsere Freunde sagten, je wollten gelten lassen, was z. B. der Mann unserer Freundin *) noch diesen Augenblick pflichtschuldigst ableugnet, ist ganz wahr. In dieser Lage sei der rechtliche Mann zufrieden, wenn er irgendwo, so unscheinbar es ist, ein ruhiges Plätzchen findet, und überlasse es seinen Enkeln oder Urenkeln zu reden, wenn vielleicht bis dahin Ohren wachsen, die da hören könnten.

*) Hufeland.

Das Detail jener Verhandlung, das Dir interessant sein möchte, kann ich Dir hier nicht mittheilen. Das Allgemeine wird Dir unsere Freundin sagen können. Ich theilte ihr mit, was ich gegen die Zeit ihrer Abreise entwarf. Sie sagte, wie es kommen würde; und so ist es denn gekommen.

Es ist mir, als ob dies mein Testament an Dich nach Berlin sei. Ich füge daher zu: 1) Es wird Dir leichter sein, Mehmel *) zu schreiben, als es mir ist. Kannst Du ihm schreiben, so sage ihm, so gut Du kannst, wie sich die Sache verhält, und bezeuge ihm den Schmerz, den ich lediglich um seinetwillen habe. Auch sage ihm, daß das Versprechen, das man mir auf seinen letzten Auftrag gegeben, vollzogen sei und das Nöthige ausgefertigt sein solle, wie mir noch allhier der Verwandte des Ausfertigers versichert habe. (Ob es ist oder nicht, weiß ich nicht; ist es nicht, so gereicht es mir zum Troste, daß meine Freundschaft für Mehmel so anerkannt ist, daß man selbst in dieser Auflösung lieber sagen mag, was nicht ist, als sie beleidigen; und es wird Mehmel zur Beruhigung dienen, zu wissen, daß ich mich bisher also gegen ihn gezeigt habe.)

Der gute Hermann mag sich trösten; und suche, gute Mutter, diesen Punkt seines jugendlichen Misgeschicks von ihm zu entfernen.

2) Bernhardi, den ich nie verkannt habe, und dem es zur Ehre gereicht, daß auch Du ihm endlich, wie ich aus Deinen Empfehlungen desselben schließe, Gerechtigkeit widerfahren lässest, wird mir hier fehlen.

Grüße ihn herzlich und sage ihm dies. Ebenso danke Müller **) in meinem Namen für Liebe und Treue.

* * *

Den 6. Dec. 1806.

Mein Urlaub ist zu Ende, und ich muß nunmehr in Königsberg mich nothwendig aufhalten und meine Professur daselbst verwalten; werde auch unter keiner Bedingung mich von diesem

*) Professor in Erlangen, welcher im Jahre 1805 herzlicher und vertrauter Freund von Fichte geworden war.

**) Johannes von Müller.

Aufenthalte entfernen. Weil dies unsere Wiedervereinigung beschleunigt und meiner Unsicherheit ein Ende macht, ist es mir lieb gewesen, und ich habe es, wenn auch nicht verursacht, doch auch ihm keine Hinderung entgegengestellt. Ob es gleich kaum das Beste sein dürfte, das wir wünschen können, so ist es doch ohne Zweifel in der gegenwärtigen Lage das Erwünschteste.

Mache es also möglich, wie Du kannst, und komme bald. Ich habe alles, wie ich es gewohnt bin, und Bekannte und Freunde, mehr als ich ihrer brauchen kann; doch bin ich nicht so glücklich, wie ich es auch gewohnt war; und wenn ich untersuche, wo es fehle, so bist Du es, gute, liebe, treue Seele! die Du allein mir fehlst.

Ich sehe die Schwierigkeiten dieser Reise bei dieser Jahreszeit und unter diesen Umständen; aber ich weiß auch, daß der treuen Liebe, die Du hegst, kein Hinderniß unüberwindlich ist. Geld kann ich Dir, nachdem ich eine Gelegenheit, die Tresorscheine, von denen ich nicht sicher wußte, ob sie dort gelten, zu schicken versäumt habe, nicht füglich übermachen; aber ich denke, daß Du dieses in Deinem Hause vorgestreckt bekommen kannst, wo ich es auf die erste Nachricht unserm Freunde allhier wiedererstatten werde. Du brauchst es hierbei an dem Nöthigen nicht fehlen zu lassen, 200—300 Rthlr. sind zu meiner Disposition, die ich zu diesem Zwecke bestimme.

Der General Clarke ist auch mir als ein menschenfreundlicher Mann bekannt; durch Harbaur, den ich grüße, könntest Du von diesem Päsfe und allen Vorschub während Deiner Reise durch die occupirten Provinzen erhalten. Gegen die Wissenschaften versichert man ja nicht Krieg zu führen, und man wird einem friedlichen Gelehrten nicht seine Frau und Kind vorbehalten wollen. Für unsere Behörde will ich Dir schon, wenn ich erst die Zeit Deiner Abreise weiß, Adressen schicken, wiewol Du selbst ohne dies bei allen Civil- und Polizeibehörden, z. B. in Danzig, bei denen ich gewesen bin und die mich kennen, alle Unterstützung finden wirst.

Ich kenne die Gefahren der Reise sehr wohl, die ich Dir anrathe; aber ich weiß, daß Du Muth und Verstand genug hast, und ich glaube, daß Du gern eine Gelegenheit ergreifen wirst, sie darzulegen. Es ist ja nicht das erste mal, daß Du Deinem

Manne 80 Meilen weit (viel weiter ist es auch nicht nach Königsberg) durch kriegerische Provinzen nachreisest; statt des alten Vaters, der Dich damals begleitete, sei Dir unser Sohn, dem diese Gelegenheit, selbständige Fassung zu zeigen, auch nicht übel thun wird.

Wie wir uns hier einrichten werden, davon habe ich bisjetzt so wenig eine Idee, daß ich sogar kein Logis oder auch nur einen Gedanken auf ein solches habe. Ich kann auch darüber nichts thun; denn ohnerachtet alles, was etwas bedeutet, sich als meinen Freund zeigt, so fehlt es mir doch ganz an weiblichen Freunden. Aber es ist so recht gut und soll so bleiben, damit Dir alles überlassen sei, und ich nicht, wie vormals, Einrichtungen treffe, die Dir nach Deiner Ankunft nicht recht sind. Also komm nur recht bald, liebes Weib!

Ich bin bei meiner Anherkunft bestürmt worden zu lesen. Ich habe ihnen gesagt, daß hier eine Universität sei, die das Recht des Einspruchs habe gegen unbefugtes Lehren, ich habe ihnen ferner den Preis meiner Collegien bekannt gemacht. Das erste wol nicht, denn dieses ist nun gehoben, aber wie ich denke, das zweite hat diesen Eifer sehr erkaltet. *) Dennoch werde ich nächstens gratis ein allgemeines Collegium für die Studirenden lesen, brauche dazu ein Auditorium, ziehe mir wieder eine Menge Verbindlichkeiten auf den Hals, und Du mußt gerade bei solchen Dingen mir fehlen! Also, komme nur bald, liebes Weib!

* * *

Den 18. abends.

Wie zu einer süßen Erholung von dem ertragenen Tage gehe ich zu diesem Blatte. Zwar wird es vielleicht erst nach 14 Tagen unter Deinen Augen sein, aber ich verfrühe diese Zeit und denke mich als gegenwärtig mit Dir redend.

Es ist heute der Tag, da ich Eure Briefe vom 4. dieses — da ich die Nachricht von Deiner Krankheit erhielt. Deine beigefügten Zeilen haben mir die hellen, ich weiß nicht ob Kummer- oder Freuden- oder Liebesthränen entlockt. Wie blind wir doch sind! Ich habe alles andere befürchtet, ehe dies. Na-

*) Zusatz vom 17.: „Nein, denn es ist splendid zu Stande gekommen."

türlich fällst Du in keine große Krankheit; Du vertheilst die Masse. Da muß etwas Gewaltsames vorgefallen sein. Ich hoffte, daß Du unsere kurze Trennung, gerade um der bedeutenden Geschäfte willen, die Dir auf das Herz gelegt waren, ertragen würdest; ich habe diesen Gedanken bei meiner Abreise Dir empfohlen und habe ihn in Briefen wieder eingeschärft. Starke Seelen, und Du bist keine schwache, macht so etwas stärker, und doch!

Doch, denke nicht, Du Theure! daß ich mit Dir noch über Deine Leiden schmählen will. Vielmehr faßt Dich mein Glaube, als ob Du gegenwärtig wärest, schon jetzt, als eine neu geschenkte und mit erhöhtem Werthe mir geschenkte Gabe in seine Arme. Du warst in der Besserung, so schwach auch der Zug Deiner Zeilen ist; wenigstens traue ich Deiner Versicherung mehr als der der Freundschaft, die mir den Verzweiflungsbecher wol nur in abgemessenen Dosen könnte reichen wollen. Du kennst mich; Du weißt, daß diese Unwahrheit mich nicht schonte, Du wirst wahr gegen mich bleiben. Dieses Blatt wird Dich lebend treffen und gesund. — Seit der Zeit kann mein Brief vom 26. oder 27. November, wovon ich den vom 4. für eine Antwort halte, zur Besserung mitwirken, denn ich kenne Dein Herz.

Eine Stelle des Bernhardi'schen Briefs hat mich gerührt; da, wo er über unsern Hermann spricht: Sei der Junge rein und ehrlich (und warum sollte er nicht, denn von Dir hat er gewiß keinen falschen Blutstropfen und in mir ist meines Wissens keiner, den er geerbt haben könnte!) und lerne, was er kann! Wenn ich Euch beide, meinen Reichthum, erst werde in meine Arme fassen und versuchen können, ob ich den Schatz noch erheben kann! Lebe doch immer, mir und diesem Knaben zu Liebe; ich und er, falls er einen Blutstropfen von mir hat, werden suchen, es Dir wett zu machen.

Ich denke diesen Brief nicht zu schließen, ohne noch Aenderungen in meiner äußerlichen Lage beizufügen. In wie vielen Rücksichten ich Dich entbehre, ist nicht zu sagen. Ich schweige von treuer Liebe, auf die ich natürlich Verzicht thun muß, bis ich Dich wieder habe. Aber sogar der schnelle Verstand will mir abgehen, weil ich des Durchsprechens aller Dinge mit Dir, deren mannichfaltige jetzt durch meinen Kopf gehen, entbehre. Ich

bedarf der bewußten Deliberation zu Papier jetzt in Gelegenheiten, wo sonst kein Papier mir einfiel. Auch ist es danach.

Daß ohne Ausnahme alles von dorther den Kopf verloren hat und ohne Kopf so dahinlebt, glaubst Du von selbst. Den Hiesigen habe ich noch nicht Gelegenheit bekommen, an den Kopf zu fühlen, indem ich ja nicht weiß, was vorher davon vorhanden gewesen. Aber es kommt mir vor, als ob sie kein Herz hätten, sondern die leere Stelle desselben nur eine unnatürliche Erweiterung des Magens ausfüllte. — Erinnerst Du Dich Süvern's? Dieser wird hier Professor, tritt Ostern seine Stelle an und ist der einzige College, dessen ich mich rein freuen kann.

Den 20. Ich komme wieder zu diesem mir so lieben Blatte. Ich war in einer Verlegenheit über die Ausführung der Sache, weil gar nichts weder an mich noch die Behörde gekommen war. Ich habe die Zweifel gehoben. Die Sache ist richtig. Ueberdies lautet die Anstellung 1) nur bis zur Wiederherstellung der Ruhe, ist also interimistisch, was um der eben gemeldeten Gründe, sowie auch aus andern die Einrichtung betreffenden erwünscht ist; 2) habe ich durch Rütteln und Schütteln denn doch eine kleine Gehaltsverbesserung herausgebracht.

Uebrigens geht das Speculiren trefflich von statten. Nach dem neuen Jahre werde ich meine Vorlesungen über die Wissenschaftslehre anfangen, und bis dahin, denke ich, soll der große Fund, der stündlich näher tritt, gemacht sein. Ebenso habe ich ein ganz vortreffliches Thema zu öffentlichen Vorlesungen nach Art der berlinischen gefunden, und ich werde sehen, ob es der Mühe verlohnt, dasselbe in Gang zu bringen. Am meisten ist es mir zuwider, daß Du wol kaum bei der Eröffnung derselben zugegen sein wirst und daß ich — das erste mal in neuern Zeiten — die Wissenschaftslehre lesen soll, ohne Dich zur Zuhörerin zu haben. Es kommt dazu das ekelhafte Detail mit Auditorium u. dgl. Die dortigen Freunde nehmen sich in allem recht und redlich, besonders auch bleibt das Dir leicht erkennbare vornehme Haus *), das ich dort besuchte, mit unverkennbarer Treue mir zugethan; aber diese alle sind in den hiesigen sehr verschlosse-

*) Das des Ministers Schrötter.

nen Verhältnissen noch weit unwissender als ich und durch eigene Verlegenheiten zerstreut und gedrückt.

Den 21. Diesen Morgen, noch im Bette, haben mich die nöthigen Ausfertigungen getroffen, und ich komme soeben (Abends 5 Uhr) von den dadurch nöthig gewordenen Besuchen.

Eine höchst interessante Bekanntschaft habe ich gemacht: die Familie des neuen, soeben angekommenen Oberhofpredigers *), und dadurch mir sowol wie Dir die weibliche Freundin, über deren Mangel ich bisher klagte, (oder statt einer wol gar zwei oder drei) erworben.

Die Oberhofpredigerin ist eine herrliche Frau, die Dich schon jetzt herzlich lieb hat und die Du gewiß auch liebgewinnen wirst. Sie hat mir einen herrlichen Gedanken über unsere künftige hiesige Einrichtung eröffnet, nach dem ich in das Haus des ehemaligen Hofpredigers Schulz, auf dem für mich so viele theure Jugenderinnerungen ruhen, zu wohnen kommen würde, und die ich morgen zu realisiren suchen werde.

Indessen hat der Brief abzugehen und ich muß noch in eine Abendgesellschaft. Drum Gott befohlen, bis auf die morgenden Abendstunden, wo ich mich wieder mit Dir unterreden werde.

Wäre nicht die Nothwendigkeit des Ausgehens, so hätte ich zugleich dem trefflichen Bernhardi und der Frau von Kalb geschrieben. Den nächsten Posttag hole ich es sicher nach.

Innig der Deinige.

* * *

Den 23. December.

Wieder, Du Theure, wurde es schon nöthig, gegen die geheim mich anwandelnde Angst, weil ich gestern keine Nachricht von Dir bekam, zu kämpfen, als ich heute Deinen vermuthlich nur durch die Post oder den Einschluß verspäteten Brief vom 15. bekam. Gott sei gelobt, daß es mit Deiner Besserung gut vorwärts geht. Du erhältst ja nun regelmäßige und gute Nachrichten von mir, auch werden unsere Freunde nun schon längst bei Dir angekommen sein; und wenn Du diesen Brief erhältst, wirst Du dich vielleicht schon in den Anstalten, zu mir abzureisen,

*) Scheffner.

befinden. Vor dem Ende dieses so traurigen Jahres wirst Du ihn freilich wol nicht erhalten. Gott gebe Dir und allen braven Menschen, die es verdienen, ein besseres neues!

Um meine Gesundheit sei ja nicht besorgt, denn diese scheint immer eiserner zu werden. In Danzig und hier wurden fast alle unsere Landsleute durch die Ungewohntheit des Klimas krank, ich nicht. Einen tüchtigen Katarrh, von dem Dir die Hufeland sagen mag, bei welcher Gelegenheit ich ihn mir zugezogen, bin ich leidlich bald losgeworden, und jetzt, bei einer widernatürlich warmen, feuchten, stets nebligen Temperatur (es ist jetzt mittags 1 Uhr, aber ich schreibe bei Lichte), die wir nach einer kurzen, ziemlich heftigen Kälte erhielten, und bei der es kaum möglich ist, zwei Hemden, geschweige denn Kamisol oder Ueberrock auf dem Leibe zu dulden, und bei der fast alles krankt, habe ich eine kleine Trägheit und Unlustigkeit, die mich auf ein paar Tage anwandelte, bald überstanden.

* * *

Den 24. abends.

Jetzt habt Ihr Weihnachtsabend; Du schenkst vielleicht Deinem lieben Sohne etwas Angenehmes und Ihr erinnert Euch dabei gewiß meiner. Ich sitze hier, einsam; soeben eine verfängliche Zumuthung (auf etwas gegründet, das ich Dir erst bei Deiner Gegenwart hier mittheilen kann) abgewiesen, denke eben auch an Euch, kann Euch aber nicht sehen, noch Eure Antwort auf meinen Zuspruch hören. — Ich weiß kaum, ob ich Dir nach Berlin noch schreiben kann; denn meiner Rechnung nach trifft Dich dieser Brief kurz vor Deiner Abreise, und Du erlebst daselbst keinen zweiten Posttag. Es wäre gut, wenn wir darüber eine Auskunft hätten, damit Du Dich nicht wieder beim Ausbleiben der Briefe ängstigest. Ich werde suchen, es zu machen.

Alle die Lieben und Treuen grüße. Zu schreiben habe ich heute wieder nicht Zeit; aber nächstens soll es gewiß nachgeholt werden. Der Deinige einig und ganz.

* * *

Den 20. Febr. 1807.

Herzlichen Dank, Du Theure, für Deinen seit dem 16. December ersehnten Brief vom 28. Januar, durch Einschluß, der erst

nach einem ziemlich von hier entfernten Orte, wo jetzt der Freund *) mit seiner Begleitung ist, die Durchreise und die Rückreise hierher hat machen müssen.

Komm ja nicht hierher, sondern bleibe, wo Du bist; denn es misfällt mir hier, aus triftigen Gründen, gar sehr, und ich werde, wenn, wozu es allen Anschein hat, eine günstige Veränderung des Ganzen vorgehen sollte, in die alte Lage zurückzukehren suchen und so zu Euch kommen. Es war dies auch der eigentliche Sinn dessen, was ich Dir in meinem letzten Billet geschrieben, nur daß ich damals noch nicht so fest entschlossen war.

Lebe gesund und ruhig und in der Hoffnung besserer Zeiten, so wie ich. Ich segne Dich mit tiefer Innigkeit, bin im Geiste bei Dir und freue mich auf die schöne Zeit des Wiedersehens. Ewig der Deinige.

* * *

Die bedeutende Lücke in der Correspondenz macht hier einen Zwischenbericht nöthig, der zugleich einige Aeußerungen der folgenden Briefe erläutern kann. — Unterdeß hatte nämlich der ernster beginnende Krieg den Postenlauf ganz unterbrochen, zugleich aber auch die Erwartung erregt, daß ein günstiger Erfolg vielleicht alles ändern könne. Der von den Russen unbenutzt gebliebene Sieg bei Pultusk (26. Dec. 1806) ließ wenigstens die Hoffnung übrig, daß bei größerm Nachdruck in den Kriegsoperationen Berlin durch günstigen Frieden oder durch Wiedereroberung bald wieder frei sein könne. In dieser Erwartung war Fichte in Königsberg zurückgeblieben, als die königliche Familie und mit ihr sein Freund Hufeland größerer Sicherheit wegen sich nach Memel begeben hatten. Aber auch die Hoffnungen auf den Sieg bei Eylau (8. Febr. 1807), der besonders in Königsberg die höchste Freude erregte, verschwanden plötzlich wieder, indem schon am 10. die Russen gleich Geschlagenen vor der Stadt erschienen; und die Lage derselben wurde von neuem sehr gefährlich, als der Feind plötzlich alle eroberten Stellungen verließ und rückwärts an der Weichsel Winterquartiere bezog, um die Belagerung von Danzig desto nachdrücklicher an-

---

*) Hufeland, welcher den König nach Memel begleitet hatte.

zufangen. Jetzt athmete man wieder auf, und besonders nachdem der russische Kaiser eingetroffen, glaubten alle noch einmal an eine glückliche Wendung. Aber der Oberfeldherr zögerte mit seinem Angriff bis zum Anfange des Juni, während Danzig schon gefallen war, und wenige Tage darauf (den 14. Juni) entschied die Schlacht bei Friedland, daß nur durch einen Frieden unter jeden Bedingungen die Monarchie zu retten sei. Was Fichte dabei empfinden mußte, der, den Ereignissen nahe, soviel Momente eines glücklichen Erfolgs versäumt sah, läßt sich ermessen; auch sprechen es seine Briefe bei aller nothwendig gewordenen Zurückhaltung tiefergreifend aus. Welche Maßregeln er selbst dabei nahm, erzählen die folgenden Briefe umständlich.

Vorläufig fügen wir noch hinzu, daß am 3. Juni 1807, drei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen in Königsberg, Fichte von dort flüchtete, und zwar auf Nicolovius' Reitpferde, zunächst nach dessen unweit Schaaken gelegenem Gute. Später begab er sich nach Memel.

* * *

Den 11. April 1807.

Wie habe ich Gott und unserm Freunde gedankt, daß er der Noth, welche nun seit vier Wochen an meinem Herzen genagt, ein Ende gemacht und Euch und auch Dir insbesondere Geld geschickt! Gott gebe, daß es richtig in Eure Hände komme! Ist mein Auftrag angenommen, so ist dem Freunde in diesem Augenblicke schon die Rückzahlung gemacht, und es ist noch einmal dieselbe Summe, wie zuerst, an Dich abgegangen. Wäre er nicht angenommen, so geschieht es bei der ersten Gelegenheit, denn das Geld liegt baar in meinem Pulte. — Ich habe zwar hier durchaus nichts, denn meinen Gehalt, und durch Arbeit ist hier nichts zu verdienen. Die Zumuthung, die Collegia bezahlen zu sollen, ist hier eine unerhörte Neuerung gegen alles Herkommen und die akademische Freiheit und wird mit Fenstereinwerfen und Periiren erwidert. Da ich nun aber gleichwol nicht umsonst zu lesen gedenke, so werde ich diesen Sommer, ungeachtet ich vier Collegia angeschlagen habe, dennoch gar nicht lesen, sondern desto fleißiger für mich selbst arbeiten. Dennoch sei Du ruhig und laß Dir nichts abgehen, noch an der Bildung unsers guten Hermann, den ich väterlich umarme, etwas fehlen. Ich für meine

Person will wol durchkommen. Ich habe auf einem mir selbst nicht ganz bekannten Wege Deine beim Freund eingeschlossenen Briefe vom Februar beantwortet. Was Du zwischen diesem und dem 15. December v. J. an mich geschrieben, ist Alles unterschlagen worden und nichts davon in meine Hände gekommen. Sodann habe ich durch Deinen Onkel in Hamburg Dir geschrieben. Ich fürchte aber, daß dieses Packet in diesem Augenblicke noch im Hafen zu Pillau, wo nicht etwa gar in dem hiesigen Posthause liegt, und daß dies später in Deine Hände kommen wird als dieser Brief, auf den ich sicherer traue. Sodann habe ich durch einen Reisenden Dir und unsern beiden dortigen Freunden offene Billets nebst allerlei Aufträgen zugeschickt; ich glaube aber nicht, daß dieser Reisende jemals anlangen werde. Man greift nach jedem Strohhalme in einer solchen Lage.

Alle diese Briefe enthalten die Versicherung meiner ununterbrochenen Gesundheit (die bekannten kleinen Zufälle bleiben freilich nicht ganz weg, doch habe ich diesen Winter gesünder hingebracht als einen der vorigen), meines Muthes, meiner Liebe und Lust. Der Menschen bedarf ich nicht und suche sie nicht. Doch gibt es auch hier gute, unter denen das schon sonst Dir genannte oberhofpredigerische Haus obenan steht.

Man ist in diesem Hause so begierig auf Nachrichten von Dir und so voll Wünsche für Dein Wohlsein! Das Haus hat mir in Zeiten der Noth die freundlichsten Dienste geleistet.

Dagegen ist auch mir die Satisfaction geworden, in derselben Zeit andern hülf- und troftreich zu erscheinen; z. B. bin ich so glücklich gewesen, der Mlle. Schulz *), die sich Dir innigst empfiehlt, einen guten Dienst zu erzeigen. — Es gibt einige anerkannt wackere, tüchtige und kenntnißreiche Männer allhier. Diese sind meine Freunde und ergreifen jede Gelegenheit, es zu zeigen.

Grüße herzlich alle Freunde von Deinem Dich innig und ewig Liebenden.

Möge es Dir wohl gehen, recht wohl. Mögest Du Dich trösten über unsere Trennung mit dem Gedanken der Wieder-

---

*) Der Tochter des ehemaligen Oberhofpredigers und Freundes von Kant. Er hatte sich bei Fichte's erstem Aufenthalt in Königsberg i. J. 1792 väterlich desselben angenommen.

vereinigung; auch dem Troste, daß wir bei dieser Gelegenheit so recht dahinter kommen, wie lieb wir einander sind.

* * *

Den 4. Mai 1807.

Deine Nr. 4 und 8 habe ich zugleich bekommen, Deine Nr. 7 soeben. Meine nicht, liebes Kind, daß ich Dir zürne. Du bist zu entschuldigen, wenn Du Dich durch die allgemeine Dummheit, durch welche, wie ich merke, auch Verständige hingerissen worden, gleichfalls hinreißen läßt, wiewol es mir lieber wäre, wenn Du besser combiniren könntest. Daß frei und frank gelogen wird und gelogen worden ist von Anbeginn, ist Euch also nicht bekannt? „Furchtbare Maßregeln, daß Du nicht ohne Wehmuth und Schaudern an mich denken konntest?" — „Ueberstehen oder noch zu überstehen haben?" — Wenn ich mich nicht ärgerte, so würde ich laut auflachen!

Müller und Humboldt beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zu Theil geworden wie ihnen *); auch daß ich frei geathmet, geredet, gedacht habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen.

Es macht einen Unterschied im Bewußtsein und wahrscheinlich auch in dem spätern Erfolge, wenn man in trüben Zeiten seine Anhänglichkeit an die gute Sache öffentlich gezeigt hat. Also ich preise meinen Entschluß, habe im Fortgange der Zeit ihn immer weiser gefunden und will ihn durchaus nicht tadeln lassen: Euch aber halte ich für betrogene Thoren.

Das einzige Unglück dabei ist, daß ich von Dir und meinem Sohne getrennt worden; ich fühle es so tief als Ihr; Dir aber würde es leichter geworden sein, wenn Du alberne Bedenklichkeiten von Dir abgehalten hättest.

Der Schluß Deines Briefes ist mir tröstender und erquickender. An jene über das Sichtbare hinaus liegenden Ideen halte Dich; laß sie nicht blos schöne Speculation sein, sondern gib ihnen ein lebendiges Leben in Dir. Was könnte sodann Dich über die Gebühr Dir selbst entreißen? In zeitlichen Dingen aber bediene Dich des gesunden Verstandes und der Beurtheilung, folge nicht dem blinden Haufen, insbesondere ergib Dich nicht

*) Vom Kaiser Napoleon empfangen zu werden!

unnöthiger Sorge! — — Ich gehe hier eigentlich mit niemand um, und das einzige Haus, das ich liebe und das mich liebt, ist das oberhofpredigerische, wovon wol in meinen Briefen vom vorigen Jahre Meldung sein wird. Frau von Knobloch *) ist seit dem Anfange dieses Jahres nicht hier. Ueberhaupt sind seit Anfang dieses Jahres alle die von dort nicht hier, und ich bin verlassen zurückgeblieben.

Lebe wohl, Du Theure. Möchtest Du doch diesen oder frühere Briefe erhalten, die Dich berichtigen und trösten könnten.

Wenn alles so im gewöhnlichen Gleise fortgeht, sagt, denk' ich, irgendwo Goethe, so ist sich selbst jeder der Beste und Klügste. Wenn aber Trübsal kommt, so lernt man den Untüchtigen und den Tüchtigen unterscheiden.

Mein herzliches Lebewohl. Ewig und unveränderlich in Liebe der Deinige.

Grüße alle, besonders den braven Bernhardi.

(Adresse: Roßgarten Nr. 93.)

* * *

An Bernhardi.

Den 4. Mai 1807.

Lieber Freund.

Sie vermehren die Verbindlichkeiten, die ich Ihnen habe, noch durch die, daß Sie meinen Knaben im Griechischen unterrichten. Seien Sie meines herzlichsten Dankes, meiner Hochachtung, meiner innigen Freundschaft versichert.

An wen die Einlage ist, errathen Sie. Habe Sie die Güte, sie zu besorgen, und thun Sie den Gefälligkeiten für mich noch diese hinzu, daß Sie dort die Begriffe berichtigen und von falschen Schreckbildern zurückzubringen suchen. Man schreibt mir Urtheile, die so verkehrt sind, daß nichts verkehrter sein kann. Nur so viel, ich preise den Entschluß, den ich gefaßt habe, mit dem Fortgange der Zeit immermehr und werde ihn nicht schelten lassen. Ich habe den Ort meines Aufenthalts nicht verlassen, außer zu kleinen Excursionen, habe den Winter den Leuten hier Wissenschaftslehre gelesen und könnte auch jetzt wieder, wie im tiefsten Frieden, lesen nach Herzenslust, wenn es der Mühe sich

*) Tochter des Ministers von Schrötter.

verlohnte. Ich lebe so glücklich und in der Weise wie immer, nur daß ich von meiner Familie und meinen dortigen Freunden getrennt und von Hyperboreern umgeben bin, die es inzwischen gar nicht sind durch die Schuld der Zeiten, sondern durch ihre Natur. — Vor einigen Tagen ist Süvern — hier angestellt — angekommen; dieser nebst noch zwei oder drei andern Männern, mit denen sich leben läßt, sind mein Trost bis auf bessere Zeiten. Jedoch kann ich auch das völlige Alleinsein recht wohl aushalten.

Leben Sie wohl, recht wohl. Ganz der Ihrige.

* * *

An seine Gattin.

Den 20. Mai 1807.

Ich habe gestern, den 19., durch sonderbare Schickung, daß dieser Tag ja nicht ohne ein Zeichen Deiner Liebe für mich verfließe, Deine beiden Briefe Nr. 10 vom 13. und Nr. 12 vom 17. April erhalten.

Ja wol, Theure, wenn wir nur einmal miteinander reden könnten! Da dies nicht geht, so muß ich schriftlich den Einklang zwischen unsern Geistern herzustellen suchen. Meine Theure, sowie ich sorgen muß, daß Du nie Dich schämest, die Meinige zu sein, so muß man auch Dir es ansehen, daß Du meine innigste Freundin und die Vertraute meiner geheimsten Gedanken seit Jahren gewesen, und unsers Sohnes Rückblick, wenn er einst ein braver Mann werden sollte, muß mit gleicher Verehrung auf seine Mutter wie auf seinen Vater fallen. Mit dieser Deiner Bestimmung harmonirt nun gar nicht der Einfluß, den eine gewisse schlechte Gesinnung, die mir erst heute in ihrem ganzen Umfange durch einen von dort herkommenden Mann begreiflich gemacht worden ist und die Euch alle wie ein wunderbarer Schwindel ergriffen zu haben scheint, auf Dich zu gewinnen beginnt. — Es ist klar, daß mein Weggehen, das Du selbst gebilligt hast, ein feiges Entlaufen wird, wenn ich unter der Fortdauer der Umstände, denen ich auswich, zurückkehrte, zu welcher Rückkehr du dennoch mir in consequenter Weise rathest. Ueberdies würde eine solche Rückkehr in geradem Widerspruche stehen mit den Aeußerungen, die ich in einem Schreiben an den König gethan, von welchem Schreiben meine jetzigen Verhältnisse die Folgen sind.

Hält mich auch kein anderer beim Worte, so wird es um desto mehr Pflicht, daß ich mich selbst dabei halte. Gerade, wenn andere deutsche Gelehrte von Namen sich wankelmüthig zeigen, muß der bisherige rechtliche um so fester stehen in seiner Redlichkeit.

Die Gründe unsers Verfalls, daß ich nun eben nichts zu demselben beigetragen, daß wir zu Aufopferungen bereit gewesen, die man verschmäht, daß wir andere sehr wesentliche Einbuße dadurch erlitten haben, führst Du richtig an; dennoch aber muß man niemals die Menschheit aufgeben, sich stets in der Lage erhalten, zu ihrem Dienst gerufen werden zu können; nie aber sich in eine solche Lage bringen lassen, wobei man wirklich verschlimmert werden oder wenigstens zweideutig erscheinen könne.

Ueberdies weißt Du vielleicht nicht, daß eine wichtige Veränderung *) vorgegangen, von der man Besseres als bisher sich verspricht.

Kurz und in Summa: ich denke noch ganz so, wie ich in den letzten Tagen unsers Zusammenlebens mich gegen Dich deutlich ausgesprochen, und werde so denken bis an den letzten Hauch meines Lebens; ich wünsche, daß auch Du, theures schweizerisch-deutsches Weib, wieder ganz zu diesen Gesinnungen zurückkehrst und dem Sohne, den Du mir geboren, daß er einst würdig meinen Platz ersetze, keine andern einflößest.

Was man Euch glauben macht, ist unwahr. Wir haben hier sehr gesunde Luft, und mit den Lazarethen habe ich, begreiflich, nichts zu thun, noch wohne ich in ihrer Nähe.

Ich würde Dir rathen zu mir zu kommen, und Du würdest es auf dem nämlichen Wege möglich machen können, wie z. B. der Ueberbringer dieses Briefes es gethan. Aber in diesem Augenblicke steht alles auf der Spitze. In dem einen Falle verändere ich meinen Aufenthaltsort und werde Dir zeitig Nachricht geben.

In dem zweiten Falle kann es bald möglich werden, daß ich mit Ehren zu Dir zurückkehre.

---

*) Wahrscheinlich die Ankunft des russischen Kaisers bei der Armee, welche kurz vorher erfolgt war, und welche auch dem bisherigen unschlüssigen Zögern entschiedenere Thätigkeit und mit ihr den Sieg versprach.

Meine Unehre willst Du nicht, unter keiner Bedingung, und es kommt jetzt nur darauf an, daß Du erkennest, wo Schmach und Schande liegt.

Um Dir ein Gemälde meines hiesigen Lebens zu machen, beschreibe ich Dir die Geschichte des gestrigen Tages, wo Ihr gewiß im Geiste bei mir gewesen und ich bei Euch war.

Kaum war ich aufgestanden, so überraschte mich ein Glückwünschungsschreiben und ein Geschenk an Stickerei von Mademoiselle Schulz, die, ich weiß nicht wie, wußte, daß mein Geburtstag war, und gegen welche einige Vorfälle mich sehr erkaltet hatten, diese Aufmerksamkeit aber mich sehr wieder mit ihr ausgesöhnt hat. — Ich speise zu Mittag gewöhnlich in einem Garten, der an einem beträchlichen See mitten in der Stadt liegt und jetzt vollkommen grün ist. Daselbst speist auch gewöhnlich Professor Süvern (er war, als wir nach Jena kamen, Hauslehrer im Schütz'schen Hause, als wir in Berlin waren, lebte er beim Bankier Levi, und Du wirst Dich von daher seiner erinnern. Seit einigen Wochen ist er hier Professor). Der Oberhofprediger, den Du aus meinen frühern Briefen kennst, und der Consistorialrath Nicolovius (der zur hiesigen Universität sich ungefähr also verhält, wie Nagler zu der erlangischen) hatten schon längst gewünscht, daselbst einmal mit uns zu essen, und ich hatte veranstaltet, daß der gestrige Abend dazu festgesetzt und die Frauen der beiden letztern mitgebracht würden. Noch ehe ich in diese Gesellschaft ging, erhielt ich Deine beiden Briefe. In die Gesellschaft hatte ich eine von mir gemachte Uebersetzung eines Gesanges aus einem vortrefflichen italienischen Dichter mitgenommen*), welche ich, um die Geister etwas höher zu stimmen, vor Tische vorlas, worauf wir uns zu einer Schüssel Spargel und zu einem guten Rheinweine und Champagner niedersetzten, und unter geistvollen Unterredungen uns die Mitternacht herbeikam. Auf Dein und unsers Sohnes Andenken sind die Gläser auch erklungen. Daß der Tag noch eine besondere Beziehung auf mich hätte, habe ich verborgen gehalten.

Ich hatte den Plan, daß diese Versammlungen regelmäßig fortgesetzt und in denselben von den männlichen Mitgliedern

*) Den ersten Gesang von Dante's „Inferno", an dessen metrischer Uebersetzung er sich versucht hatte.

wissenschaftliche Vorträge gehalten, auch, besonders von den Frauen, etwas gut gelesen würde, und daß wir auf diese Weise alles, was diese Stadt an geistreichen Menschen besitzt, nach und nach in unsere Cirkel zögen: und siehe, als ich den Mund öffnete zum Vorschlage, kamen alle mir mit der Versicherung entgegen, daß sie dasselbe auch schon in der Stille gewünscht hätten, und daß ich nur ihre eigenen Gedanken ausspräche. So wird vielleicht aus dem gestrigen 19. Mai eine Schule höherer Geistesbildung und eines edlern geselligen Lebensgenusses in den Mauern dieser Stadt hervorgehen, die dessen höchlich bedarf, und wo es hauptsächlich am Sichanerkennen und an der Vereinigung der wenigen Bessern zu fehlen scheint. Schon heute sind mir durch die dritte Hand Nachrichten von dem lebhaften Vergnügen, welches die Anwesenden über den so durchlebten Abend bezeugt haben, zu Ohren gekommen. Für meine Philosophie ist man an den Küsten der Ostsee nicht reif; aber man fängt an zu entdecken, daß ich auch noch einiges Andere kann, außer speculiren, und so werde ich in kurzer Zeit hier geliebt und geehrt werden wie vielleicht noch nirgends.

Meine Lebensart ist wie in Berlin; Collegia lese ich nicht. Des Vormittags wird, bis zur Abspannung, Wissenschaftslehre getrieben, sodann und Nachmittags ein anderes Studium, deren ich jetzt, außer der italienischen Sprache, mehrere habe.

Ich arbeite weit mehr denn in Berlin, weil ich mir die Nachmittage und Abende nicht so leicht verschwenden lasse. Was ich von Büchern brauche, gibt der oben erwähnte Nicolovius mit Freuden aus seiner gut gewählten Bibliothek.

Meine Diät ist auch abgeändert. Zu Mittage wird in der Regel eine Bouteille Bier getrunken, außer der Mahlzeit nur Wasser, und blos des Abends erlaube ich mir Wein.

Ermiß aus diesem allem, ob mein Leben so traurig und freudenlos ist, wie Du es Dir zu denken scheinst, und ob mir irgendetwas abgeht, als daß Du es mitgenießest, und unser Sohn es benutze zu seiner eignen Bildung.

Soeben habe ich die Nachricht von einem Schlage bestätigt erhalten, von dem ich doch noch hoffte, daß er abgewendet werden sollte.*)

*) Der Fall von Danzig.

Der Erfolg kann Einfluß auf meine Entschließungen und Lebensplan haben. Sollte ich diesen Ort verlassen, so werde ich Dir es zeitig melden. Gott hat diesen Winter Wunder für uns gethan, aber wir, schlechthin durch nichts zu bessern, haben sie nicht benutzt. Ich bin inzwischen der Sache ergeben, nicht den Menschen, und habe, selbst auf den Fall des Untergangs der preußischen Monarchie, meinen festen Plan.

Wie ich die Menschen diesen Winter kennen gelernt, läßt sich nicht sagen. Den Leichtsinn, die Sorglosigkeit mitten im Schiffbruche; daneben andere, die aus dem Brande so viel zu rauben suchen als irgendmöglich, ungeachtet sie mit eigenen Augen sehen könnten, daß sie es nicht für sich rauben! Dennoch hasse oder verachte ich sie weit weniger als sonst; es scheint, ich mußte zu der Tiefe der Einsicht in ihr Wesen kommen, um endlich ganz Ruhe zu erhalten und ganz rein in meinem verbrüderten Geschlechte nur Gott zu dienen. — Dank, daß Du meine Aeltern beruhigt. Ich wollte längst Dich darum bitten. — Gott segne und erhalte Dich freudig in ihm; denn außerdem gibt es eben auch keine Freude.

Nachschrift vom 21. Mai. Ich habe soeben auch Deine Nr. 14 vom 1. Mai erhalten. Ich bin ganz mit Dir zufrieden, theures Weib! Die Stimmung in diesem Briefe gereicht mir zum Vergnügen; lasse also das unten Folgende des meinigen Dir weniger zum Herzen gehen, als geschrieben an eine solche, die Du aber nicht mehr bist. *)

* * *

Den 3. Juni 1807.

In diesem Augenblicke erhalte ich Deine Nr. 13 vom 20. April, enthaltend den Vorschlag wegen Erlangen, und den zweiten, worin er eingeschlossen ist.

Freudenthränen stehen, indem ich dieses schreibe, in meinen Augen. Gott sei gelobt, daß ich so recht aus voller Seele Dir sagen kann: ich liebe Dich nicht nur, ich achte Dich, ich verehre Dich. Diese Verehrung erwirbt Dir Deine ruhige Ergebung in Deine Pflicht.

---

*) Dies „unten Folgende" waren eben die tadelnden Aeußerungen am Anfange des vorstehenden Briefes.

Hier erst die vorläufige Antwort: Was Dir das Leben sauer macht, habe ich kommen sehen; Du wirst Dich eines Winkes aus einem meiner Briefe vom vorigen Jahre erinnern. Aber erlaube mir zu bemerken, und möchtest Du es tief in die Seele graben und es nie wieder vergessen: Du bist selbst schuld an Deinem Misvergnügen; Du suchst Tiefe auf Religion gegründet, und zürnst, wenn Du die nicht findest. Aber merke Dir doch endlich, daß diese nicht zu finden, wenigstens, daß auf sie niemals zu rechnen ist. „Du bist auf Deiner Hut, und so hält man Dich für unendlich entzückt!" So allein ist's recht. Anders kommst Du nicht durch das Leben.

Ich muß eine zweite, leider traurige Bemerkung hinzufügen: Nicht wahr, Du hast dieses Volk getragen, als ich bei Dir war; und Du glaubst, daß auch die gegenwärtige Lage Dir noch erträglich sein würde, wenn ich sie mit Euch theilte, durch meine größere Kraft und Ansehen alles temperirte, wir nach verlebtem Tage in freundlichem Abendgespräch die Dinge betrachtend zurecht legten? Mache die Anwendung auf Erlangen.

Dies, sagte ich, ist die vorläufige Antwort, indem ich mir vorbehalte, diesen Vorschlag noch gründlicher durchzudenken. Die dermalen entscheidende ist: jetzt geht es in keinem Falle, um der öffentlichen und meiner Privatlage willen. Um der öffentlichen: es herrscht zwar seit einiger Zeit, wie billig, tiefes Stillschweigen; dennoch weiß ich, daß sehr möglich ist, daß ich früher, als Du denkst, zu Dir komme. Um meiner Privatlage willen: ich habe soeben Unterhandlungen angeknüpft; auch höre ich von Anträgen, die man mir machen dürfte, zufolge welchen (alles, wenn das erste über das öffentliche Gesagte nicht einträte) sich meine Lage und mein Aufenthaltsort so ändern könnte, daß ich Dich einladen würde, lieber zu mir zu kommen. Freilich nur über Wasser; aber Du mußt ja schon als Kind das Wasser passirt sein. Wenn etwas in dieser Art erfolgt, werde ich es Dir sogleich melden. Bis dahin kann nichts in Deiner Lage geändert werden.

Kannst Du Pestalozzi's „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" und sein neuestes, 1807 bei Gräff in Leipzig erschienenes Buch bekommen, so lies es ja. Ich studire jetzt das Erziehungssystem dieses Mannes und finde darin das wahre Heilmittel für die

kranke Menschheit, sowie auch das einige Mittel, dieselbe zum Verstehen der Wissenschaftslehre tauglich zu machen.

Ich kann Euch Theuren nicht aussprechen, mit welcher Liebe mein Geist unter Euch verweilt, wie tief besonders auch Dein letzter Brief mich bewegt, Dich höchlich zu verehren. Laß mich auch nicht viel Worte darüber machen, sondern glaube, daß ich unveränderlich der bin, den Du kennst, und den Du in der Tiefe seiner Empfindungen, die freilich auch immer tiefer graben, doch vielleicht noch nicht genug kennst.

Ewig und innig der Deine.

* * *

Kopenhagen, den 10. Juli 1807.

Seit dem 13. des vorigen Monats habe ich Königsberg verlassen und bin durch widrigen Wind seit dem 15., da ich in Memel ankam, daselbst zurückgehalten worden. Seit dem 1. dieses bis gestern bin ich auf dem Meere bei beständig conträrem Winde, mittelmäßigen Stürmen und allerlei Drangsalen festgehalten worden.

Gestern stieg ich bei Helsingör an das Land und machte noch bis in die Nacht die Reise von sechs Meilen hierher. Hier gedenke ich so lange ruhig zu bleiben, bis der Friede, wozu es dermalen die nahe Aussicht hat, abgeschlossen ist. Sodann eile ich ohne Verzug in Deine Arme. Ich habe ordentlich meinen Urlaub genommen, wie ich Dir diesen Vorsatz früher mitgetheilt habe, und bin mit höchster Achtung und Güte behandelt worden.

Weil der Wind so hartnäckig conträr war, daß seit dem 14. v. M. kein Schiff nach der dänischen Küste abgegangen ist, habe ich Dir über See nicht schreiben können. Ich bin der Allererste, der seit jener Zeit von dort an diesem Ufer angekommen ist. Zwar habe ich von Memel aus durch einen nach Krakau reisenden Juden einen Brief zu Lande an Dich abgeschickt, auch dieser aber kommt auf alle Fälle zu spät. In jedem Falle mußtest Du die Nachricht, daß Königsberg übergegangen, früher erhalten als einen meiner Briefe; hast Du nun nicht etwa meine frühern, in denen ich Dir schon von den auf dergleichen Fälle gefaßten Vorsätzen und getroffenen Maßregeln Andeutung gab, erhalten, oder hast Du nicht den Glauben gehabt, daß der Fichte

sich in jeder Verlegenheit aufs beste zu helfen weiß: so wirst Du, gute theure Seele, wieder Kummer gehabt haben! O möchtest Du doch diesmal an mich geglaubt haben!

Ich weiß nicht, wer der Landsmann ist, den Du so preisest, und welchem Du wünschest, daß ich ein freundliches Wort schreibe, ob Mechel oder Müller. Ich erwarte darüber Deine nähere Bestimmung. Vorläufig sage Mechel mit sehr viel Freundschaftlichem von mir: daß ich den preußischen General, der todt gesagt wird, noch den Tag vor meiner Abreise in Memel in aller seiner Wohlbeleibtheit gesehen habe, und daß er gar das Ansehen nicht hat, sobald vor Scham oder einer feindlichen Kugel zu sterben; daß ich den Brief nach Memel durch die hiesige Legation befördern werde, daß aber kein Mittel ist, den nach Königsberg von hieraus zu spediren, indem der Hafen von Königsberg durch die Schweden blokirt sein soll; daß er daher weit sicherer und früher einen Brief in Richter's Hände bringen wird, wenn er von Berlin aus mit der nunmehr doch wol zwischen Königsberg hergestellten Post schreibt.

Daß die 300 Thlr. angekommen, und daß Du in Deiner neuen Wohnung mit dem Herzensjungen Dich so freundlich befindest, hat mich ungemein gefreut.

Allerdings hoffe ich, dieses Logis bald mit Euch zu theilen. In einem Monate, denke ich, soll der Frieden abgeschlossen sein und vollzogen und die Hauptstadt von den Fremden geräumt werden. Sogleich werde ich mit der größten Schnelligkeit die Reise machen.

* * *

Kopenhagen ist ein herrlicher Platz, die Stadt in mancher Hinsicht schöner, denn Berlin, die Landseite ein Paradies. — Durch Lingbye *) bin ich auf der Reise von Helsingör hierher gekommen. Freilich sind diejenigen Häuser, von denen ich mir hier eine etwas ausgebreitetere Existenz versprach, nicht gegenwärtig. Graf Bernstorff ist in Holstein, Graf Baudissin gleichfalls, der Staatsrath von Eggers (ich wollte bei diesem zum Vortheil Deiner Schwester wirken) soll erst im Winter wiederkommen.

Auch das gräflich Schimmelmann'sche Haus ist auf dem Lande, kommt jedoch zuweilen nach der Stadt. Ich habe meine Adresse

---

*) Der Geburtsort seiner Frau.

in ihrem Palais abgegeben. Jetzt bin ich noch im Gasthofe, werde aber wahrscheinlich noch heute eine Privatwohnung beziehen.

Der einzige Fehler, den Kopenhagen hat, ist die unmäßige Theuerung. Deshalb werde ich suchen hier eine Handschrift zu Gelde zu machen, und um auch Dir etwas schicken zu können.

Du gute Theure schreibst mir in allen Deinen Briefen, wie Du sparest. Es zerschneidet mir das Herz, wenn ich denken sollte, daß Du es müßtest. Ich kann es nicht. Es ist schreiend, welche Summe seit meiner Abreise aus Königsberg aus meinen Händen gegangen; dazu war ich in Memel beim Minister Schrötter alle Mittage zu Tische, was auch sehr nöthig war, denn bei der Wirthshauskost wäre ich zu Grunde gegangen.

Erinnerst Du Dich eines Dänen, Namens Oersted, der am Königsgraben in Berlin das Collegium über die Wissenschaftslehre mithörte? Er war mir leider bei meiner Ankunft allhier nicht in die Gedanken gekommen. Voll Freundschaft aber und Enthusiasmus besuchte er mich zuerst, sobald er von meiner Ankunft hörte. Er ist an der hiesigen Universität ein bedeutender Mann, und ich verspreche mir von ihm Ersatz für die Abwesenheit meiner andern Bekannten.

Noch muß ich Dir zu Deiner Beruhigung über meine Constitution sagen, daß ich weder auf dem Kurischen Haff, das ich auf einem flachen Kahne passirte, und 24 Stunden darauf zugebracht, welches für die angreifendste Seefahrt gehalten wird, und wo die ganze Gesellschaft, unter ihnen solche, die schon viel Seereisen gemacht, seekrank waren, noch ebenso wenig auf der Ostsee die mindeste Anwandlung von Uebelkeit gehabt habe.

Lebe wohl, Theure, und sei versichert, daß mit innigster segnender Liebe mein Geist Dich umschwebt.

* * *

Kopenhagen, den 18. Juli 1807.
Hummersstraße Nr. 236.

Schon habe ich über acht Tage allhier verloren und sehne mich von Herzen nach einer baldigen Ablösung. Den größten Antheil an meinem Misbehagen hat freilich eine kleine Unpäßlichkeit. Ich hatte nämlich auf dem Schiffe mich erkältet und in der Lebhaftigkeit der Reise es nicht gefühlt. In Ruhe gekommen,

äußerte es sich wie gewöhnlich. Sei jedoch ja außer Angst; ich gebe gewiß Acht auf mich und schone mich. Ich habe die abgelaufene Woche eine gute Quantität Fliederthee zu mir genommen und mehrere Vormittage im Bette zugebracht. Wenn nur 24 Stunden heitere, stille und warme Luft kommen wollte, so würde mir gleich geholfen sein; so aber bläst es alle Minuten aus einem andern Winkel, und es ist kalt dazu, wie gegen Weihnachten. Es ist hier doch ein abscheuliches Klima. Kaum hineingetreten, habe ich den Beweis in allen Gliedern.

Ich habe Dir geschrieben, daß meine hiesigen Bekannten abwesend sind. Schimmelmanns aber (die über alles gerühmten, ich für meine Person aber behalte mir die mündliche Schilderung vor), bei denen ich vorigen Dienstag gewesen, und die Reventlows, mit denen ich durch die ersten in Bekanntschaft gekommen, und morgen bei ihnen sein werde, sind hier. Die Weise, mit diesen Häusern zu leben, ist folgende: Sie sind nicht in der Stadt, sondern auf ihren allerdings paradiesisch liegenden Landhäusern an dem Sunde, 2, 3 bis 4 Meilen von der Stadt. Dahin wirst Du zu Mittag geladen, gehst, wenn Du zumal nicht wohl bist, von Hitze, Staub, Stößen des Wagens halb zu Grunde, zahlst 3, 4 bis 5 Thlr. Fuhrlohn, Trinkgelder &c., und dafür hast Du die Ehre erkauft, ein paar Stunden Dein Gesicht diesen hochadelichen Gesichtern gegenüber zu zeigen. Ich denke auf ein Mittel, ihnen diesen Gebrauch (der um so schreiender ist, da ihre eigenen Officianten auf eine Weise besoldet sind, daß man nicht begreift, wie sie bei der hiesigen schrecklichen Theuerung davon nur ihre nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten können) zu verkümmern. Dabei sind sie nicht sparsam mit Einladungen. Ich habe in voriger Woche manchmal drei Einladungen auf einen Schlag gehabt, wo ich die neuern mit den ältern und die ältesten mit meiner Krankheit abgewiesen. Seit vorigem Dienstag hat niemand mich wieder aus dem Hause bekommen.

Wenn es so fortgeht, so wirst Du mich sehr abgehungert wiedererhalten. In Memel hat allein die Frau von Knobloch mich genährt; ohne diese hätte ich schon dort hungern müssen. Auf dem Schiffe habe ich's. Hier ist die französische Kochkunst das Einzige, was dem Fremden für sein Geld Essen gibt. Nun habe ich zwar bisher als Patient, wo ich mir kaum ein oder zwei

Gerichte außer der Suppe geben ließ, 1 Thlr. 6 — 12 Gr. gezahlt; aber genährt wird man dabei nicht, denn die Speisen sind wie aufgeweicht und lederartig und so, als wenn sie ausgelaugt wären. Da dies so durchaus allgemein und in gewissem Grade auch der Fall an den Tafeln der Großen ist, so bin ich geneigt zu glauben, daß dies am Klima liegt, welches weder dem Gemüse noch dem Fleische diejenige Kraft mittheilt, die es auf dem festen Lande erhält.

Aus der Region meines frühern Aufenthalts kommen nur dumpfe und widersprechende Gerüchte, keineswegs aber etwas Bestimmtes an mich. Wie sehr wünsche ich das letztere, da auch der Zwischenaufenthalt hier so ganz gegen die Erwartung ausfällt!

* * *

Um doch irgendetwas zu thun zu haben, wollte ich eine ganz fertig liegende Sammlung von Aufsätzen hier drucken lassen und hatte sie einem hiesigen Verleger antragen lassen. Unter noch anderer Weisheit, die dieser Mann hat, ist auch die, daß er mein Manuscript nach — Jena zu schicken und es dort drucken zu lassen vorschlägt. Das ist nun der kürzeste Weg für mich, über die Correctur des Druckes zu wachen. Die Sache hat sich also, wie sich versteht, zerschlagen. Sage Reimer, daß er sich parat halte auf ein Alphabet, das zugleich erster Theil einer fortlaufenden periodischen Zeitschrift sei. Wie ich ankomme, kann der Druck mit mehreren Pressen angehen. Ich aber bin da, sobald der Friede in Berlin vollzogen ist.

Wer der Landsmann ist, an den Du ein paar herzliche Zeilen wünschest, was mir heute vor acht Tagen noch unverständlich war, ist mir in dieser Woche klar geworden. Hier sind die treuen, redlichen Zeilen, davon ich Frucht wünsche. Müller bedarf Freunde und hat welche. Nehme er auch mich als den seinigen, und ich kann ihm vielleicht leisten, was kein anderer so gut.

Ich habe schon gestern Abend mich der Bedeutung des heutigen Tages erinnert. Du hast gewiß gestern, bei Zurechtlegung vielleicht dürftiger Geschenke, gedacht, wie anders es doch sein würde, wenn der Vater auch da wäre. Auch heute gedenkt Ihr gewiß oft meiner. Mein Geist ist segnend unter Euch. Sage das unserm guten Hermann. Sage ihm, daß zehn Jahre schon

ein schönes Alter sei; daß ich mit zehn Jahren schon ziemlich aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt und auch sonst noch allerlei gewußt und gekonnt habe; daß er inzwischen, gesetzt auch, er leiste nicht dieses alles, meiner ganzen väterlichen Liebe und Zärtlichkeit versichert sein solle, solange er nur seinen treuen, aufrichtigen Sinn behält und das Bestreben bei ihm sichtbar bleibt, sich einen festen Willen anzubilden. Ich bin sehr neugierig darauf, ihn wiederzusehen. Da er mir, wie ich gewiß weiß, nicht verdorben worden ist, so muß unter der festern Ordnung die Ehrlichkeit und Offenheit seines Gesichtes sich fester markirt haben.

Lebet wohl, Ihr Theuern! Gott führe uns bald gesund und glücklich zueinander.

* * *

Kopenhagen, den 29. Juli 1807.

Leider, Du Theure, ist sowol vorigen Sonnabend als gestern versäumt worden, an Dich fertige Briefe auf die Post zu geben. Du wirst daher leider 14 Tage ohne Briefe von mir sein. Doch Du weißt mich ja nun in der Nähe. Ich habe heute den Deinigen vom 27. Juli erhalten und schreibe den nächsten in Vorrath.

Wir hatten hier die Nachricht, daß Berlin den 1. August übergeben werden solle, und blos weil dieses zweifelhaft gemacht wurde, bin ich noch hier. Ich war schon fertig, über Stettin, den geradesten Weg, abzugehen. Heute höre ich ganz anders, den 1. October; selbst dies unter einer schwierigen Bedingung. Ich bin in der größten Verlegenheit. Liebe und Sehnsucht nach Euch, Ihr Theuern, ferner mein hiesiges fades Leben treiben mich vorwärts; entscheidende Gründe aber, die ich Dir einst mündlich vorlegen werde und die Du billigen wirst, halten mich ab, unter diesen höchst unerwarteten Umständen vorwärts zu gehen. Hier kann ich, mit einiger Schwierigkeit, mich vielleicht in ein ruhiges und fleißiges Leben hineinversetzen, und wenn nicht erfreulichere Nachrichten kommen, so werde ich es bald thun.

In Absicht meiner künftigen Lage habe ich geglaubt, daß die Regierung eine solche Kleinigkeit, als mein Gehalt ist, mir lassen und mich dieselbe ruhig, wo ich wollte, d. i. in Berlin, würde verzehren lassen. Mein Plan war daher, in Berlin fortzupriva-

tisiren, und ist es noch; ich ersuche Dich daher, Deine Maßregeln danach zu nehmen. Ist es vollends mit der Verlegung der halleschen Universität nach Berlin richtig (woher inzwischen könnt Ihr dort dergleichen wissen? Daß Halle verloren geht, ist wol richtig; ich sollte aber glauben, daß man auf das schicklichere Frankfurt a. d. O. fallen würde), so leidet mein Fortaufenthalt in Berlin um so weniger Zweifel. Im Herzen jedoch wünsche ich diese Verlegung nicht einmal. — Zwar hat der Minister Hardenberg seinen Abschied nehmen müssen, zwar ist es ungewiß, ob der Geheime Cabinetsrath Beyme künftig einigen Einfluß haben wird; aber nach meinen Nachrichten sind alle die tüchtigen Räthe, die Du als meine großen Freunde kennst, und deren Bekanntschaft mit mir sich in diesem gemeinschaftlichen Exil nicht vermindert hat, in den Geschäften, und zuletzt ist für eine solche Kleinigkeit, als meine Sache ist, Hufeland und Delbrück hinreichend. Nimm daher in Gottes Namen danach Deine Maßregeln. Jetzt drückt mich nichts als die Wahrscheinlichkeit einer noch längern Trennung von Euch.

Das Billet an Müller wirst Du erhalten haben. Die Sache mit seinem Rufe nach Tübingen (besinnt sich denn Müller nicht, daß er in einer kleinen Stadt und vollends in einem Neste, wie T., aus tausend Gründen nicht leben kann?) sehe ich anders an als er. Sein Beweggrund wird der Regierung so wenig einleuchten, daß sie es ganz anders deuten und es ihm höchlich übel nehmen wird.

Euch, die Ihr doch seit der Occupation kein einziges wahres Wort mehr über den eigentlichen Stand der Sachen erhalten habt, haben die Friedensbedingungen afficirt, wie sie es haben! Denkt Euch in unsern Standpunkt, die wir wissen, daß noch am Abend vor der entscheidenden Schlacht die Wagschale gleich stand, und daß bei nur nicht ganz viehischer Dummheit unser Schicksal ebenso das des Siegers sein konnte; was würdet Ihr dann empfinden? Sodann könnt Ihr auch kaum unsere in der Geschichte beispiellose Hülflosigkeit nach der Schlacht Euch denken.

Ich habe von dem Frieden alles erwartet, was er gibt, und gratulire uns noch, daß nur eine gewisse Bedingung, die ich gleichfalls rechnete an der Spitze zu finden, nicht gemacht worden. — Der gegenwärtigen Welt und dem Bürgerthum hienieden

abzusterben, habe ich schon früher mich entschlossen. Gottes Wege waren diesmal nicht die unsern; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht!

* * *

Kopenhagen, den 31. Juli 1807.

Wir hatten hier die Nachricht, daß Berlin den 1. August geräumt werden sollte, und ich war schon im Begriffe, über Stettin, den nächsten Weg, in Eure Arme zu eilen, als ich leider hörte, daß erst der 1. October und selbst dieser unter einer lästigen Bedingung für diese Räumung bestimmt sei. Ich habe selbst neuerlich wieder der strengsten Revision unterworfene Gründe, nicht eher als nach der Räumung dort zu erscheinen. Hier zu K. kann ich, mit einiger Schwierigkeit, auch vielleicht in ein ruhiges und fleißiges Leben, wie ich es nun seit 1½ Monat entbehre und es allein leiden mag, mich hineinversetzen und werde es, falls nicht bald bessere Nachrichten, woran ich jedoch zweifle, kommen, nächstens durch Veränderung meines der Sonne und noch andern beschwerlichen Dingen ausgesetzten Logis thun.

Reimer biete ich ein fortzusetzendes periodisches Werk an (das jedoch keine bestimmten Epochen der Erscheinung sich setzt), unter dem Titel: „Zur Geschichte des wissenschaftlichen Geistes zu Anfang des 19. Jahrhunderts“, welches ich ganz allein, ohne fremde Beiträge, schreiben werde. Er soll 1) auf ein Format denken, das einen schicklichen Anblick gebe, *ohne doch das Manuscript zu sehr zu verzehren*; 2) mir seine Vorschläge machen, nicht etwa auf nochmaliges Handeln, sondern sogleich die besten, die er kann; 3) mir mit umlaufender Post (in 14 Tagen kann ich Antwort haben) eine Gelegenheit anzeigen, wie ich von hier aus ihm das ganz fertige Manuscript zum ersten Theile überschicken könne. Dieses Manuscript besteht 1) in dem vorigen Sommer zur Einleitung in die Wissenschaftslehre Gearbeiteten, worin die Abfertigung Schelling's; 2) in zwei Dialogen über Patriotismus, die aber in das gesammte Zeitalter, in Wissenschaftslehre und Pestalozzi'sches Bildungssystem eingreifen. Billige ich seine Vorschläge, so erhält er dieses Manuscript mit der nächsten Post, sodaß es zur Michaelismesse abgedruckt sein

kann. Das zweite Heft wird eine Beantwortung des Jacobi'schen Schreibens, die meine erste Arbeit sein wird, enthalten.

Theile ihm diesen ganzen Artikel wörtlich mit. Das Billet an Müller hast Du erhalten. Ich erschrak über seinen Ruf nach Tübingen und den Gebrauch, den er davon gemacht hat. Müller kann in keiner kleinen Stadt mehr leben, und vollends in einem Neste wie Tübingen. Ferner fürchte ich, daß seine Meldung gerade in die Hände solcher fallen wird, die gegen ihn eingenommen sind, und welche diese Meldung für ein eigenes Geständniß dessen, was sie ihm zutrauen, halten werden.

O daß ich nicht in der Nähe bin und über diese gewaltige Ostsee hin mit Briefen nicht rasch genug wirken kann! Hätte ich es einige Tage früher gewußt, so hätte ich wenigstens Hufeland, der sowie Minister Schrötter und auch Beyme Müller treu geblieben ist, einen Wink gegeben. So kann diese Sache abgemacht werden, ohne daß ein einziger Müller Ergebener etwas davon erfährt. — O unselige Eile, ohne Kenntniß aller Umstände zu handeln, wie lange wird man dich noch den Gelehrten vorzurücken haben!

Meine Empfindungen über die politische Lage mündlich! Wer hinter dem Vorgange stand, sieht manches anders; tröstlicher nicht gerade, aber er sieht die eiserne Nothwendigkeit mehr ein.

Den 1. August. — Diesen Morgen habe ich Deinen Brief vom 25. Juli sammt dem Müller'schen Einschlusse erhalten. — Ich habe Dir zu Liebe meinen Entschluß geändert, den ich im Vorigen ankündigte, und werde mit dem nächsten Packetboote (etwa den 8., 9., 10. d. M. — denn heute oder morgen abzugehen, bin ich nicht vorbereitet) abgehen, wogegen ich von Dir und Müller Folgendes erwarte.

Mein Hauptgrund, Berlin bis zum Abgang der Gäste zu meiden, war, um dem Andrängen, dem Ausforschen, dem Eintrichtern ihrer superiören Begriffe und Plane, das sie notorisch gegen Männer von einigem Rufe beobachten, zu entgehen. Dies kann geschehen, nur inwiefern ich so gut als incognito bin. Um dieses Incognito für die Fremden bitte ich. Nun ist es mir ominös, daß Harbaur zugegen ist. Daß dieser sich ja nicht einfallen lasse, mir hohe Bekanntschaften verschaffen zu wollen. Sobald ein Wink solcher Art erfolgt, reise ich sogleich wieder ab.

Demzufolge schreibe mir nach Erhaltung dieses Briefes, den Du den 8. haben kannst, **nicht mehr**, weil der Brief nur nach meiner Abreise ankommen und verloren gehen würde. Ich werde Dir heute über acht Tage wahrscheinlich von hier aus noch einmal schreiben; sodann auf der Reise, falls der Brief schneller geht als ich.

Daß Müller Berlin verlasse, darein kann ich um so weniger mich schicken, da ich ersehe, daß wir an ihm einen wahrhaftigen Freund gewonnen haben. Zu antworten habe ich heute nicht Zeit, weil ich diesen Vormittag drei Briefe über seine Angelegenheit und um ihn uns zu erhalten, nach Preußen geschrieben habe. Ob sie zeitig genug, um zu wirken, ankommen werden, steht bei den Göttern; aber ich habe es nicht an mir fehlen lassen wollen. Mit Nächstem schreibe ich ihm selbst. Vorläufig grüße ich ihn innig.

Wegen meiner Gesundheit sei unbesorgt. Es wurde gleich die folgende Woche nach dem an Dich erlassenen Briefe hier sehr warmes und beständiges Wetter, und dies hat mich vollkommen wiederhergestellt. Sogar stellt sich eine Geistesgewandtheit und eine Lust mit Glück zur Arbeit her, die nach einem so langen Müßiggange mir unerwartet ist, und die mir die herzlichste Sehnsucht nach meinem alten Pulte einflößt. Reimer kannst Du das Obige sagen; was aber das Manuscript anbelangt, so bringe ich dieses nun selbst.

Die Briefe nach Preußen gehen, sobald der Wind gut wird, sicher ab.

Höchstens nach drei Wochen a dato bin ich also bei Euch. Und so segne und erhalte Euch Gott.

* * *

Johannes von Müller an Fichte.

Berlin, am 25. Juli 1807.

Ich habe den lieben Ihrigen, Edler und Weiser, nicht mehr gegeben, als von denselben empfangen: den aus freier Mittheilung der Gefühle entspringenden Trost. Dabei habe ich das Vergnügen gehabt, einen weiblichen Charakter kennen zu lernen, welcher der schönsten Zeiten der Menschheit würdig ist, und einen

äußerst lieben Jungen, welcher gut ist und empfänglich, wie er soll, aber einen trefflichen Blick und sichern Charakter verkündigt. Nähe im Unglücke hat ein Band zwischen uns geflochten, das Sie ganz vorzüglich mit umschließt und das auch Jahre und Entfernung nicht lösen werden. Ich habe in großer Zurückgezogenheit arbeitsam gelebt. Mein Zweck bei jener Rede war, dem Sieger etwas Achtung für dieses Volk einzuflößen, die Preußen aber zu erinnern, was sie nach ebenso großem Unglück (1630—40) doch wieder wurden und auch nun wieder werden können, wenn sie den großen Beispielen folgen. Geschrieben habe ich fast niemand, am wenigsten um eine Stelle. Aber der König von Würtemberg hat mich von selbst nach Tübingen geladen, welches durch die Nähe der Schweiz mir empfohlen wird. Unser König verliert nun wol zwei Drittheile seiner Einkünfte. Ich weiß, daß mit einem guten Plan auch aus dem Reste viel Gutes zur Herstellung des öffentlichen Flores zu machen wäre. Aber da ich nicht wissen konnte, ob man zu einem so ganz andern Systeme sich entschließen wird, und ebenso wenig, wie tief die pöbelhaften Verdrehungen meiner Denkungsart gewurzelt haben mögen, so habe ich angefragt, ob der König mir meinen Abschied zu geben geneigt wäre. Ich erwarte Antwort. Meint man, mich zu behalten, so bleibe ich. Gibt man mir die Freiheit, so gehe ich nach Würtemberg, nicht um in Tübingen ein Paradies zu finden, sondern ein bequemes Dorf, wo ich ganz einsam der Ausarbeitung eines Werkes leben könne, das drei, wol auch vier, ja fünf Jahre erfordert, und dessen Vollendung mein größter Wunsch ist. An den Urtheilen der Menschen liegt mir nichts, wenn ich mit mir selbst zufrieden sein kann. Meine Grundsätze wird die Nachwelt beurtheilen. Dieses, vortrefflicher Freund (längst nennt Sie mein Herz so, und viel wärmer jetzt, da ich so viel mehr von Ihnen gehört), dieses ist die Gestalt meiner Sachen. Ueber die öffentlichen habe ich meine eigene Ansicht. Wir waren allesammt vom wahren Ziele so weit abgekommen und im Kriege und in Geschäften solche mechanische saft- und kraftlose Tabellenmenschen geworden, daß wir der Erhaltung nicht mehr werth waren. Einer ist gekommen, dem das Schwert der Zerstörung gegeben war. Er hat seine Zeit. Ob auch die unserige je wieder sein wird, hängt ganz von dem ab, ob und wie wir die Lection benutzen.

Wenn wir auf unsern Irrthümern beharren, so wird dies caput mortuum endlich weggeworfen und eine bessere Menschheit in andern Welttheilen oder Zeiten aufblühen. Ziehen wir aber Nutzen aus der Lehre, so wird auch das Unglück nur vorübergehend sein. Was von uns geschehen kann, durch Wort und Schrift, auf mancherlei Art, mit Sanftmuth und Strenge, um Gefühle zu wecken, um zu verhindern, daß man nicht verzweifle, um auf dem Wege des Bessern vorzuleuchten, das ist unsere Schuldigkeit. Wenn Sie an den Minister Schrötter oder Hufeland schreiben, so empfehlen Sie doch, daß man endlich jemand schicke, mit dem zu reden sei, der ein Band knüpfe, der höre und antworte; wir sind Schafe, die keinen Hirten haben. Und weiter lehrt am besten Corneille:

Faites votre devoir et laissez faire aux Dieux!

Leben Sie wohl und reisen Sie glücklich — zu uns!

Der Ihrige J. v. Müller.

* * *

Fichte an Johannes von Müller.

Ich habe, vortrefflicher Mann, immer gewünscht, daß eine gegenseitige nähere Kenntniß ein engeres Verhältniß zwischen uns schließen möchte, und ich danke es von Herzen der braven Frau, der ich schon so vieles Andere verdanke, daß sie dies herbeigeführt. Meine innige Verehrung, Liebe, Theilnahme hatten Sie immer, und ich freue mich jetzt, ein Recht bekommen zu haben, sie Ihnen auch durch Wort und That zu bezeugen. Daß Sie von Berlin weggehen, halte ich schon aus allgemeinen Rücksichten für ein sehr nachtheiliges Ereigniß; wie viel mehr muß es mich jetzt schmerzen, da ich die Aussicht eines vertrautern Umgangs mit Ihnen habe. Ihr Werk würden Sie gewiß mit unverhältnißmäßig größerer Ruhe in einer großen Stadt als unter kleinstädtischen, tausenderlei gesellschaftliche Pflichten und Vorsichten auferlegenden Menschen arbeiten, und sodann die Unruhe und der Zeitverlust bei Veränderung eines Hauswesens wie das Ihrige! Die Misdeutung Ihrer Denkart ist zu einer Menge achtungswürdiger Männer gar nicht durchgedrungen, und von den andern kenne ich keinen einzigen, der nicht sein Urtheil suspendirt hätte, der nicht geneigt wäre, sich berichten zu lassen, der nicht wünschte, Sie rein und

tadellos zu finden. Ich habe sogleich nach Empfang Ihres Briefes einige der erstern interessirt, für Sie zu wirken, einen der letztern aber berichtigt.

* *
*

In einem der Briefe, die Fichte in Müller's Angelegenheit an Beyme schrieb, spricht er sich folgendermaßen aus:

„Müller's verrufene Rede *) selbst zu lesen, war eins meiner ersten Geschäfte in Kopenhagen. Ihre Tendenz ist sichtbar die, den Siegern, die bei ihrer Haltung zugegen waren, Achtung vor den Besiegten, diesen aber Muth und Vertrauen auf sich selbst einzuflößen und sie vor der Verzweiflung zu bewahren. Sie enthält in diesem Geiste die herrlichsten Stellen. Die zwei Stellen, welche man hinwegwünschte, sind dem Verfasser durch die Lage der Dinge, wie man dies auch durch den Zusammenhang der Rede ersieht, abgedrungen worden. Diese hat die Misdeutung, nicht fähig, ein Ganzes zu fassen, außer dem Zusammenhange ergriffen und zur Hauptsache gemacht.

„Nun hat Müller einen Ruf nach Tübingen erhalten, und theils glaubend, daß man von seiten unserer Regierung froh sein könnte, einen Beamten weniger besolden zu müssen, theils in der Empfindlichkeit, wegen der erfahrenen Misdeutung, hat er um seine Dimission geschrieben. Ich halte in sehr vieler Rücksicht es für nachtheilig für die gute Sache, wenn wir ihn verlören. Der Skandal, der durch ihn in der That nicht gegeben ist, erhielte dadurch Bestätigung und scheinbar Wahrheit. Ich weiß nicht, in wessen Händen diese Sache sein mag, können Sie aber auf dieselbe einfließen, so empfehle ich sie Ihrem eigenen höhern Sinne."

Und in einem Briefe an Hufeland über dieselbe Angelegenheit setzt er hinzu:

„Müller selbst, wie ich aus einem Briefe an mich und aus dem Berichte meiner Frau ersehe, wünscht herzlich zu bleiben und — so lauten meiner Frau eigne Worte — seine Tage in ihrer und meiner Gesellschaft zu verleben."

---

*) Sein „Discours sur la gloire de Frédéric le Grand", den er am 18. Jan. 1807 in der öffentlichen Sitzung der Akademie zu Berlin gehalten hatte.

Viertes Kapitel.

Fichte's Rückkehr nach Berlin. Sein Verhältniß zu Johannes von Müller.

Endlich, gegen Ende des August 1807, langte Fichte wieder bei den Seinigen an. Er hatte es vorgezogen, von Kopenhagen aus nicht über Stettin, sondern zu Lande über die dänischen Inseln zurückzukehren, indem das Meer schon unsicher wurde durch die englischen Schiffe, welche sich damals zu dem Angriffe auf Kopenhagen von allen Seiten sammelten. Aber auch jetzt entging er kaum der Blokade, welche die Engländer über die Insel Seeland verhängten, indem er nur mit Mühe auf einem kleinen Boote ihren Kreuzern entkam.

Wir haben von ihm selbst die Gründe vernommen, weshalb er anfangs nur nach der Räumung Berlins durch die Franzosen dorthin zurückkehren wollte. Jetzt bewohnte er unbemerkt von den Fremden mit seiner Familie ein kleines Gartenhaus in der Nähe Johannes von Müller's. Beide Männer schlossen sich in fast täglichem Umgange immer vertrauter und ernster aneinander, und Fichte, der bei seiner entschiedenen Gesinnung nicht einmal den Schein einer Annäherung an das feindliche Princip hätte billigen können, sah jetzt manches in dem Benehmen Müller's erklärt, was ihm selbst aus der Ferne zweifelhaft geblieben war. Jetzt aber vollends, bei immer vertraulichern Mittheilungen, erkannte Fichte das Unrecht, das man der Gesinnung des Mannes zugefügt hatte, der zwar von weicherm und biegsamerm Charakter, auch augenblicklich imponirenden Einwirkungen keineswegs unzugänglich, dennoch durchaus unfähig war, seinen höhern Ueberzeugungen untreu zu werden. Fichte an vielseitiger gelehrter Bildung, an politischer Erfahrung und Kenntniß der Welt-

händel weit überlegen, hätte er diesem sein reiches praktisches Wissen, seinen seltenen combinatorischen Blick leihen können, um die Thatsachen zu beurtheilen, die Erfolge zu berechnen, während Fichte's scharfes Urtheil für das einzig Richtige wie sein energischer Wille in den Entschlüssen keinerlei Schwäche oder Zweideutigkeit hätte aufkommen lassen; das wünschenswertheste Verhältniß wechselseitiger Ergänzung, welches dauernde und innerlich berechtigte Freundschaften zu gründen vermag, ein seltenes Glück, wo es bei vorgerückten Lebensjahren und schon entschiedenerm Charakter gewonnen wird. Beide Männer mochten dies ahnen, und nur um so tiefer beklagte Fichte den drohenden Verlust, als den eines Freundes und einer Zierde des Staates, unter dessen Schutz, wie Fichte behauptete, alle Deutschen sich jetzt versammeln sollten, die dem fremden Joche sich nicht zu beugen gedächten.

Aber die Entscheidung, welche Müller aus Preußen entfernte, war schon erfolgt. Vielleicht hätte Fichte sie noch abgewendet, wäre er in der Nähe der Behörden gewesen; jetzt waren aber die Briefe, die er deshalb von Kopenhagen aus schrieb, zu spät gekommen, und noch nachher theilte ihm Beyme mit, er habe im Verfolge dieser Aufforderung das Unmögliche versucht, um jenen Verlust abzuwenden; aber Müller's erster Schritt, gerade wie Fichte es befürchtete, habe alles verdorben. Und so verlies jener schon wenige Monate nach Fichte's Rückkehr Berlin, einem Rufe nach Tübingen folgend, um daselbst, wie er sich äußerte, in tiefer Zurückgezogenheit sein noch übriges Leben zur Vollendung seiner Werke zu verwenden und bei der hoffnungslosen Gegenwart in der Vergangenheit zu leben und einer bessern Zukunft sich zu erhalten.

Fichte mit seiner Familie und einigen Freunden gab ihm noch das Geleite bis zur nächsten Post auf dem Wege nach Leipzig hin, und hier traten die Männer beim Abschiede noch einmal zusammen, reichten sich die Hände und gelobten sich, kräftig und einig zu stehen über dem zertrümmerten Vaterlande: eben jetzt komme es auf das Beispiel der Gesinnung an, das die höhern Stände dem Volke geben.

Tiefgerührt schied Müller aus dem Kreise, es beklagend, einen Freund so kräftiger Offenheit nicht stets zur Seite gehabt, so spät ihn gefunden zu haben; und leider war seine verhängniß=

volle Nachgiebigkeit gegen Napoleon zu Fontainebleau, wiewol sie aus der trefflichen Absicht entsprang, seinem Vaterlande hülfreich zu werden oder wenigstens Aergeres zu verhüten, gewiß nicht im Geiste jener Vorsätze und aus klarer Anerkenntniß seines eigentlichen Berufs und seiner wahren Kräfte. Er schrieb noch einigemal aus Kassel an Fichte und dessen Gattin voll tiefer Wehmuth und wie mit gebrochenem Herzen, und nicht lange danach (am 29. Mai 1809) starb er an der galligen Rose, eins der vielen Opfer jener furchtbaren Zeit, während, wenn er wirkend durch Schrift und Wort sich der nahen Zukunft seines Vaterlandes aufgespart hätte, er vielleicht der Stolz seiner Nation geblieben wäre. *)

*) Auf ganz analoge Weise spricht sich über Johannes von Müller's politischen Charakter und seine weder undeutsche noch knechtische Gesinnung J. C. Mörikofer aus in seiner „Schweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts" (Zürich 1861). (Vgl. die Auszüge daraus im „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1861, Nr. 35, S. 411 a. b.) Es scheint uns Zeit, auch diesem würdigen Namen ein parteiloseres und gerechteres Urtheil bei der Nachkommenschaft zu bereiten!

Fünftes Kapitel.

Preußen im Jahre 1807. Der berliner Universitätsplan.

Preußen hatte indeß, nach Zerstörung seiner äußern Macht und seines politischen Einflusses, den würdigsten Entschluß gefaßt, durch gänzliche Umgestaltung und Wiedererneuerung im Innern ein geistiges Uebergewicht in Deutschland sich zu gründen, im Gebiete besonnener Staats= und Verwaltungskunst alles wiederzuerobern, was es an materiellem Machtumfange verloren hatte — in jedem Betracht eine epochemachende That, ja ein Wendepunkt nicht nur in der Geschichte Preußens, sondern des gesammten Vaterlandes, welches unableugbar seitdem in eine neue Bahn politischen Lebens eingelenkt hat. Unwiderstehlich drang die Einsicht durch, wenn man damals auch nicht mit der Schärfe des allgemeinen Begriffs sie aussprach und noch weniger aller Consequenzen mächtig war, die in ihr liegen: daß fortan nicht mehr *für* das Volk zu regieren sei mit jener äußern Verwaltungskunst, die zwar der geniale Geist Friedrich's II. erfinderisch geübt, die aber seitdem zum abgestorbenen Gewohnheitsmechanismus geworden war, sondern nur *durch* das Volk und mit völliger Freilassung seiner eigenen Kräfte. Stein in jenem berühmten Erlasse vom 24. Nov. 1808, welcher allein schon statt jedes andern Denkmals ihm dienen kann, sprach die damals in jenen Regionen noch unerhörten Worte: „Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken; *denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten bekannt*, und auf diese Art nimmt die Verwaltung eine dieser Lage gemäße Richtung und

kommt in Uebereinstimmung mit dem Zustande der Cultur der Nation. Räumt man ihr Theilnahme an ihren eigenen National- und Communalangelegenheiten ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes. Verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mismuth und Unwille, der entweder auf mannichfach schädliche Weise hervorbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß" u. s. w. Und in den Eingangsworten zur Verordnung vom 24. Nov. 1808, die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden betreffend, verspricht er sofort Folgendes: „Die Nation erhält eine ihrem wahren Besten und dem Zwecke angemessene Theilnahme an der Regierungsverwaltung, indem dem ausgezeichneten Talent in jedem Stand und Verhältniß Gelegenheit gegeben wird, zum Besten der Verwaltung davon Gebrauch zu machen, und indem neu angeordnete Stände des Reichs und deren Repräsentanten zu Berathungen allein oder gemeinschaftlich mit Staatsdienern zugezogen werden, ersteres in verfassungsmäßig gebildeten ständischen Versammlungen, letzteres in den untergeordneten Behörden des Staates. Die Ausbildung der Nation wird so befördert, Gemeingeist geweckt und die ganze Geschäftspflege einfacher, kräftiger und weniger kostbar." *)

Also sprach Stein schon in den Jahren 1807 und 1808; man hätte daher glauben sollen, daß die bekannte Lehre vom „beschränkten Unterthanenverstande" für immer zu Grabe getragen sei! Und dieser zu hoffende neue Geist war es, der Fichte vermochte, Deutschland nur noch in Preußen zu sehen und diesem Staate unverrückt und auf jede Gefahr hin seine Kräfte zu geloben, während manche Gelehrte, wie Wolf, lange schwankten, andere durch dargebotene Vortheile ins Ausland sich locken ließen. Daß alles auf einmal völlig ins Bessere umgewandelt, ohne Gefahr des Rückfalls neu befestigt sei, glaubte er freilich keineswegs. Wie er auch über diesen Fall dachte, hat er bei einer spätern Gelegenheit klar ausgesprochen, und dies Urtheil, dem höchsten Maßstabe besonnener

*) Pertz, „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein" (1850), II, 11, 12, 690. Ebenso Artikel 4 in Stein's nachher so berühmt gewordenem „politischen Testamente", a. a. O., S. 311.

Sittlichkeit entnommen, darf wol für alle Zeiten seine Geltung ansprechen; es bewahrt vor dem Ueberdrusse der Enttäuschung, noch mehr aber vor dem lähmenden Pessimismus des Mistrauens, wie er jetzt an der Tagesordnung zu sein scheint. „Wenn dem Erleuchteten“ — sagt Fichte über den Aufruf des Königs im Jahre 1813 — „in den Maßregeln des Staates die rechte Gesinnung entgegentritt, so soll ihm das Herz sich erheben beim Anbruch seines wahren Vaterlandes, und er soll es begierig als rechten Ernst ergreifen. Die darein gemischten Verkehrtheiten übersieht er als alte schlimme Gewohnheiten. .... Er nimmt es für wahren Ernst. Den Argwohn, daß es, nachdem die alten Mittel vergeblich gewesen, auch nur als Mittel gebraucht werde, um die Herrschermacht in dem falschen Begriffe zu vertheidigen, und, wenn es geholfen, beiseite gestellt und alles wieder in die gewohnte Bahn werde eingelenkt werden, diesen erlaubt er sich nicht. Sein Argwohn könnte machen, daß es geschähe; sein Fürernstnehmen kann machen, daß es Ernst wird.“

Allerdings fügt er auch hier die entscheidenden Worte bei, welche prophetisch richtend die Folgezeit beleuchteten: „Wenn sich nun hinterher doch zeigt, daß es nicht Ernst gewesen wäre, wenn nach Errettung im Kampfe abermals die Selbständigkeit der Nation dem Vortheile der Herrscherfamilien aufgeopfert würde: so könnte unter einem solchen Herrscher der Vernünftige durchaus nicht bleiben. Ein solcher Staat befindet sich im Zustande der Verstockung und hat öffentlich das Siegel der Verwerfung sich aufgedrückt. Der Edle rettet sein unsterbliches Leben, indem er ihn flieht.“ *)

Wir Nachlebenden dürfen Fichte glücklich preisen, daß er den spätern Rückfall nicht mehr erlebte, den in Preußen zwar hauptsächlich Kurzsichtigkeit und Charakterschwäche verschulden mochten, während die Arglist und Tücke süddeutscher Politik dies feindselige Element Preußen und den übrigen deutschen Staaten lähmend in den Weg warf. Fichte jedoch, bei seiner entschiedenen Denkweise, wäre kaum zu solchem entschuldigenden Zurechtlegen

*) „Staatslehre“, Werke, IV, 414 fg.

geneigt gewesen, und sicherlich wären ihm ähnliche Conflicte nicht erspart geblieben, wie sie später die mit ihm Gleichdenkenden trafen.

Zu jener Zeit indeß schien sich für ihn die Gelegenheit des eigenen wirksamsten Eingreifens darzubieten.*) Im Sommer 1807 suchte eine Abordnung hallescher Professoren — Schmalz an der Spitze — den König in Memel auf, mit der Bitte, jene Universität nach Berlin zu verpflanzen. Die Antwort des Königs drückt in unübertrefflich schönem, einfachem Worte aus, worauf es ankam: „Das ist recht, das ist brav. Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat!" Der erste Antrieb war gegeben; Schmalz wurde aufgefordert, einen Grundriß der künftigen Bildungsanstalt zu entwerfen, und schon am 22. August legte er einen solchen in Memel vor. Einen andern hatte Wolf unaufgefordert eingesandt. Beyme, in dessen Händen damals die Angelegenheiten des Staates lagen, erhielt durch königliche Cabinetsordre vom 4. Sept. 1807 den Auftrag: „die Einrichtung einer solchen Lehranstalt in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften in Berlin" zu bewirken. Dieser widmete sich mit Eifer der Sache, leitete mehrere Berufungen ein und forderte Gutachten über einzelne Fragen; wegen Organisation des Ganzen aber wandte er sich an Fichte. Schon am 5. Sept. schrieb er an ihn: „Eine solche Anstalt in Berlin war seit langem mein Lieblingsgedanke; jetzt bringt ihn die Nothwendigkeit zur Ausführung. ..... Niemand fühlt so lebendig als Sie, was uns noth thut, und niemand übersieht dies so in seiner Allgemeinheit als Sie. Ich bitte Sie daher herzlich, Ihr Nachdenken auf die zweckmäßigste Ausführung der königlichen Absicht zu lenken." Ausdrücklich sprach er ihn davon frei, bei diesem Entwurf an alte, hergebrachte Formen sich zu binden. Aber auch sonst legte man den höchsten Maßstab an das neu zu errichtende Institut.**) Es

*) Das Folgende, außer der Benutzung noch ungedruckter Briefe, meist nach R. Köpke's wichtiger Schrift: „Die Gründung der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" (1860), welche mit einsichtsvollster Unparteilichkeit über Persönlichkeiten und Gesinnungen ein lebensvolles Bild jener Zeit entwirft.

**) Man sehe die interessante Vergleichung, die Köpke (a. a. O., S. 45) von den verschiedenen Entwürfen gibt.

sollte vor allem frei sein „von dem alten Zunftgeiste", auch in der äußern Form dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften und dem innern Verhältniß derselben zu Staat und Leben entsprechen; dabei ein Asyl freiester Forschung nach allen Richtungen hin und einer Gelehrsamkeit, die nicht im praktischen Nutzen ihre Grenze oder ihren Werth findet; endlich eine Vormauer deutscher wissenschaftlicher Cultur gegen das überhandnehmende Eindringen fränkischer Barbarei.

Fichte konnte schon am 19. und 29. Sept. und 3. Oct. 1807 mit begleitendem Schreiben an Beyme den „Universitätsplan" vollständig ihm vorlegen. In den Briefen bittet er mit einer Anspruchslosigkeit, wie sie nur dem reifsten klarsittlichen Lebensstandpunkte vergönnt ist, um gänzliches Verschweigen seines Namens und seiner Einwirkung dabei. „Nur zwei Fälle sind möglich. Entweder mein Entwurf wird nicht angenommen, sondern es tritt ein Anderes an dessen Stelle: so ist es nicht nöthig, daß dieses Andere, in der Widersetzlichkeit der Menschen gegen alles Neue, an meinem Entwurfe einen verkleinernden Nebenbuhler finde, welcher vielleicht sodann denjenigen bedeutend vorkommen würde, die im Fall seiner Annahme ihn verkleinert hätten. Oder er wird angenommen, so ist alles ihm anhängende Individuelle abzuwischen und er darzustellen als der reine Ausfluß des allgemeinen Willens."

Was Fichte nun in diesem Geiste entwarf, ist späterhin durch den Druck veröffentlicht worden und mittelbar dadurch nicht ohne anregende Einwirkung geblieben. *) Namentlich lag die Veranlassung nahe, seinen Plan mit Schleiermacher's in manchen wesentlichen Punkten verwandten „Gelegentlichen Gedanken über deutsche Universitäten" **) zu vergleichen, was in geistreicher und treffender Weise von A. Böckh und jetzt von R. Köpke ***) geschehen ist. Dennoch ist dabei der charakterisirende Mittelpunkt

---

*) „Deducirter Plan einer in Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt, geschrieben im Jahre 1807 von J. G. Fichte" (Stuttgart und Tübingen, 1817). Werke, VIII, 97.

**) 1808; in Schleiermacher's Werken zur Philosophie, I, 537.

***) Böckh bei Gelegenheit einer Festrede am 15. Oct. 1856, abgedruckt in seinen „Gesammelten kleinen Schriften", II, 141 fg. Köpke, a. a. O., S. 59.

des Ganzen und seine Hauptabsicht übersehen worden. Dies darf hier erinnert werden, nicht zu apologetischem Zwecke — denn eines solchen bedarf es für Fichte nicht mehr — sondern um der innern Wichtigkeit der Sache.

Alle andern Entwürfe, auch der Schleiermacher'sche, welcher außerdem mit Festsetzung allgemeiner Gesichtspunkte sich begnügt, ohne, wie Fichte's Plan, zum eigentlich Schwierigen und Verfänglichen, zu ausführlichen praktischen Vorschlägen herabzusteigen, machen das Verhältniß der Lehrer untereinander zur Hauptsache, die Form ihrer Organisation, ob in der Gestalt der alten „Facultäten" oder neu zu errichtender „Sectionen", bis zur Achtzahl hinauf. (Köpke, S. 45.)

Anders bei Fichte; ihm ist der leitende Hauptgedanke, nach welchem alles Uebrige der Organisation sich zu richten hat, das Verhältniß der Zöglinge zu ihren Lehrern. Von diesen verlangt er einen Grad von Hingabe und Selbstaufopferung für jene, welchen auch nur zu denken, viel weniger zu praktischer Ausführung in Vorschlag zu bringen, noch niemand eingefallen war, am wenigsten einem akademischen Lehrer selbst. Sein Universitätsplan ist vom Geiste unbedingter Entsagung eingegeben; von der höchsten Idee aus ist er der schlagendste Protest gegen jene bequeme Selbstgenügsamkeit des gewöhnlichen Professorenthums, welches versteckt oder offenbar, absichtslos oder mit Bewußtsein in gewissen äußern, augenfälligen Erfolgen, in der Frequenz der Hochschule, in der Anzahl eigener Zuhörer u. dgl. den letzten Zweck des Ganzen erreicht sieht. Gegen diese täuschenden Vorspiegelungen, gegen diese Scheinerfolge richtet der „Universitätsplan" eine indirecte, aber vernichtende Kritik, und schon deshalb bleibt es der Mühe werth, die leitenden Grundgedanken desselben sich zurückzurufen.

Zuvörderst ist nicht zu verschweigen, daß jener Plan der hergebrachten Vorstellung, mit der man bei Errichtung der berliner Hochschule zuletzt doch abermals sich begnügte — es sei hinreichend, die einzelnen Lehrfächer durch tüchtige Männer zu besetzen, womöglich mit vollständiger Vertretung der entgegengesetzten Richtungen in jeder Wissenschaft — aufs entschiedenste widerspricht und ihr aus allen Kräften in den Weg tritt. Die Universität soll nach ihm vielmehr sein: ein Organismus von

gegenseitig nach Geist und Inhalt sich ergänzendem Unterrichte, aus der Einheit herausstrebend und als Resultat auch Einheit erzeugend und in sich bewährend.

In dieser Beziehung geht der Plan aus von dem doppelten Axiome, theils, daß der Unterricht auf der Universität nicht lediglich dazu bestimmt sein könne, den in Büchern vorhandenen Inhalt einer Wissenschaft durch Vortrag zu wiederholen, mündlich noch einmal zu setzen, was gedruckt schon vorhanden ist; theils, daß der ganze Zweck jenes Unterrichts nicht darauf gehen könne, ein bloßes Wissen im Schüler fortzupflanzen, sondern darauf, daß das Gewußte als freies und auf unendliche Weise zu gestaltendes Eigenthum und Werkzeug demselben angehöre, also eine eigenthümliche, allerdings durch kein Bücherstudium zu ersetzende Bildung dadurch erreicht werde.

Das Wesen der Universität wird daher hier vielmehr näher bestimmt als eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs, und ihre Schüler als solche, die da lernen und sich üben sollen, das Erworbene in freier Kunst anzuwenden, in jedem Sinne es in Werke zu verwandeln. Nun hat aber die Universität Staatsmänner, Gesetzgeber und Richter, Seelsorger, Pädagogen und Heilkünstler zu bilden, aber auch Gelehrte in jedem Sinne, die das wissenschaftliche Vermächtniß zu umfassen und selbständig eingreifend weiter zu führen vermögen. Ueberall ist also das Positive, das historisch Gegebene nur Vehikel, nie letzter Zweck, und es besteht daher die Aufgabe, theils das positiv zu Wissende vollständig und in der gediegensten Form mitzutheilen, theils aber auch nach jenen beiden Richtungen hin es zum freien Eigenthume des Schülers zu machen, auf daß er nach Kraft und Anlage entweder es wissenschaftlich erweitere, oder in seinem besondern praktischen Fache es besonnen ins Leben führe.

Daß dadurch auch die äußere Form des Unterrichts eine andere Gestalt annehmen müsse, ergibt sich von selbst. Indem nämlich der Grundsatz an die Spitze gestellt wird, daß alles, was an Lehrstoff in Büchern niedergelegt sei, nicht mündlich vorgetragen, sondern nach Anleitung der Lehrer und in geordneter Methode durch häuslichen Fleiß zur Kunde gebracht, und durch geordnete Prüfung die Gründlichkeit des also erworbenen Wissens documentirt werden solle: so wird der stete und tief eindringende

Verkehr des Lehrers mit seinen Schülern nicht allein und nicht einmal vorzugsweise aus Vorträgen bestehen, sondern ebenso sehr und in noch wichtigerm Maße in mündlichen Prüfungen und Conversatorien; beide gleichfalls nicht blos im Geiste des Wissens, sondern der Kunst. Endlich sollen Aufgaben zu schriftlichen Ausarbeitungen, zu welchen der Schüler nach dem Maße seines Fortschreitens immer schwierigere erhalten würde, auch nach dieser Richtung hin die Bildung reifen und vollenden, die auf die lebendigste, aber geordnete Selbstthätigkeit gegründet war. Das Verhältniß des Lehrers zum Schüler gleiche hiernach einem durch seine ganze Studienzeit ununterbrochen fortgesetzten wissenschaftlichen Dialoge, einer steten Wechselwirkung, um diesen im Labyrinthe des mannichfachsten Wissens und Erwerbens stets orientirt zu erhalten über sein Ziel und die Idee der Einheit ihn stets festhalten zu lassen.

Dies war der leitende Gedanke des Ganzen, der, einmal aufgefaßt und klar ergriffen, der mannichfachsten Behandlung im einzelnen fähig gewesen wäre. Und daß dadurch ein neues und dringend nöthiges Element der Ordnung, ein belebendes Princip in jenes Chaos bisheriger Principlosigkeit gekommen wäre, möchte wol kein Unbefangener leugnen. Mag man sich über die weitern einzelnen Fragen, die der Entwurf ferner behandelt, für einverstanden erklären oder abweichender Meinung sein — und alles dies sollte, selbst nach Fichte's Meinung, in weitern Verhandlungen durch besondere Comités geprüft werden — so wäre doch der Grundgedanke zu einer durchaus nöthigen Reform des akademischen Unterrichts gewonnen worden, welcher späterhin zwar in einzelnen Vorschlägen und Gutachten wieder aufgetaucht ist, nicht aber, soviel wir wissen, irgendwo im großen und ganzen praktische Ausführung gefunden hat. Wenigstens als höchste Bestimmung und als lohnendstes Ziel des akademischen Wirkens mußte gezeigt werden, wenn es dem Lehrer gelänge, ganz in antiker Weise mit einzelnen Begabtern ein wissenschaftliches Zusammenleben zu begründen, in welchem sie, neben der Einführung in den Geist und in die höchsten Ergebnisse ihrer Wissenschaft, vor allem auch, wie Fichte es bezeichnet, „das Lernen erlernen könnten". Johannes von Müller hat in Betreff der angezweifelten praktischen Ausführbarkeit dieses Gedankens wol das Richtigste gesagt: „Ich glaube, das

beste Mittel wäre — der Anfang, das Beispiel von einem, von wenigen, indeß die andern auf ihre Weise fortdocirten, solange es geht. Hierzu ist höchstens die Genehmigung des Ministeriums nöthig, welche zu erlangen nicht schwer sein wird. Ich schreibe à mesure, daß ich lese, und sehe nun im Fortlesen, daß Sie das Nämliche auch sagen." (Wobei von unserer Seite nur zu bemerken bleibt, daß ein großer Unterschied sei zwischen bloßer Genehmigung und wirklicher Vorschrift oder entschiedener Anweisung, und daß es wol sicherlich der letztern bedarf, um gegen alte Gewöhnung und den eingelebten Schlendrian aufzukommen!) Müller fährt fort: „Ihr Plan ist trefflich, nur nicht gerade für eine Universität aus Tausenden, sondern für das Nationalerziehungsinstitut oder die kleinen akademischen Gemeinwesen, die als Bursae zu Paris und Basel, als Nationen zu Prag, als Collegien zu Oxford existirten und existiren. Es ist ein Plan für die Nationalerziehung in der Universität. Jenes, das Nationalerziehungswesen, wird instituirt; diese, die Universität, macht sich. Für diese ist es genug, daß jede Wissenschaft vom besten Professor vorgetragen werde."

Die letztere Unterscheidung war durchaus zweckmäßig, ja nöthig, und konnte um so mehr als wesentliche Ergänzung des ganzen Plans betrachtet werden, als sie dem Keime nach schon in ihm lag. Doch scheint sie von keiner Seite her Beachtung gefunden zu haben, indem man bei wirklicher Ausführung auf jene Ideen überhaupt nicht einging, zumal da Beyme unterdeß jeden directen Einfluß auf jene Angelegenheit verloren hatte. Dieser schrieb zunächst an Fichte darüber Folgendes:

„Es ist mir jetzt noch unmöglich, Ihnen über Ihren tiefgedachten Entwurf zu unserer vorhabenden Lehranstalt mehr als meinen herzlichsten Dank zu sagen. Ich habe mir Ihre Arbeit zum ganz eigentlichen Studium gemacht. ..... Verlassen Sie sich darauf, daß ich das Geheimniß Ihres Namens, als des Verfassers, treu bewahren werde. Hier wissen es zwar einige Freunde, daß ich mein ganzes Vertrauen auf Sie gesetzt habe, und auch Nolte weiß es; aber noch weiß niemand von Ihrer Arbeit, und es soll auch gegen Ihren Willen niemand davon erfahren." — Und in einem andern Briefe, als sich die Räumung Berlins durch die Franzosen verzögerte und als neue Verwickelungen

drohten, fügte er hinzu: „Sollte sich unsere Ankunft in Berlin länger verzögern, so wage ich es nicht, Sie von Ihrem Vorhaben einer Reise nach Dresden oder sonst wohin abzuhalten. Dennoch werde ich nichtsdestoweniger so fest darauf bauen, daß Sie der Unsere bleiben, als auf mich selbst. Der einmal gefaßte Beschluß, in Berlin eine Universität zu errichten, hat nie auch nur einen Augenblick gewankt und steht noch jetzt fest."

Unterdeß war Beyme (am 3. Oct. 1807) aus seiner unmittelbaren Stellung zum Könige zurückgetreten, und Stein nahm seinen Platz ein. Dieser war anfangs gegen die Wahl von Berlin als Universitätsstadt; später drängten seine umfassenden Reformplane die Theilnahme an dieser besondern Angelegenheit zurück; endlich machte ihm seine plötzliche Entfernung aus dem Staatsdienste (am 4. Nov. 1808) jede weitere Einwirkung unmöglich. W. von Humboldt übernahm diese Aufgabe und er hat sie mit seltener Ausdauer und Klugheit gegen mannichfachen Widerstand hindurchgeführt.

Dennoch ist kaum zu verkennen, daß vor den zahlreichen administrativen Schwierigkeiten und der Verwickelung der Personalfragen die leitende organisatorische Idee ihm in den Hintergrund getreten sei. Und auch aus andern Gründen ist uns dies erklärlich. Wie seine auf fremdartige Erkenntnißgebiete gerichtete Bildung es nicht anders erwarten ließ, brachte er überhaupt so weitabliegenden, mit der Grundfrage einer allgemeinen Nationalerziehung zusammenhängenden Ideen kein vorbereitetes Nachdenken, somit, bei der hohen Selbständigkeit seines Geistes, auch kein eigenes Interesse entgegen. Ueberdies beurtheilte er die Universitätsfrage entschieden mehr aus dem staatsmännischen als aus dem pädagogischen Gesichtspunkte. Sie war ihm eine dringend gebotene politische Maßregel und fast das einzig gestattete Mittel eines erneuerten Glanzes für Preußen. Deshalb auch entschied er sich bei der Wahl des Ortes, „da Halle verloren sei", für Berlin; deshalb beeilte er ihre Eröffnung. Daß sie überhaupt nur beginne, nicht nach welchen Principien, darauf kam es ihm an.

Dies alles erhellt allein schon aus der charakteristischen Aeußerung an Fichte, durch welche er dessen Plan beseitigte. Dieser hatte in den Tagen vom 9. bis 14. April 1809 in Humboldt's Hause eine Reihe von Vorträgen über die Errichtung der neuen

Universität gehalten, welchen auch Nicolovius, Uhden, Schleiermacher beiwohnten. Humboldt lehnte jedes nähere Eingehen ab mit den Worten: „Man beruft eben tüchtige Männer und läßt das Ganze allmählich sich ancandiren".*) Hiermit war der principielle Gegensatz zu Fichte aufs kürzeste und treffendste ausgesprochen, und dieser zog sich von den fernern Verhandlungen zurück, worauf Schleiermacher's Wirksamkeit mehr in den Vordergrund trat.

Und in solcher Unbestimmtheit ihrer Organisation, ohne ausführliche Statuten und gesetzliche Geschäftsordnung, hat die Universität wirklich begonnen, ist auch einige Zeit so verblieben. Die Conflicte und Unsicherheiten, mit welchen die zuerst gewählten Universitätsbehörden zu kämpfen hatten und die besonders auch Fichte trafen, sind dieser Unterlassung zuzuschreiben. Dazu kam noch die unglückliche Wahl eines Nachfolgers für Humboldt. Schuckmann, seit 1810 auf Hardenberg's Betrieb zum Chef der Abtheilung für den Cultus und Unterricht im Ministerium des Innern ernannt, ein tüchtiger Geschäftsmann, aber nur gewohnt, in den strengen Formen der Administration sich zu bewegen, erwies sich als durchaus unfähig, mit freien Gelehrten zu verhandeln und ihr Vertrauen zu gewinnen.**)

*) So, nach dem Bilde eines allmählich anschießenden Krystalls, hat Humboldt gesagt, nicht „sich encadriren" (encadrer, umrahmen), wie bei Köpke (a. a. O., S. 75) steht. Letzteres ist bloße Emendation eines unleserlich gebliebenen Wortes aus dem Briefe des Biographen an ihn, auf dessen Mittheilung er sich beruft (S. 142, N. 10).

**) Man vergleiche das übereinstimmende Urtheil, welches R. Köpke („Die Gründung der Universität zu Berlin", S. 94) über diesen Staatsmann fällt. Wie Schuckmann gegen den ersten Rector der neuen Universität, Schmalz, verfuhr, wird a. a. O., S. 102, aus den Acten erzählt.

Sechstes Kapitel.

Stein, Scharnhorst, Fichte. Plan der „Reden an die deutsche Nation". Häusliche Ereignisse.

Noch tiefer beschäftigte ein anderer, die ganze Zukunft Deutschlands betreffender Plan Fichte's Nachdenken. Mit Preußen war der letzte Schutz deutscher Selbständigkeit dahin, das Vaterland war entehrt, im Innersten zerstückelt und einer feindlichen Macht hingegeben, die absichtslos oder absichtlich es nur immer noch tiefer mit sich zu entzweien und zu zerrütten vermochte. Als feindliche Vormauer gegen Preußen hatte Napoleon das Königreich Westfalen errichtet; es sollte mitten in Deutschland und am deutschesten Volksstamme die Künste bonapartischer Musterwirthschaft versuchen.*) Die übrigen deutschen Fürsten, denen Napoleon „volle Souveränetät" verliehen hatte, suchten mit wenigen Ausnahmen ihre Rettung in knechtischer Unterwürfigkeit gegen seine Befehle. Das Interesse ihrer „Völker" konnte dagegen nicht aufkommen; von einem „deutschen" Volke zu reden, war verpönt, ja es war objectlos geworden.

Aber der dumpfen Hoffnungslosigkeit, die viele damals fast lähmend befallen hatte, konnte sich nicht hingeben, wer selbst noch Kraft und ungebeugten Muth in sich empfand. Doch woher ein neues, sicher wirkendes Rettungsmittel, da jeder kriegerische Widerstand sich immer zum Unheil gewendet hatte und das Joch der Knechtschaft nur noch zu erschweren drohte?

Aber es gab ein solches Heilmittel, und drei deutsche Männer, unabhängig voneinander, ja kaum einander bekannt, beschäftig-

*) L. Häusser, „Deutsche Geschichte" (erste Auflage, 1856), III, 296 fg.

ten sich damit, jeder an seinem Theile und von einem eigenthümlichen Mittelpunkte aus, es in Wirksamkeit zu setzen. Es lag in dem einfachen Worte: völlige Erneuerung der Volkskraft und Volksgesinnung von unten her. Stein gedachte die Staatsverfassung danach umzugestalten, Scharnhorst hatte die gänzliche Umbildung der Wehrkraft des Volkes im Auge, nach der gründlichsten zugleich und edelsten Idee. Es sind die tiefsten Gedanken, völlig verwandt Fichte'scher Denkweise, auf welche er die Wiederherstellung des Heerwesens gründen wollte. „Man muß", schrieb er am Schlusse des Jahres 1806 an Clausewitz, „dadurch der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt. Nur erst dann wird sie sich selbst achten und von andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht." *)

Fichte endlich griff noch tiefer und ging auf die Quelle zurück. Er erachtete die alte Zeit für völlig abgelaufen; das Reich der Selbstsucht, des bloßen sinnlichen Eigennutzes, womit er ihr Walten schon im Jahre 1804 in den „Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" bezeichnete, hatte am eigenen Uebermaße sich vernichtet. Indem jeder Einzelne selbstsüchtig nur sich zu retten suchte, war das Ganze zu Grunde gegangen. Dies anzuerkennen als unerbittliche Nothwendigkeit ward zuerst gefordert; man mußte eilen, der alten Zeit völlig den Rücken zu kehren, wenn das Neue beginnen sollte. **)

Sollte nun Deutschland zu leben beginnen in diesem neuen Geiste, so war ein Mittelglied zu finden, welches langsam vielleicht, aber sicher wirkend, zugleich unerreichbar dem fremden Einflusse und äußerer Gewalt, diese völlige Erneuerung der Zeit vorbereiten konnte. „Aus nichts wird nichts", schrieb er um diese Zeit an Beyme; „auch gibt es keinen Uebergang zwischen

*) Häusser, a. a. O., S. 189, 190.

**) „Reden an die deutsche Nation", erste Rede. (Werke, VII, 264 fg., 278 und 279.)

zwei durchaus entgegengesetzten Zuständen. Darum glaube ich, theurer Freund, immerfort, daß ohne eine völlige Umschaffung unsers Sinns, ohne eine durchgreifende Erziehung aus keinem günstigen oder ungünstigen Ereigniß für uns Heil zu erwarten sei. Was als Kraftерwachen erscheint, ist oft nur Fieber, welches sich als Prahlen mit künftigen Großthaten und in einem einfältigen Vertrauen auf andere, die ebenso fertig schwatzen, äußert."

Aus demselben Grunde schloß er sich durchaus an keine der geheimen Gesellschaften an, welche damals unter verschiedenen Gestalten, aber mit dem gemeinsamen Zwecke einer künftigen Erhebung gegen die Franzosen sich bildeten. Dergleichen Unternehmungen, auch wenn sie gelungen wären, konnten ihm nur Palliativmittel sein, wenn das Grundgebrechen blieb; ja schlimmer noch konnten sie mit falschen Hoffnungen und Vertröstungen den Blick abwenden von dem, was einzig noth thue. Fichte fährt in demselben Briefe so fort: „Das lebendige Beispiel davon ist das Subject, welches aus Königsberg uns zugesendet worden. So ist dieser, so mögen sein die Herrlichen, welche er rühmt; lauter junge Offiziere. ...... Das Treiben der Orden, das er mir von Königsberg, Preußen, Schlesien schildert, ist auch heillos. Dies dürften also kaum die Helden sein, von denen das Vaterland Rettung zu erwarten hat und mit denen jemand, der es wohl meint mit demselben, sich einzulassen hätte." *)

Gänzliche Umbildung des bisherigen Erziehungswesens erschien somit als die einzige Möglichkeit, die Nation in ihrem

*) Bemerkenswerth bleibt, daß ein völlig analoges Urtheil auch von Steffens gefällt worden ist, der in nähere Verbindung mit jenen Männern trat: „Ein jeder war bereit, das Tollkühnste zu unternehmen, wenn es ihm gelänge, für seine Person den Schatten, der sich auf die kriegerische Ehre im Jahre 1806 geworfen hatte, zu verdrängen. Aber irgendeine umsichtige Kenntniß der Verhältnisse besaßen sie durchaus nicht. Die Einseitigkeit, mit welcher sie durch ein gekränktes Ehrgefühl beherrscht wurden, war im höchsten Grade beschränkt, und die Unternehmungen der meisten waren irgendeinem wilden, übermüthigen Streiche der Gensdarmen-Offiziere vor dem Kriege nur allzu ähnlich." (Steffens, „Was ich erlebte", VI, 175 u. 176.) Bekanntlich waren auch Stein und Scharnhorst niemals Mitglieder des Tugendbundes, wie sehr auch derselbe auf würdigern und gründlichern Gesinnungen fußte; ja Stein soll ihm eher abgeneigt gewesen sein. Auch war seine eigene

Dasein zu erhalten. Erkannte er aber dies mit völliger Klarheit, so mußte auch er vor allen sich berufen halten, es ebenso energisch auszusprechen. Zugleich aber drängte es ihn, durch eine muthige That an seinem Theile die Schmach der Niederlage vom Vaterlande abzuwälzen und durch einen Versuch zur Rettung in seinem Sinne die Last des Schmerzes sich zu erleichtern, die ihn wie alle zu Boden drückte.

Die persönliche Gefahr bei seinem Unternehmen verbarg er sich so wenig, daß er in der selbstprüfenden Ueberlegung, die, wie fast bei jedem wichtigen Entschlusse, so auch diesmal mit der Feder in der Hand von ihm vollzogen wurde, sein eigenes Leben klarbesonnen gegen die Wichtigkeit der Sache in die Wagschale legte und es dieser mit freiem Entschlusse zum Opfer brachte.

„Der einzige Entscheidungsgrund ist" — sprach er zu sich in der Einsamkeit aufrichtiger Selbsterwägung — „kannst du hoffen, daß dadurch ein größeres Gut bewirkt werde, als die Gefahr ist? Das Gute ist Begeisterung, Erhebung: meine persönliche Gefahr komme gar nicht in Anschlag, sondern sie könnte vielmehr höchst vortheilhaft wirken. Meine Familie aber und mein Sohn würden des Beistandes der Nation, der letztere des Vortheils, einen Märtyrer zum Vater zu haben, nicht entbehren. Es wäre dies das beste Los. Besser könnte ich mein Leben nicht anwenden." Und den Aengstlichen und Feigen, die ihre eigene Furcht wol auch in Besorgniß für ihn verhüllten, entgegnet er in den Reden selbst *): „Soll denn nun wirklich einem zu gefallen, dem damit gedient ist, und ihnen zu gefallen, die sich fürchten, das Menschengeschlecht herabgewürdigt werden und versinken; und soll keinem, dem sein Herz es gebietet, erlaubt sein, sie vor dem Verfalle zu warnen? Gesetzt, daß sie nicht blos recht hätten, sondern daß man sich auch noch entschließen sollte, im Angesicht der Mitwelt und Nachwelt ihnen recht zu geben

---

Wirksamkeit weder nachhaltig noch ausgebreitet. Ueberhaupt haben Geheimbünde nie etwas bewirkt, wenn sie nicht von der starken Macht des allgemeinen Einverständnisses getragen wurden. Gegen die Franzosen war der eigentliche und gewaltigste Bund der gemeinsame Haß und das wiedererwachte Vaterlandsgefühl!

*) Zwölfte Rede; Werke, VII, 457.

und das eben hingelegte Urtheil über sich selbst auszusprechen; was wäre denn nun das Höchste und Letzte, das für den unwillkommenen Warner daraus erfolgen könnte? Kennen sie etwas Höheres als den Tod? Dieser erwartet uns ohnedies alle, und es haben von Anbeginn der Menschheit an Edle um geringerer Angelegenheiten willen — denn wo gab es jemals eine höhere als die gegenwärtige? — der Gefahr desselben getrotzt. Wer hat das Recht, zwischen ein Unternehmen, das auf diese Gefahr begonnen ist, zu treten?"

Aber das Bewußtsein einer solchen Gefahr konnte fürwahr sich aufdrängen, wenn man an die blutigen Gewaltthaten dachte, welche die Fremden auf deutschem Boden verübt hatten.

Die Hinrichtung Palm's stand als drohendes Beispiel noch in frischem Andenken und mitten unter den Feinden, wie er sich befand, mußte ihm diese Erinnerung sich aufdrängen. „Ich weiß recht gut, was ich wage", schrieb er am 2. Jan. 1808 an Beyme, „ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern auch sterben."

So hielt er die Reden an die Deutschen in den Wintermonaten des Jahres 1807—1808 im Akademiegebäude zu Berlin, während seine Stimme oft von französischen Trommeln, die durch die Straßen zogen, übertäubt wurde und während allgemein bekannte Aufpasser im Saale erschienen. Mehrmals lief sogar das Gerücht in der Stadt, er sei vom Feinde ergriffen und abgeführt; und wenn er dessenungeachtet nie von diesem gefährdet worden ist, wenn man von dieser Seite her gar keine Kunde über sein Beginnen zu nehmen schien, bis auf eine kurze Aeußerung im Moniteur, daß ein berühmter deutscher Philosoph in Berlin Vorträge über Verbesserung der Erziehung halte, so haben wir über den Grund dieser Schonung oder Nichtbeachtung eigentlich nur unbestimmte Vermuthungen. Selbst als später bei der Räumung Berlins durch die Franzosen einer der rohesten Schergen der damaligen Gewalt, Davoust, um auch aus der Ferne zu schrecken und zu betäuben, einige der angesehensten Schriftsteller Berlins, Schmalz, Hanstein, Wolf, Schleiermacher zusammenrief und mit Schmähungen gegen ihren König und ihren Staat sie selbst bedrohte, wenn sie über Politik, über die Lage Deutsch-

lands reden oder schreiben würden; sogar damals blieb Fichte, sei es durch Zufall oder Absicht, unbeachtet, der einzige doch, der sich öffentlich und entschieden gegen die fremde Gewalt ausgesprochen. Indeß hatte er schon während des Vortrags jener Reden die Vorsicht gebraucht, sie zu gleicher Zeit im Druck erscheinen zu lassen, damit er die umherschweifenden Gerüchte über seine Aeußerungen sogleich berichtigen und allenfalls durch ein authentisches Zeugniß niederschlagen könne.

Dies Werk, von welchem ein trefflicher neuerer Geschichtschreiber sagte, daß seit Luther so zur deutschen Nation nicht geredet worden sei, wie in ihm *), hat nach seiner Gesinnung und Wirkung längst die gebührende Stelle erhalten in der Geschichte Deutschlands. Aber dies nicht allein; täuscht unser Urtheil uns nicht, so steht es auch fast einzig da in der gesammten Literatur der gebildeten Völker, ebenso wie die Lage einzig war, aus der es hervorging — vergleichbar nur den gewaltigen Demosthenischen Reden gegen Philipp, die eine ähnliche Gesinnung erzeugt hatte. So gehört es zu den eigenthümlichen Schätzen unserer Nation, durch die wir unterschieden und bevorzugt sind vor andern Völkern; denn gerade aus deutschem Geiste ist es entsprungen, indem es die tief in uns verborgene Gesinnnng ins hellste Bewußtsein hervorzieht, um sie veredelt und gereinigt wie im verdichteten Spiegelbilde vor uns hinzustellen. Darum, wenn es gilt, unser Volk an seine ursprüngliche Kraft und Bestimmung zu erinnern, es zu gemeinsamen Thaten zu befeuern, wird es wohlgethan sein, seine Wirkung von neuem zu erproben. Deshalb hielten wir es, im Jahre 1859, unter analogen Verhältnissen, wie die damaligen waren, für eine würdige Aufgabe, in dem nachgewachsenen Geschlechte das Andenken jener Reden zu erneuern, und die freudige Anerkennung ist auch damals nicht ausgeblieben. **)

Wie aber oft genug das Große und Tüchtige, weil unver-

---

*) Häusser, a. a. O., III, 212.

**) „J. G. Fichte's Reden an die deutsche Nation, von neuem herausgegeben und eingeleitet von J. H. Fichte, Der deutschen Jugend des gegenwärtigen Geschlechts, besonders den vaterländischen Kriegern gewidmet" (Tübingen 1859).

standen, dem Gemeinen und Geistesbeschränkten Veranlassung gibt, dagegen sich aufzulehnen: so ist es auch den „Reden" ergangen. Sie haben nach Fichte's Tode zu einer öffentlichen Anklage gegen ihn den Stoff gegeben. Er wurde ihretwegen beschuldigt, der früheste Erreger jener revolutionären Strömung gewesen zu sein, die man in der deutschen Jugend zu bemerken glaubte. Die Reden wurden als „ein verführerisches, leere Phantome nährendes Buch" bezeichnet, das in Vergessenheit zu bringen sei. Und um dem Gehässigen noch das Lächerliche und Zweckwidrige hinzuzufügen, ging man so weit, als im Jahre 1824 eine neue Auflage nöthig wurde, dafür die Druckerlaubniß in Berlin zu versagen, was nur die Folge hatte, daß das Werk unter anderer Firma in Leipzig erschien.*) Nur mit Ueberwindung erwähnen wir dieses wenig bekannten Umstandes; doch ist es ein charakteristischer und zugleich warnender Nebenzug im Bilde jener Zeit, um zu zeigen, wie weit damals Preußens edler und in seinem Kerne gesunder Staat von seinen eigentlichen Bahnen durch schlechte Helfer abgelenkt worden war.

Aber auch später noch hat man ausdrücklich als „Fichtianismus" bezeichnet und mit misliebigem Auge angesehen jene selbständige Gesinnung, welche nichts nach dem Wohlmeinen der Mächtigen fragt, sondern allein das Recht und die Ideen im Auge behält und danach ihr Urtheil fällt. Diese unbestechlichen Wächter und Mahner sind unbequem; es ist zuzugeben. Aber es gibt deren so wenige und sie führen ein von außen so unbelohntes Leben, daß sie zu bedrängen weder gerecht scheint, noch nöthig.

Vernehmen wir indeß über die ganze Angelegenheit das Urtheil eines kundigen Beobachters aus jener Zeit. Es ist Ludwig Robert, der edle patriotische Dichter, der in seinen „Kämpfen der Zeit" (1817) den Befreiungskrieg würdig gefeiert, zugleich aber am Schlusse des Gedichts in den „Traumgesichten" die anfangende Umkehr zum Alten und Schlechten schon richtig geweissagt hatte.**) Dieser ließ sich in einer der geachtetsten deutschen

---

*) „Fichte's Reden an die deutsche Nation" (Leipzig 1824).

**) „Kämpfe der Zeit. Zwölf Gedichte von Ludwig Robert" (Stuttgart und Tübingen 1817).

Zeitschriften also über den Werth der Anklage und ihre Veranlassung aus *):

„Die Acten der mainzer Centralbehörde sind unmaßgeblich geschlossen und die Resultate dieses höchst gewichtigen Geschäfts der Bundesversammlung übergeben worden. Eine erfreuliche Genugthuung muß es für diese Versammlung, für die Untersuchungscommission, für jeden vaterlandsliebenden Deutschen sein, daß man bei aller Gewandtheit in Nachforschungen dennoch keinen solchen Aufwiegler, Empörer oder Verräther auffand, der des Todes oder einer entehrenden Einkerkerung schuldig gewesen wäre, wie wir dies in einem nahen Nachbarlande leider in unausgesetzter Folge sahen. Wir Deutsche können auf dieses negative Resultat der mainzer Untersuchungen in doppelter Hinsicht stolz sein: erstlich, daß selbst dann, wenn vorgefaßte Urtheile Leidenschaften und Leidenschaften vorgefaßte Urtheile erregen, dennoch die Gerechtigkeit stets vorwaltend bei uns bleibt; zweitens aber, daß wir doch ein besseres, die Gesetze und unsere angestammten Fürsten mehr liebendes Volk sind, als man in der Periode des Mistrauens glaubte. Dieses Mistrauen erstreckte sich so weit, daß unter der Rubrik der Anklagepunkte ein Name obenan steht, den auch die Geschichte einst obenan stellen wird, aber wenn sie von den Großen und Edeln nicht nur unserer, sondern der besten Zeiten sprechen wird. Fichte heißt dieser Mann, dem selbst seine entschiedensten Gegner, seine persönlichen Widersacher nichts nachzusagen wissen, was den leisesten Flecken auf seinen Charakter würfe, sondern über den das ganze unterrichtete Deutschland sich längst vereint hat, daß er die Redlichkeit und Reinheit selbst war. Es verlohnt sich wohl, über diesen Mann, der ebenso wenig alle Tage geboren wird, als man einen schon Geborenen dazu, was er war, machen kann, noch einige Worte zu sagen, ja zu verlieren. Es gibt nur eine einzige vernünftige Vermuthung, wie es kam, daß dieser Mann unter diesen Umständen in dieser Untersuchung genannt werden konnte. Er ist nämlich der erste, der die stets fortschreitende Sichperfectionirung, nicht nur Perfectibilität des Menschengeschlechts mit apodiktischer Beweiskraft dargethan hat. Daß er aber dies bewiesen, wissen und

*) Vgl. Allgemeine Zeitung vom 19. Sept. 1822, Nr. 262, S. 1047.

glauben nicht funfzig Menschen in ganz Deutschland, sowie er überhaupt nicht funfzig Jünger gehabt und nie factisch gewirkt hat, es auch nicht wollte. Es ist also weit gefehlt und beweist eine gänzliche Unkenntniß nicht nur seiner Schriften, denn das ist verzeihlich, sondern seines Einflusses, seiner Wirkung, wenn man von ihm und seinen Werken denkt, wie die französische Klerisei von Voltaire's Werken und Wirken. Was aber noch mehr oder eigentlich noch weniger sagen will, so ist in jener Anklage gegen Fichte nur ein einziges seiner Bücher genannt worden, und zwar die „Reden an die Deutschen“, die gegen die Zwingherrschaft Napoleon's, gegen seine Eroberungssucht, gegen sein Aussaugungssystem gerichtet waren, die das deutsche Volk seine Wichtigkeit fühlen lehren, seinen Muth erheben sollten und die er in Berlin im Akademiegebäude hielt, während ein französischer Marschall Gouverneur der Stadt war, die Regimenter unten mit klingendem Spiele vorbeizogen, Spione im Hörsaale sich befanden und keiner von den vielen später Hochbelohnten auch nur den Muth hatte aufzublicken. Und diese jetzt gedruckten Reden, die für den Einsichtigen nur noch ein historisches Gewicht haben, sollten ein verderbliches Buch sein? Daß Deutschland schnell zu einer Republik gemacht werden solle, hatte man darin gefunden? Fichte hätte dies gesagt, der studirenden Jugend öffentlich als Lehre vorgetragen? Er, der wie kein anderer die Liebe zum Gesetz, die Ehrfurcht vor dem angestammten, von Gottes Gnaden erwählten (seine eigenen Worte!) Fürsten predigt? *)

*) Hier darf der wohlgemeinten Apologie ein Wort der Berichtigung beigefügt werden. Wenn Fichte also vom Fürsten „von Gottes Gnaden“ gesprochen — die Stelle ist mir unbekannt — so hat er es kaum im eigenen Namen gethan, sondern den Ausdruck wol unter die entschuldbaren Misbräuche gerechnet, die man als „alte schlimme Angewöhnungen“ nicht beachten dürfe. (Vgl. oben S. 408.) Seinem wahren Sinne nach konnte „von Gottes Gnaden“ ihm höchstens bedeuten, daß der Erbherrscher vor allen übrigen Menschen göttlicher Gnade und Beistandes am meisten bedürfe, da ihm durch Erbschaft die schwerste aller Pflichten, der Regentenberuf, aufgenöthigt werde, ohne um seine Lust oder seine Befähigung sich zu kümmern. Diese einzig vernünftige Deutung jenes Ausdrucks, dies zugleich rein menschliche Gefühl des Bedauerns mußte damals, muß wol auch in der gegenwärtigen Zeit sich aufdrängen, wo gelungenes Regieren eine immer verwickeltere Aufgabe geworden ist!

Möchte Deutschland seine großen Männer doch besser ehren oder wenigstens besser kennen!"

Im Frühling des Jahres 1808, eben als Fichte zur Vorbereitung der bald zu eröffnenden Universität seine philosophischen Vorträge anfangen wollte, hinderte ihn daran der plötzliche Ausbruch einer gefährlichen Krankheit, welche den seiner Familie kaum Wiedergeschenkten für immer ihr zu entreißen drohte. Es war eigentlich die erste seines Lebens, aber sie ergriff ihn so stark, daß er von ihren Folgen nie ganz wiederhergestellt worden ist. Zum Unglück war sein Freund Hufeland mit dem Hofe noch abwesend und der ärztliche Rath desselben konnte bei dem mannichfachen Wechsel des Uebels in so großer Entfernung nicht zeitig genug eintreffen. Mancherlei Wirkungen mußten langsam vorbereitend es herbeigeführt haben, um seine starke Natur so überwältigen zu können, von der Hufeland einmal äußerte: daß Ueberkraft (Hypersthenie) in einem Grade, wie er sie selten beobachtet, ihr Grundcharakter gewesen sei. Die Anstrengung der Seereise, wie der nordische Winter, noch mehr aber wol die Trauer über den Verfall Deutschlands, die schon jahrelang sein Gemüth erfüllte, mochten die zusammentreffenden Ursachen sein; wenigstens erkannten die Aerzte Symptome, die auf ein tiefes Nervenleiden und besondere Affection der Leber hindeuteten, ein Organ, an dem Fichte noch nie gelitten hatte. Die Krankheit begann mit einem chronischen Hautausschlage, über dessen Natur und Behandlung die Aerzte wegen seiner Seltenheit uneinig waren; die bedeutende Schwäche, die ihn begleitete und die ohne Verhältniß der äußern Symptome zunahm, ließ ein allgemeineres Leiden vermuthen und machte den Zustand nur ungewisser und bedenklicher. Erst nach monatelangem Kampfe half sich seine kräftige Constitution, indem sie das Uebel nach außen warf. Eine rheumatische Lähmung des linken Arms und rechten Fußes, abwechselnd mit schmerzhaften Augenentzündungen, entfernte wenigstens die gefährlichern Krankheitszeichen, wiewol sie ihn für lange Zeit zu jeder freien Bewegung und geistigen Thätigkeit unfähig machte; und auch nachher blieb noch lange eine Verdunkelung des rechten Auges und Lähmung an Hand und Fuß zurück. Jene wurde durch den anhaltenden Gebrauch der Elektricität gänzlich gehoben und die gichtischen Beschwerden wenigstens erleichtert. Die

Lähmung der Hand konnte aber selbst ein dreimaliger Gebrauch des teplitzer Bades nicht völlig heilen.

Und hier scheint es am geeignetsten, mancher Nebenbeschäftigungen zu erwähnen, die besonders die Zeit seiner Wiederherstellung ausfüllten. Schon früher hatte er sich mit dem Italienischen, Spanischen und Portugiesischen zu beschäftigen angefangen, besonders um sich ihre Dichter in der Ursprache zugänglich zu machen, und Uebungen in metrischer Uebertragung schlossen sich daran an. Hierhin gehört der Versuch einer Uebersetzung des ersten Gesangs aus Dante's „Divina commedia" *) und die Uebertragung einer der schönsten und berühmtesten Episoden von Camoëns' „Lusiaden" (Gesang 3, Stanze 118—136), die das erste Heft des „Pantheon" (Zeitschrift, herausgegeben von Büsching und Kannegießer [Berlin 1810]) eröffnete. Viele andere Uebersetzungsversuche aus italienischen und spanischen Dichtern sind ungedruckt geblieben. Die bedeutendste Arbeit in dieser Art ist indeß seine Charakteristik Machiavelli's und Uebersetzung von Bruchstücken aus dessen Werken, welche er in Königsberg schrieb, nicht ohne die Absicht, dadurch auch in der Politik seines Vaterlandes den Geist der Kühnheit und Consequenz hervorzurufen, der die Werke des edlen Florentiners erfüllt. *) Aber selbst später führten ihn die Weltbegebenheiten immermehr auf das Studium der Geschichte hin; und besonders nahe lag damals die Vergleichung jener Epoche, wo die Deutschen gegen den Einfall der Römer den ersten Freiheitskampf bestanden. So war denn Tacitus, dem er überhaupt unter allen römischen Prosaikern neben Seneca den Vorzug gab, besonders in den Episoden seiner Annalen über Deutschland fast seine einzige Lectüre, während er die „Reden an die Deutschen" schrieb. Oft sprach er dabei die kräftigsten Stellen laut vor sich hin, die der edle Geschichtschreiber seinem Helden Armin in den Mund legt, und wie neu begeistert wandte er sich dann der eigenen Arbeit zu. Ueberhaupt zeigt sein Stil, besonders in den „Reden

---

*) Abgedruckt in der „Vesta" von Fr. von Schrötter und Max von Schenkendorf (Königsberg 1807).

**) Zuerst in der „Vesta" abgedruckt; nachher, als diese wenig Verbreitung gefunden hatte, in den „Musen" (Zeitschrift von Fouqué und Neumann) wieder bekannt gemacht. „Nachgelassene Werke", III, 401 fg.

an die Deutschen", durch Einfachheit des Ausdrucks, verbunden mit gedrungener Periodenfülle, eine unverkennbar antike Färbung; und als Vorübung dazu ist in der That noch eine Uebersetzung jener Bruchstücke des Tacitus von ihm vorhanden.

Zugleich konnte er damals einen Theil seiner größern Muße auf den Unterricht seines Sohnes verwenden, der noch jetzt mit freudiger Dankbarkeit sich erinnert, wie lebendig und doch mit welchem geduldigen Eingehen in die Anfangsgründe der alten Sprachen, wie methodisch und doch wie sich anschmiegend der Fassungskraft des Schülers er ihn unterrichtete; etwas, das sonst sogar ausgezeichnete Lehrer an den eigenen Kindern oft am wenigsten zu üben verstehen. Wir glauben ohne Vorliebe, nach bestem Ermessen es aussprechen zu dürfen, daß wir auch in dieser Sphäre ihn für einen der trefflichsten Lehrer halten, die wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Indem nämlich Gründlichkeit das stete Lebenselement seines Geistes war, indem er mit ganzer Kraft in seinem jedesmaligen Gegenstande wirklich aufging und auch das Geringfügige dadurch vor ihm Ordnung und Leben gewann, wußte er auch unterrichtend im kleinen wie im großen fast unwiderstehlich zur Aufmerksamkeit zu zwingen und mit sich fortzureißen. Dabei war er, der sonst keineswegs in allen Fällen Geduldige, so mild und hingebend, daß nicht nur Lust zur Sache, sondern verdoppelte Liebe zum Lehrer selbst erweckt wurde.

Noch dürfen wir eine andere häusliche Sitte nicht unerwähnt lassen, die bei geregelter Hausordnung nie ausgesetzt wurde: es war eine gemeinschaftliche Abendandacht, die den Tag würdig und feierlich beschloß und an der auch das Gesinde theilzunehmen pflegte. Wenn nämlich unter Begleitung des Klaviers einige Verse aus einem Choral gesungen worden waren, nahm der Hausvater das Wort und sprach über eine Stelle oder ein Kapitel aus dem Neuen Testamente, besonders aus seinem Lieblingsevangelisten Johannes, oder er redete auch, wenn besondere häusliche Veranlassungen dazu aufforderten, ein Wort der Ermahnung oder des Trostes. Doch waren es, soviel wir uns erinnern, nie specielle Nutzanwendungen oder Lebensregeln, sondern mehr die Tendenz trat hervor, von dem Zerstreuten und Eiteln der gemeinen Lebensbeschäftigung den Geist zu reinigen und zum Unvergänglichen zu erheben — Andacht, Kräftigung

im ursprünglichsten Sinne. Welche wohlthätige Wirkung aber diese Sitte hat, wenn sie nicht gänzlich in Mechanismus untergeht, wie sie die Glieder der Familie selbst mit einer tiefern Liebe zueinander entzündet und sogar die ferner Stehenden inniger und gemeinsamer zu verbinden weiß, das hat wol jeder erfahren, der so glücklich war, in dieser Sitte auferzogen zu sein.

Siebentes Kapitel.

Eröffnung der neuen Universität. Fichte's Amtsführung als Rector derselben.

Unterdessen schien die neue Universität allmählich ins Leben zu treten, wenigstens lasen schon einzelne Lehrer, wie Wolf, Fichte, Schleiermacher, obwol die förmliche Eröffnung derselben noch immer aufgeschoben wurde, was besonders in der verzögerten Rückkehr der preußischen Regierung nach Berlin seinen Grund hatte. Doch trat auch noch ein Zweifel anderer Art hervor, der, wenn auch nicht Schwanken in dem Entschlusse, doch einige Zögerung hervorbringen konnte. Es kam nämlich immer wieder von neuem und auch in besondern Druckschriften die Frage zur Sprache, ob es zweckmäßig sei, in einer großen Stadt und in einer Residenz eine Universität zu errichten. Die Gründe, welche man dagegen anführte, waren so leicht zu entdecken, daß man sich nicht wundern durfte, sie von allen Seiten vorgebracht zu sehen. Dennoch blieb Fichte unverrückt der entgegengesetzten Meinung; es schien ihm sogar entscheidend für die neue Lehranstalt nicht nur, sondern für das Universitätswesen überhaupt, daß sie in der Hauptstadt errichtet würde; und die Gründe, welche er dafür hatte, möchte die nachherige Erfahrung bestätigt haben. Sie waren hauptsächlich doppelter Art: so wie nämlich der Wechselverkehr mit den Personen der obersten Staatsverwaltung auf diese nur ideenweckend, durch geistige Erfrischung belebend und unwillkürlich erhebend wirken könne, so würden umgekehrt auch die Lehrer unter den Augen der Behörden am sichersten bewahrt bleiben vor beschränktem Kastengeiste, vor kleinlichen Reibungen, überhaupt vor allem dem, was man Universitätsschlendrian nennen könnte.

Sodann aber, und dies war nicht der unbedeutendste Grund, Berlin vor allen andern Städten den Vorzug zu geben: es konnte hier unter den Studirenden selbst, wenn nur irgend mit besonnenen Kraft die vorhandenen Mittel benutzt wurden, der rohe Geist des Burschenwesens gar nicht so zum Ausbruch kommen, daß man schädliche Wirkungen für den Geist der Anstalt daraus hätte befürchten müssen. Die endlos wiederholten Befürchtungen von Zerstreuung und Verführung einer großen Stadt konnten aber durch die einfache Betrachtung zurückgewiesen werden: daß, wer das Schlechte und Zerstreuende aufsuche, es überall finden könne, daß es aber gerade in einer großen Stadt den Nichtsuchenden sich oft am wenigsten aufdränge.

So blieb es denn endlich bei dem anfänglichen Entschlusse. Die Großmuth des Königs hatte einen der schönsten Paläste Berlins der Universität geschenkt; man berief ausgezeichnete Lehrer aus allen Gegenden Deutschlands unter Bedingungen, wie sie wol noch nicht so leicht angeboten worden waren, und alle Sammlungen und Anstalten, deren die Universität nur bedürfen konnte, wurden mit glänzender Freigebigkeit ausgestattet. Es war das höchste Beispiel einer thätigen Anerkenntniß für die Wissenschaft und die Idee, welches jemals ein Staat gegeben hat; denn es fand statt während der drückendsten Lage desselben, bei der größten finanziellen Bedrängniß, und man wollte nicht Schmuck und Zierath, sondern ein Mittel der Heilung, der Wiedererneuerung damit sich erwerben! Dies drückten auch die ersten Erlasse der Regierung, die „Instruction an den Departementschef des Cultus und Unterrichts“ und die öffentliche Erklärung vom 14. August 1810 aufs entschiedenste und würdigste aus. Deutlich war darin ausgesprochen, es solle in der neuen Hochschule ein Asyl für deutsche Art und Wissenschaft gegründet werden, nicht aber zum todten Wissen, sondern zur gründlichen Wiederbelebung des Volksgeistes „in Moralität, Patriotismus, Anhänglichkeit an die Verfassung“. *)

Für das erste mal wurden der Rector und die Dekane der vier Facultäten durch unmittelbare Ernennung des Königs be-

*) Man sehe den bedeutungsvollen Wortlaut bei Köpke, a. a. O., S. 93, 87 u. 88.

eigenen Mitteln bestreiten zu können. Er bat mit genauer Darlegung jener Umstände um eine Unterstützung von wenigen hundert Thalern. Nur mit Mühe und durch persönliche Verwendung seines Freundes und Arztes Hufeland war bei jenem Vorgesetzten zu erwirken, daß die kleine Summe in der Form eines „zurückzuzahlenden Vorschusses" ihm bewilligt wurde. Nachher suchte man das Geld in Terminen wieder beizutreiben, bis der Staatskanzler Hardenberg, von dem ganzen Verhältniß unterrichtet und das Ungeziemende fühlend, einen solchen Mann mit solchen Sorgen zu bedrängen, das Verfahren gegen ihn niederschlug. Indeß hatte die Abneigung des Vorgesetzten bald darauf Gelegenheit, sich noch gehässiger darzulegen.

Bei Fichte's Amtsführung war die Hauptquelle der Mishelligkeiten die principielle Verschiedenheit seiner Ansichten über akademische Disciplin von denen, welchen die Mehrzahl seiner Collegen huldigte, deren Wortführer und Vertreter Schleiermacher war. In dieser Beziehung drohte der Universität gleich in ihrem Entstehen ein schlimmer Feind, der nach Fichte's Meinung gleich anfangs mit Kraft zurückgedrängt werden mußte. Die aufgehobene frankfurter Universität, in welcher der bekannte Burschengeist immer besonders gewaltet hatte, schien denselben durch ihre entlassenen Zöglinge auch nach Berlin verpflanzen zu wollen. Zweikampf, Landsmannschaften und Orden, alles Rohe des Burschencomment nahm rasch überhand, freilich weniger bemerkt im Publikum und in jedem gewaltsamen Ausbruche zurückgehalten durch die alles beherrschende äußere Ordnung der großen Stadt. Dies alles im ersten Entstehen durch Festigkeit und Kraft für immer zu zerstören, war seine Absicht, und consequenterweise mußte er glauben, dabei die Unterstützung seiner Collegen zu finden, indem sie durch ihre Wahl zugleich auch seinen niemals verhehlten Grundsätzen über diesen Gegenstand Billigung ertheilt zu haben schienen. Ueberhaupt sah er in jenen Dingen nur völlig Veraltetes und mittelalterlich Werthloses, eine erkünstelte Roheit, keine ursprüngliche Natur, durchaus unwürdig vollends des neuen Geistes, der die deutsche Jugend durchdringen sollte.

Statt dessen wünschte er, als Gegengewicht gegen die unteutsch trennenden, in jedem Sinne schädlichen Landsmannschaften, unter den Studirenden den Gedanken allgemeiner Vereine

anzuregen, deren bindende Kraft in den gemeinsamen Studien und ihrer gegenseitigen Förderung durch freiesten Geistesverkehr liegen sollte. Die Bestärkung in der einen deutschen Gesinnung jedoch, in dem Sinne, wie seine „Reden an die Deutschen" sie ausgesprochen hatten, sollte der verbindende Mittelpunkt aller einzelnen Vereine werden. Mit Recht kann man darin die ersten Grundzüge der spätern Burschenschaft erblicken, ohne die dazu sich mischenden geheim politischen Bestrebungen, deren Gegner, wie wir wissen, Fichte unter allen Umständen gewesen wäre. Am bündigsten hat er selbst sich über dies alles ausgesprochen in einem (im Jahre 1811 geschriebenen) Gutachten über einen ihm vorgelegten Plan zu Studentenvereinen, welches im zweiten Theile (Beilage IX) abgedruckt erscheint.

Zu diesem allem kam noch ein anderer, der bedeutendste Grund für seine Handlungsweise. Es waren dies nicht blos fromme Wünsche, die er persönlich hegte; unter den Studirenden selbst fand er begeisterte Anhänger dieser Plane, bereit, sie ins Leben zu führen, ja wirklich schon in den Kampf tretend für diese Grundsätze. Diese verlangten in wiederholten Eingaben (eine ist im zweiten Theile abgedruckt und Köpke erwähnt noch einer andern) die Unterstützung und den gesetzlichen Schutz gegen eine terroristische Majorität. Konnte Fichte diesen nicht mehr zusichern, so war nicht nur seine amtliche Wirksamkeit, sondern ebenso sehr seine Ehre und sein Gewissen gefährdet.

Wesentlich anders war die Auffassung der Gegenpartei, welche dabei besonders auf Schleiermacher's „Gelegentliche Gedanken" sich berief. Principiell seien jene Erscheinungen nicht von so tiefgreifender Bedeutung, wie Fichte behaupte; eine traditionelle Universitätspraxis fordere vielmehr, hier lieber „durch die Finger zu sehen", als durch Strenge den Geist jugendlicher Widersetzlichkeit aufzuregen. Besonders aber wäre es unklug gewesen — und dieser Grund mochte bei der Mehrzahl den Ausschlag geben — die beginnende Hochschule in den Ruf ungewöhnlicher Strenge zu bringen. Damit wären die auswärtigen Besucher verscheucht worden, welche man gerade anzuziehen beabsichtigte, und so stand nicht Unbedeutendes auf dem Spiel. Man konnte diesen verschiedenen Gründen Berechtigung zugestehen — Fichte that dies zum Theil in einem gleich zu erwähnenden Schreiben an das Departe-

ment — aber schwanken zwischen beiden Ansichten konnte man nicht, und er am allerwenigsten, der sein Wort nach der einen Seite hin verpfändet hatte.

Jetzt, da er erkennen mußte, daß bei eigenem Kraftaufwande dennoch kein ganzer Zweck erreicht werden könne, daß der Zwiespalt für das Ganze nur schädlich sei, bat er noch vor der abgelaufenen Zeit um Entlassung vom Rectoramte und unterstützte dies Gesuch in einem Schreiben vom 14. Febr. 1812 nach Darlegung aller Umstände durch folgende Worte *):

„Nach den wandelbaren Umständen die Maximen meines Handelns zu bestimmen und dennoch Einheit zu behalten, dazu fehlt es mir gänzlich an Gefügigkeit. Nur indem ich nach festem Gesetze und unwandelbaren Grundsätzen einhergehe, kann ich ein rechtlicher Mann bleiben. Ich habe bei meiner Wahl diesen meinen Mangel dem Senate deutlich ausgesprochen; derselbe, der jetzt gewiß ihre Unzweckmäßigkeit einsieht, ist dennoch auf ihr verharrt. Trete jetzt ein verehrliches Departement u. s. w. ins Mittel und verhelfe einem Manne, der auf dem geraden Wege gehend bis in sein funfzigstes Jahr gelangt ist, daß er ferner auf demselben verharren könne.

„Meine Wirksamkeit als Lehrer an der Universität, die doch ohne Zweifel meine Hauptbestimmung ausmacht und die bei einem so deutlich ausgesprochenen Widerstreite, bei lästigen Verfügungen gegen einzelne allerdings gefährdet werden könnte, wird durch eine solche Reinigung des Verhältnisses nur gewinnen. Denn ich sehe so tief ein, wie einer von der Gegenpartei, daß solche jugendliche Verschrobenheiten einen Menschen nicht verwerflich machen, und ich kann mit herzlicher Liebe auch an der Bildung solcher arbeiten. Nur müssen diese Verkehrtheiten sich mir nicht zur Anerkennung und Unterstützung aufdrängen."

Mannichfache Zwischenverhandlungen begannen; dennoch blieb Fichte in einer zweiten Vorstellung vom 22. Februar bei seinem Gesuche, weiter noch hinzufügend: „es sei vor ihm die Ansicht ausgesprochen worden, der Rector müsse sich den Beschlüssen der Majorität unbedingt unterwerfen und sei in diesem Falle ein Ge-

*) Wir theilen dies wichtige Actenstück im zweiten Bande (Beilage VIII, 8) zum ersten male vollständig mit.

wissen für sich selbst zu haben nicht weiter befugt; er hoffe, ein verehrliches Departement werde anderer Meinung sein und seinen Entschluß nicht misbilligen." Also hatte noch keinerlei Geschäftsordnung auch nur provisorisch das Verhältniß der gegenseitigen Competenz zwischen Rector und Senat geordnet, ohne dessen Feststellung ein Rector gar nicht mit Sicherheit verwalten konnte! — Erst spät, am 11. April, berichtete Schuckmann an den Staatskanzler, Fichte's Abdankung sei anzunehmen, mit der weitern überraschenden Motivirung, „da er wegen seiner «Reden an die deutsche Nation» ohnehin bei den französischen Behörden übel notirt sei".*) Hiernach wäre der staatskluge Mann wol gar bereit gewesen, Fichte wegen seiner patriotischen Regung „ohne höhern Befehl" den Franzosen preiszugeben, falls diese ein ernstliches Begehren darauf gerichtet hätten!

*) Köpke, a. a. O., S. 109.

Achtes Kapitel.

Die Erhebung des Jahres 1813. Fichte's Entschlüsse dabei.

Unterdeß hatte das Jahr 1812 begonnen und ganz Europa bereitete sich zu einem neuen Kampfe, offenbar dem letzten und entscheidenden. Preußens Stellung in ihm war anfangs zweifelhaft, ja einige Zeit mußte man selbst seine äußere Existenz für bedroht halten. Es war fast allein noch der Mittelpunkt einer dauernden Opposition gegen eine Macht geblieben, der sich schon alles in Deutschland allmählich zu bequemen anfing; und man wußte, daß besonders die Lehrer und die Universitäten Preußens jener Macht höchst verhaßt und verdächtig waren. Mitten in dieser geheimen Spannung, welcher Fichte nicht fremd blieb, indem er von dem innern Stande der Angelegenheiten sehr gut unterrichtet war, bekam er durch einen gemeinschaftlichen Freund vom trefflichen Villers den Wink, das Vorrücken der Franzosen in keinem Falle abzuwarten, sondern nach Rußland zu entfliehen: er wisse bestimmt, daß sein Name unter den gefürchteten Aufwieglern gegen Frankreich dort als einer der ersten genannt werde; und bei der Gewaltsamkeit, die alle Schritte Napoleon's bezeichne, könne besonders unter den gegenwärtigen Umständen ein bloßer Verdacht hinreichen, das Schlimmste befürchten zu lassen. Fichte antwortete, so sehr er auch dankbar sei für diese Warnung, so fest stehe sein Entschluß, nicht zu fliehen. Sein wahrhafter Beruf sei sein Lehramt, welches er ungewisser Besorgnisse halber nicht aufgeben dürfe, mit der Gefahr, es für immer zu verlieren: sein Leben gehöre der Wissenschaft und dem Vaterlande; beiden könne seine Flucht nichts nutzen, wol aber sein ruhiges Bleiben und

sein getreues Arbeiten in der angewiesenen Sphäre. So möge ihn jedes Schicksal treffen!

Bald aber gestalteten sich die Verhältnisse günstiger für Preußen; die französischen Heere durchzogen Berlin als Verbündete, und Fichte setzte, ungekränkt von ihnen, lehrend und wirkend seine bisherige Lebensweise fort. Doch folgte er mit höchster Theilnahme den Kriegsbegebenheiten, bestimmt es ahnend, daß jetzt ein entscheidender Wendepunkt für Europas Schicksal gekommen sei; und wir erinnern uns noch deutlich seiner vielfachen Aeußerungen darüber. Unterliege jetzt Rußland, so werde sein unersättlicher Trieb den Eroberer weiter und weiter fortziehen, aber nur zum Untergange an der eigenen Größe. Denn eine Weltmonarchie des einzelnen Volkes und Herrschers könne nicht mehr bestehen vor der Kraftentwickelung und dem klaren Bewußtsein, das jedem Staate über das eigene gesonderte Interesse innewohne. Nur höhere Ideen könnten jetzt weltbeherrschend und umgestaltend leiten. Ebendeshalb müsse aber auch das Unterliegen Napoleon's in diesem Kampfe bei der allgemeinen Aufreizung seine ganze Macht erschüttern, und gerade jetzt sei die Möglichkeit dazu mehr als je vorhanden. Wenn Rußland nur Ausdauer habe, wenn es nur nicht, durch die ersten unvermeidlichen Niederlagen erschreckt, frühzeitig Frieden schließe, so müsse fast der Angriff scheitern. Eroberung jenes Landes bei seiner Ausdehnung sei nicht möglich, dauernde Behauptung desselben fast ebenso wenig; dabei werde eben jetzt Napoleon's Ungeduld nach den ersten Siegen ihn leicht über das Maß nothwendiger Vorsicht hinwegreißen. Schon früher hatte Fichte nämlich einmal bei Gelegenheit des spanischen Krieges geäußert: Napoleon's Glück beruhe auf dem Scheine der Unfehlbarkeit, der ihn umgebe, auf der raschen Kühnheit, die das Unerwartetste ergreife. Diese erschüttere, betäube den Gegner, und in solcher ängstlichen Einschränkung auf Vorsichtsmaßregeln sei er schon halb besiegt. Mit Spanien habe Napoleon den ersten politischen Fehlgriff gemacht; komme noch ein unleugbarer militärischer dazu, so sei der blendende Wahn seiner Unüberwindlichkeit vernichtet. Zufällig erfuhr Fichte die Eroberung Moskaus als einer der ersten in Berlin an einem öffentlichen Orte durch einen Franzosen, der, mit dieser Nachricht vom Gesandten ausgeschickt, freudetrunken durch die Stadt eilte. Aber die einzige

Besorgniß, die er äußerte, war, daß die Russen nach Eroberung ihrer Hauptstadt an Frieden denken möchten: erst in mehreren Feldzügen könne ihr Krieg sich entscheiden.

Indessen war bei der raschen Folge der Ereignisse bald einzusehen, daß auch für Preußen, für ganz Deutschland eine neue Zukunft bevorstehe, wenn es fähig sei, mit Kraft den Moment zu ergreifen. Am 25. Jan. 1813 hatte der König plötzlich seine Residenz nach Breslau verlegt, und bald erschien von dort der Aufruf an die Jugend, zum Schutze des Vaterlandes aufzustehen. Kaum war an der rechten, von allen gewünschten Bedeutung dieses Wortes zu zweifeln, und nie vielleicht hat derselbe Gedanke, derselbe Entschluß mit lautlosem Einverständniß so plötzlich alle durchdrungen, als in jenen denkwürdigen Tagen. Doch sendete Fichte, um die Absichten der Regierung genauer zu erfahren, einen vertrauten Schüler mit Briefen nach Breslau. Bald hörte er von dorther, daß an dem raschen Auftreten Preußens gegen Frankreich nicht zu zweifeln sei, daß es den letzten Kampf gelte. Da war auch sein Entschluß gefaßt, nach seinen Kräften an ihm theilzunehmen. Seine vertrautern Schüler hatten auf sein Beispiel gewartet; jetzt entließ er sie mit einer Rede, worin er ihnen die Gründe darlegte, die unter den gegenwärtigen Umständen ihren wie seinen Entschluß zu leiten hätten. *) Wir heben folgende Stellen daraus hervor, die seine Ansicht des damaligen Zeitpunktes umfassend aussprechen:

„In einer solchen Lage (der äußern Unterdrückung) — was können die Freunde der Geistesbildung thun? Ich habe schon früher meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß, wenn die Gesellschaft, der Inhaber der materiellen Kräfte, dies sich gefallen läßt, sie selbst dagegen durchaus nichts thun können, als was sie ohnedies thun würden, sich und andere mit allem Eifer bilden. Sie sind ein höchst unbedeutender Theil der vorhandenen Körperkraft, wol aber sind sie alle bis auf ihre Zeit entwickelte Geisteskraft, und in ihnen ist niedergelegt das Unterpfand eines dereinstigen bessern Zustandes. Sie müssen darum sich selbst, ihre äußere Ruhe und Sicherheit und, was sie eigentlich schützt, ihre scheinbare Unbedeutsamkeit erhalten, so gut sie können, und durch nichts

*) Werke, IV, 603—610.

die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Wir haben ein leuchtendes Beispiel dieses Betragens an denen, die wir als die Fortpflanzer der höchsten auf uns herabgekommenen geistigen Bildung betrachten müssen, an den ersten Christen. — —

„Wenn nun aber in dieser Lage die Veränderung einträte, daß die Gesellschaft die Unterjochung ihrer Kräfte für fremde Zwecke nicht mehr dulden, sondern sie freimachen wollte für selbst zu wählende Zwecke: was könnten und sollten die Freunde der Geistesbildung sodann thun?

„Zuvörderst wird der Kampf begonnen im letzten Grunde für ihr Interesse; ob auch nicht jeder es so meint und versteht: sie können es also verstehen. — Es kann gar nicht fehlen, daß nach dieser Befreiung der Geist, wenn er nur seine Zeit erwarten und nichts ungeduldig übereilen will, auf die neu zu gestaltende Welt einfließen werde.

„Sodann soll das Ganze von der Schmach, welche die Unterdrückung auf dasselbe warf, gereinigt werden. Diese ist auch auf sie mitgefallen; freilich unverdient, ja zu ihrer Ehre, weil sie um höherer Zwecke willen frei und entschlossen duldeten. — Jetzt möchte es scheinen, als ob der, welcher nicht das Seinige thut, die Schmach abzuwälzen, gern geduldet hätte, nicht um höherer Zwecke, sondern aus Mangel an Muth.

„Doch so könnte es auch nur scheinen, und wer nur seines wahren Muthes sich bewußt wäre, könnte auch den haben, über diesen Schein sich hinwegzusetzen. — — Um Muth zu zeigen, bedarf es nicht, daß man die Waffen ergreife: *den weit höhern Muth, mit Verachtung des Urtheils der Menge treu zu bleiben seiner Ueberzeugung, muthet uns das Leben oft genug an.*

„Aber wenn ihnen die Theilnahme an dem Widerstande nicht nur freigelassen wird, wenn sie sogar zu derselben aufgefordert werden, wie verhält es sich sodann?

„Die Masse der zum Widerstand nöthigen Kräfte können nur diejenigen beurtheilen, die jenen Entschluß faßten und die an der Spitze des Unternehmens stehen. Nehmen sie Kräfte in Anspruch, die in der Regel nicht dazu bestimmt sind, so müssen wir, nachdem wir überhaupt Vertrauen zu ihnen haben können, ihnen auch darin glauben, daß diese nöthig sind. Und wer möchte

bei ungünstigem Ausgange den Gedanken auf sich laden, daß durch sein Sichausschließen und durch das Beispiel, das er dadurch gegeben, das Mislingen veranlaßt sein könne? Das Bewußtsein, meine Streitkraft ist nur klein, wenn es auch ganz gegründet wäre, könnte dabei nicht beruhigen. Denn wie, wenn nicht sowol auf die Streitkraft als auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geist gerechnet wäre, der hoffentlich, aus den Schulen der Wissenschaft ausgehend, ein guter Geist sein wird; wie wenn gerechnet wäre auf das große, den verbündeten deutschen Stämmen zu gebende Beispiel eines Stammes, der in allen seinen Ständen ohne Ausnahme sich erhebt, um sich zu befreien?

„Endlich kann ja auch dies nicht die Meinung sein, daß jeder ohne Ausnahme nur als Massenkraft wirke; es gibt ja da soviel andere Geschäfte. Nur dies scheint gefordert zu werden, daß jeder, mit Beiseitsetzung weitaussehender Zwecke, seine Kräfte dem dargebotenen großen Momente, zu jedem, wozu sie in diesem Moment am tauglichsten sind, widmet."

Und aus demselben umfassenden Standpunkte, der ihn zu diesem allgemeinen Urtheil leitete, suchte er auch klar zu werden über den Entschluß, den er persönlich in dem beginnenden Kampfe zu ergreifen habe. Wir halten es für wichtig, diese Erwägung aus seinem Tagebuche vollständig mitzutheilen; denn nirgends hat er selbst seine innerste Gesinnung so deutlich ausgesprochen als in dieser geheimen Selbstprüfung, welche einen der wichtigsten Entschlüsse seines Lebens begründen sollte.

* * *

„Entscheidende Berathschlagung für den gegenwärtigen Zeitpunkt und für mein Eingreifen. Die Neigung ist ganz wegzubringen; sie weicht aber nur der Pflicht. Erste Pflicht ist, meine Wissenschaft weiter zu bringen; kann ich dies auch nicht durch Lesen, so kann ich es doch durch einsames Meditiren; aber auch wol im Felde! Aber Pflicht ist es auch, theilzunehmen an der großen Bewegung der Zeit, da zu rathen, zu helfen. — Halt; dies schärfer! — Wenn ich wirken könnte, daß eine ernstere, heiligere Stimmung in den Leitern und Anführern wäre, so wäre ein Großes gewonnen; und dies ist das Entscheidende. Ich muß nicht gerade den äußern Erfolg sehen wollen, wenn ich nur das Negative sehe. Heiligen, ernsten Sinn befördern

und alles daraus herleiten. (Elend der Menschen, die solchen Aussichten sich verschließen!)

„Wäre die letzte Verpflichtung jetzt wichtiger als die erste? Sie verfrühte wenigstens meine Wirkung, die ohnedies nur später eingreifen wird. — Nur ist stets der Zweifel, ob es geschehen könne — ob ich eigentlichen Beruf dazu habe, oder nur außer meinem wahren Berufe mich dazu dränge. Zu können, hoffe ich; ob ich solle, hängt vom Schicksale, von den äußern Umständen ab. Da alle bisjetzt, die dabei interessirt sind, meinen Vorsatz gebilligt haben, so scheint darin allerdings der Fingerzeig Gottes zu liegen. Diesem muß ich mich ferner überlassen. Dies ist ein entscheidendes Argument — die Billigung: Schuckmann's Widerstreben bedeutet gar nichts. — — Es kommt darauf an — und dies entscheidet — daß ich der Reinheit meines ersten Anerbietens mir ganz bewußt werde, wenigstens jetzt es herstelle, mit Wahrheit in Gottes Hand mich ergebe.

„Deshalb den ehemaligen Entschluß geprüft und jetzt alles gereinigt, geheiligt. Es ist theils Wiederholung eines ehemaligen Entschlusses *), theils Scheu des Zustandes, der mir nach auseinander gegangener Universität bevorstände; aber doch auch Eifer zu wirken, allerdings ein innerer Antrieb. Man verleumdet dergleichen Regungen so oft als Phantasie. Es ist wahr, daß eine lebhafte Phantasie sich sogleich daran anschmiegt und das Bild des neuen Zustandes, welcher so nie ist, reizend ausmalt. Gibt es aber kein Mittel, die Sonderung rein zu machen? Diese Frage ist überall bedeutend. Das Falsche des Antriebes könnte nur liegen in der Neuheit der Lage, dem Ueberdrusse der alten, also in dem Triebe nach Veränderung, in Selbstgefälligkeit des Glänzens, Wirkens u. s. f. — Wo gibt es ein Mittel, sich gerecht zu richten? Die Frage ist: Ist es Gott oder der eigenwillige Mensch? — Wo dafür das durchschneidende Kriterium? — Ich denke: das Selbstvergessen, die Vernichtung, das nur Dastehen als Werkzeug, und durchaus nur also sich Denken. Nur liegt es nicht eben darin, daß man deutlich sich bewußt sei seines eigennützigen Triebes, sondern daß er sich nicht unbewußt unterschiebe, wie z. B. mir das Bild des

*) Man erinnere sich eines ähnlichen Anerbietens von Fichte beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Jahre 1806.

unruhigen Zustandes, als eines Leidens, das ich nicht ertragen könnte, unterschob. — Ich habe in diesem Falle ein sehr gutes Mittel klarer Entscheidung; es gibt eine dritte Auskunft: wegzugehen, in keinem Falle zu lesen, sondern frei zu bleiben. — Regel also: worüber Du Dich im Verdachte hast, das schaffe so weg! — Den Fall also gesetzt, ist die Neigung, wie ich spüre, mehr für das ruhige Leben. Die Verlegenheiten, die aus dem schon geschehenen Anerbieten hervorgehen, verspricht Nicolovius zu beseitigen. Ich bin darum völlig in den statum integrum des reinen Entschlusses zurückgesetzt."

* * *

„Den 1. und 2. April. Ob ich diesen Beruf auf diese Weise mir geben dürfe, ist die Frage. Welches ist er? In der gegenwärtigen Zeit und für den nächsten Zweck die höhere Ansicht an die Menschen zu bringen, die Kriegführer in Gott einzutauchen. — Nebenfrage: Will ich dadurch die Religiosität überhaupt oder das bessere Gelingen des gegenwärtigen Zweckes? Ich will freilich das letzte, und wer sagt, daß ich es nicht mitbefördern könne? — Eine ernstere Ansicht kann vor Schlaffheit, Lässigkeit bewahren. Aber kann sie auch stören? Wird durch göttliche Gedanken der Erfolg gestört, so ist er eigentlich nicht der rechte. Alle Störung dieser Art ist eigentlich das Setzen der Selbstbesinnung an die Stelle des Forthandelns im Blinden. Da entstehen nun freilich solche Stillstände und Absonderungen, wie durch das erste Christenthum. — Alle meine Wirksamkeit ginge also auf Bilden eines neuen Menschen. Gelänge mir nun dies, wäre es gut für das unmittelbare Handeln, für den gegenwärtigen Zweck? Warum nicht? Einige werden bestärkt und ihnen die Idee gegenwärtig erhalten, z. B. meine Studirenden, andere der Idee näher gebracht. Da hilft eben das unmerkliche Höherstimmen und Heiligen. Die Prediger sind in dem gleichen Falle, und ich weiß wohl, daß ich mein Geschäft ebenso gut verrichten werde wie sie alle. — Sollen überhaupt Feldprediger sein? Im christlichen Sinne allerdings. Jenes befürchtete Stören des Handelns fiele darum hinweg, und dieser Punkt ist völlig abgethan.

„Aber ob ich es solle? — Das Gesagte erkenne ich. Ist's mir nun nicht Sünde, wenn ich nicht danach thue? Beruft nicht gerade mich meine Erkenntniß und mein Eifer? — Könnt'

ich etwas Besseres thun? Schreiben über die Zeitbegebenheiten. Dies auch im Felde: kann beides nicht miteinander bestehen, so muß das minder Wichtige weichen. — Täusche ich mich aber nicht in mir? Ich muß es eben versuchen. Es ist schwierig, aber hüte dich vor dem Ergriffenwerden von der Phantasie. Die Menschen pflegen das Unbekannte zu fürchten: so ich, so Nicolovius für mich. Doch tritt nur kühn hinter den Vorhang!

„Also auch dies ist gehoben und weicht. Die ratio decidendi ist: die Kraft der lebendigen Rede zu versuchen und mir vielleicht diese neue Wirksamkeit zu erwerben. — Dies nur mit göttlichem Sinne gethan; also mir strenge Regeln gesetzt, überhaupt ein aufmerksames Betragen angefangen, Tagebuch gehalten u. s. f. So kann dies auch zur innern Verbesserung dienen und zur Niederschlagung der Phantasie.

„Noch diesen Zweifel! Mislingt es, verliere ich vielleicht nicht alle. — So gewänne ich wol andere, von der andern Seite. Meine Grundsätze finden doch wol irgendwo Eingang. Unbesonnen werde ich nicht sein; darauf hin, glaube ich, muß ich es wagen.

„Doch mein Haß und Empörung gegen das Schlechte? — Kann nicht größer werden. Aber wenn ich vergeblich an ihnen arbeite, sie sich durchaus läppisch benehmen und diese gegenwärtige Reizung dazukommt? — Die absolute Zurückziehung in die höhere Welt bleibt mir immer übrig. Meine äußern Verhältnisse werden mich nicht reizen. Mislingt die Probe, so bin ich gerade da, wo ich jetzt bin. Also die Sache ist beschlossen!"

* *
*

Folgendes Schreiben an den eben genannten Freund, der zugleich in der Behörde der geistlichen Angelegenheiten eine bedeutende Stelle bekleidete und durch dessen Vermittelung der gefaßte Entschluß ausgeführt werden sollte, legt Plan und Bedingungen desselben näher dar:

„Wie ich es bei Fassung aller bedeutenden Entschließungen zu halten pflege, daß ich mit der Feder in der Hand die Entscheidungsgründe aus der Tiefe alles Wissens heraushebe, so habe ich es seit der mit Ihnen gepflogenen Unterredung und dem schriftlichen Beitrage dazu, für welche beide mein ganzer sittlicher

Mensch Ihnen für Zeit und Ewigkeit verbunden bleibt, in Absicht des Ihnen Bewußten gehalten: diesen Morgen erst bin ich zu einem festen Resultate gelangt. Ihre Theilnahme gibt mir das Recht, Sie für jeden Erfolg zum Zeugen meiner Gesinnungen zu machen.

„Mein Plan ist, einen Versuch zu machen, die in letzter Instanz Beschließenden und Handelnden durch Beredsamkeit in die geistige Stimmung und Ansicht zu heben, von dem uns vorliegenden Vehikel der geistigen Ansicht heraus, dem Christenthume. Ich thue dadurch freilich nur, was jeder Prediger auch thun soll; ich glaube es nur anders thun zu können als die gewöhnlichen Prediger, weil ich eine höhere und geradezu praktischere Ansicht vom Christenthum habe. Da mir diese Aufgabe gerade sich nicht erst seit jetzt gestellt hat, der jetzige Zeitpunkt aber die schicklichste Gelegenheit ist, sie zu lösen, und ich nach allseitig gepflogenen Ueberlegungen jetzt nicht Besseres thun kann, so halte ich es für ein ausdrücklich an mich gestelltes Pflichtgebot. Gelingt mir der Versuch, so ist der Gewinn unabsehlich; mislingt er mir, so ist er denn doch deutlich ausgesprochen, und er wird irgendeinem andern nach mir gelingen. Das Zurückziehen auf den Punkt, wo ich jetzt bin, in die Welt des reinen Begriffs, steht mir immer offen. Nachtheiliger kann meine Ansicht von der Gegenwart und vollständiger meine Verzichtleistung auf das unmittelbare Handeln in ihr nicht werden, als sie es jetzt schon ist. Auch befürchte ich kaum eine Verschlimmerung meiner äußern Verhältnisse.

„Die Verabredungen für einen solchen Versuch wären nun folgende:

„1) Ich von meiner Seite mache mich anheischig, wirklich Christenthum und Bibel vorzutragen, nicht etwa, was so häufig geschehen ist, eine Bibelstelle nur zum Motto einer moralisch-philosophischen Abhandlung zu machen. Dies liegt in meinem Zwecke. Ich will in die geistige Welt heben; wo ich dies nicht durch Speculation soll, da muß ich es durch das Christenthum thun. Daß aber die Stellen dabei oft einen tiefern Sinn bekommen dürften, als der ihnen gewöhnlich beigelegt wird, muß man mir voraus zugeben.

„2) Die Ordination kann füglich unterbleiben. Um so mehr rechne ich auf freiwillige Zuhörer. Bei der Brigade, wo ich stehe,

kann neben mir der gewöhnliche Feldprediger predigen und die Sakramente verwalten. Ich wünsche nur gebildete Zuhörer. Mein Platz wäre darum das königliche Hauptquartier; bei demselben sind unmittelbar die Garden und die Freiwilligen der Garde, unter denen die meisten Studenten sind.

„3) Ich erbitte mir, unter niemand stehen zu dürfen als unter dem Könige oder dessen Stellvertreter im Hauptquartiere. Wie es sich versteht, daß man mich sogleich in mein altes Verhältniß zurücktreten lassen kann, falls man meine Anwesenheit nicht zulässig findet, so erbitte ich mir die Erlaubniß zu gehen, sobald ich sehe, daß der Versuch nicht gelingt.

„Indem ich nur noch hinzusetze: daß ich mir nach genauer Selbstprüfung bewußt bin, daß keine Neigung auf diesen Entschluß mit einfließt, da es mir nach dieser persönlichen Neigung weit lieber wäre, das gewohnte Leben fortzusetzen, auch sich mir in diesen Tagen ein anderer Plan aufgeschlossen hat, der mich weit mehr reizt: so lege ich diese Sache in Ihre Hände, fest vertrauend, daß dieselbe durch Sie rein und klar entschieden werden wird." *)

* * *

Die vorgelegten Bedingungen ergaben sich aus dem Zwecke selbst, den Fichte sich vorgesetzt hatte, und schienen ihm wesentlich zur Erreichung desselben, aber eben diese mochten es sein, welche nach dem Urtheil der Behörden die ganze Sache schwierig oder unthunlich machten; und er trat mit derselben Unbefangenheit zurück, mit welcher er sich erboten hatte. Die eigentliche That war ja schon geschehen: er war seines reinen Willens, seiner aufopfernden Hingebung in sich selbst sicher geworden, während

*) Wir bemerken, daß wir wegen Unleserlichkeit des allein noch in unsern Händen sich befindenden Conceptes das Ende des Briefes nur unvollständig mittheilen und hier und da statt der ursprünglichen Worte andere dem Zusammenhange angemessene wählen mußten. Das Gleiche ist der Fall bei ein paar andern, gleichfalls aus dem Concepte mitgetheilten Briefen von Fichte, und wir bringen dies darum in Erinnerung, damit, wenn, was nicht unmöglich, die Originalbriefe bekannt würden, man aus diesen zufälligen Abweichungen nicht eine absichtliche Veränderung dieser und anderer Stellen von unserer Seite vermuthen möge.

die äußern Umstände den reinen Erfolg ihm wahrscheinlich getrübt und verkümmert hätten. Aber hierin hat sich sein Charakter vollkommen ausgesprochen: durchaus resignirend auf jede Anerkennung, verzichtleistend auf jeden Erfolg, war er doch stets bereit, freudig und mit ganzer Kraft einzuwirken, als wenn noch keine vergebliche Hoffnung, keine Täuschung ihm geworden wäre. Für sich selbst hat er kaum jemals etwas begehrt, was einer Auszeichnung oder einem Vortheil geglichen hätte. Und man hat ihn darin beim Worte genommen, denn äußerlich hat er kaum das Mäßigste erreicht. Die ihm gewährten Einkünfte waren in der frühern Zeit dürftig und unzureichend; erst in den letzten Jahren hätte er sorgenfrei leben können, wenn nicht die Kriegszeiten jedes etwa Ersparte verschlungen hätten. Er hinterließ die Seinigen vermögenslos. Aber auch sonst ist ihm von obenher keinerlei Dank, keinerlei öffentliche Anerkennung zu Theil geworden. Vielmehr erschien er seinem Vorgesetzten und einigen Collegen als eigensinniger Sonderling, dessen Anträge und Forderungen höchst lästig den gewöhnlichen Lebensgang unterbrachen. Man fand ihn unbequem und unfügsam zugleich. Und auch hierin ist sein Los dem von Stein zu vergleichen, welcher ebenso in seinem gesammten Leben und Wirken zwar unendlich viel Wichtiges anregte, für sich selbst aber niemals eines reinen und vollständigen Erfolgs sich zu erfreuen hatte. Sogar darin gleichen sich beide, daß sie ihre glühenden Verehrer, ihre thatbereiten Nachfolger erst in dem nachwachsenden Geschlechte fanden, während dem einen von ihnen, Fichte, versagt war, das Aufgehen seiner Geistessaat zu erleben. Wenn wir die spätere Burschenschaft als aus seinen nachwirkenden Ideen entsprossen betrachten dürfen*), so müssen wir wiederum beklagen, daß dieser ursprünglich gesunde und hoffnungsreiche Keim durch eigenen Misbrauch entartet, durch fremde Schuld freventlich zertreten worden ist.

Und hier drängt sich uns eine allgemeine Betrachtung auf, die wir, fast am Ende seiner Laufbahn stehend, im Rückblick auf dieselbe uns nicht verschweigen dürfen.

Keinem wird es oft schwerer, die Oede des langsam fort-

---

*) Daß dies sich so verhalte, hat unter andern auch Gervinus in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig 1856), II, 372 fg., gezeigt.

rückenden Lebens zu ertragen, als solchen Männern, denen schon frühzeitig der höchste Ruhm zu Theil geworden ist. Der Ertrag ihres ganzen Daseins ist schon ihr Besitz, und selten kann etwas Neues und Größeres das früh Gewonnene überbieten. Ueberhaupt ist Hoffnung und Erwartung aus ihrem Leben genommen, und sie können nichts mehr dem Aeußern, alles nur sich selbst verdanken. Aber schlimmer ist es noch, wenn das von ihnen beherrschte oder durch sie gebildete Zeitalter allmählich sich gegen sie wendet, und was früher ihr Ruhm war, jetzt ihnen als Schuld angerechnet wird. Dann bedarf es verdoppelter Selbständigkeit, um den gewohnten Standpunkt freiwillig aufzugeben und völlig auf die Mitwelt resignirend dennoch neu und frisch aus sich selbst zu leben. Aber nur wenigen gelingt dies, und wir sehen oft die vorzüglichsten Geister diesem Kampfe, ein verlorenes Verhältniß wieder zu erringen, schmerzlich unterliegen. So ist Herder, welchen dies Los in seiner ganzen Härte traf, eigentlich nur daran so frühzeitig zu Grunde gegangen: er starb nach dem vielbedeutenden Ausdrucke der Seinigen an gebrochenem Herzen! — Fichte, den ein ähnliches Schicksal traf, hat es im Innersten kaum verändert, ja, während es andere verbittert, stimmte es ihn milder und gelassener; und dies unbedingt müssen wir für die kräftigste That seines Lebens erkennen, daß er, äußerlich verzichtend auf jeden Dank und Ruhm, der doch vorher schon so reichlich ihm geworden war, dennoch nicht geirrt wurde in seiner Denkart durch allen auf ihn eindringenden Widerstand, sondern daß er forschend wie wirkend immer in alter Kraft sich behauptete. Keine Schwäche oder Verzagen hat je ihn angewandelt, kein Wanken der Ueberzeugung ihn beschlichen, an deren demantenem Schilde vielmehr jeder Widerspruch abglitt. Und bei der strengen Klarheit, die ihm Bedürfniß war, hatte er sogar durch eine eigene Theorie sich zurechtgelegt, warum seine Lehre bei dem Zeitalter keinen Eingang finde; womit er eigentlich sich und dem Zeitalter gleichmäßig unrecht that, indem sie allerdings stark und entschieden eingegriffen hatte, nur nicht in der Weise, wie er es wollte. Man hat dies höchste Einseitigkeit genannt und theoretischen Starrsinn. Wir vermögen in dem Theile nicht zu widersprechen, daß es Fichte's vordringendem Geiste durchaus versagt blieb, daß ihm darum auch die Geduld und die Uebung fehlen mußte, in eine fremde, verwandte oder entgegenstehende

Denkweise sinnend sich einzuleben. Sie interessirte ihn nicht, und es ist schon erwähnt worden, daß er von keinem seiner philosophischen Zeitgenossen, außer von Jacobi, eingehende Kunde genommen. Aber am andern Theile haben wir auch gezeigt, warum er berechtigt war, auf seiner Ueberzeugung zu verharren, ja wie sich dies von selbst erklärt. Sie entstammt einer Tiefe und führt eine Gewißheit bei sich, die, einmal vom Bewußtsein ergriffen und dauernd erlebt, niemals mehr verloren geht und noch weniger in ungewissen Zweifeln zerrinnt.

* * *

Aus jener denkwürdigen Zeit müssen wir noch einer Begebenheit gedenken, die ganz unbekannt, soviel wir wissen, den Grad der damaligen oft unbesonnenen Aufregung bezeichnet, aber auch zu Fichte's Charakteristik hieher gehört. — In den letzten Tagen des Februar wurde Berlin noch von einem schwachen französischen Heerhaufen in Besitz gehalten, der, nach manchen Vorbereitungen zu schließen, es sobald noch nicht verlassen zu wollen schien. Aber man wußte das Anrücken der Russen, und einige in die Stadt sprengende Kosacken reichten hin, alles in Verwirrung zu setzen und die Bürger selbst auf das lebhafteste aufzuregen. Man versuchte schon, einzelne zu entwaffnen, Pulverwagen in den Fluß zu werfen, Kanonen unbrauchbar zu machen, und wenn ein gemeinsamer Plan diese plötzlichen Ausbrüche geleitet hätte, so wären sie dem kleinen Haufen vielleicht verderblich geworden, ohne doch für die große Sache irgendetwas zu entscheiden. Aber solch ein aufregender Mittelpunkt fand sich bald: es war ein Mann, allerdings voll Muth und Vaterlandsliebe, welcher zugleich einen großen Anhang und mancherlei Verbindungen unter den Jünglingen hatte, die, leicht erregbar, nicht früh genug ihren Eifer wie ihren Haß an den Tag legen konnten. Er entwarf den abenteuerlichen Plan, die französische Besatzung bei Nacht in den Häusern zu überfallen und ihre Magazine anzuzünden: durch dieses Beispiel des Muthes, der kräftigen Selbstbefreiung entflammt, werde das Volk überall in Aufstand ausbrechen. Zugleich lag auch wol noch die Nebenabsicht zu Grunde, durch eine so entscheidende That die Regierung, welche sich mit weiser Zurückhaltung über das Ziel ihrer Rüstungen noch nicht

ausgesprochen hatte, für jeden Fall auf dieser Bahn mit fortzureißen. Der gefährliche Gedanke hatte Anklang gefunden, und die Ausführung war für eine der nächsten Nächte festgesetzt. Nur ein junger Mann, der theil an der Berathung genommen, konnte in seinem tapfern Sinne den Gedanken des Mordes nicht ertragen, zu dem er aufgefordert worden. Lebhaft beunruhigt über die Zulässigkeit solcher That, wollte er Fichte darüber entscheiden lassen, dessen Schüler er vor kurzem geworden war. Schon morgens in der Frühe eilt er zu ihm und fragt zuerst in allgemeinen Ausdrücken, was Sittlichkeit und Religion gegen den Feind wol gestatten; endlich gesteht er dem tiefer Eindringenden den ganzen Plan. Fichte, entsetzt über einen so nutzlosen Frevel, weiß ihn vom Thörichten und Unerlaubten des Plans zu überzeugen; zugleich aber eilt er selbst zum Chef der Polizei (es war damals, wenn wir nicht irren, Hr. von Sack), um ihm das Vorhaben zu entdecken. Es wurde beschlossen, jenen Mann und einige andere unter dem Vorwande von Aufträgen unbemerkt zu entfernen, um, während sie hier unschädlich wurden, ihren Muth und ihre Kraft für bessere Gelegenheit zu erhalten. Denn in der That wäre die Strafe dem unbesonnenen Unternehmen auf dem Fuße gefolgt; es stand nämlich das Corps des Vicekönigs von Italien damals noch vorwärts an der Oder, welches, auf Berlin sich werfend, die härteste und gerechteste Rache genommen haben würde. *)

Zurückkehrend zu seinem unmittelbaren Berufe, hielt Fichte es für seine nächste Aufgabe, in seiner Umgebung auszusprechen, was ihm bei dem Heere zu thun nicht vergönnt war, seine Ansicht von den Zeitereignissen und von dem Charakter des jetzt zu führenden Kriegs, und dies um so gründlicher, da er hier die wissenschaftliche Form anwenden konnte. Auch hatten sich wäh-

*) Demselben jungen Manne, welcher Fichte diese Eröffnung machte, begegnete nachher während des Feldzugs ein Ereigniß, das wenigstens in mittelbarer Beziehung zu Fichte stand, und das sein General wegen seiner Merkwürdigkeit damals durch die Zeitungen bekannt gemacht wünschte. Fichte verhinderte dies indessen, indem er in mancher Rücksicht daraus Misdeutung und Misbrauch fürchtete. Da jetzt dieser ganz hinwegfällt und die Geschichte zugleich für sein inniges Verhältniß zu seinen Schülern und für ihre Liebe zu ihm Zeugniß ablegt, so theilen wir das Betreffende wenigstens im zweiten Theile (Beilage X) mit.

rend des Sommers so viel Studirende zusammengefunden, daß ihn wieder ein ziemlich zahlreiches Auditorium umgab. Warum nicht zugleich eine Schrift daraus wurde, wissen wir nicht, und erst nach seinem Tode sind die damals gehaltenen Vorlesungen im Drucke erschienen. *) — Ueberhaupt war seine Aufmerksamkeit allein auf die großen Ereignisse gerichtet, und unter den neuen Maßregeln erhielt besonders die Einführung des Landsturms seine größte Billigung. Er nahm selbst eifrig theil an seinen Uebungen und hoffte sogar, daß man ihn auch zu ernster Mitwirkung gegen den Feind benutzen würde. Dies war auch sonst die fast allgemeine Stimmung; friedliche Gelehrte, Familienväter waren bereit, im Kampfe ihr Leben zu opfern, und die meisten Lehrer der Universität, auch hierin durch ihr Beispiel vorleuchtend, verbanden sich feierlich untereinander, um durch keine Rücksicht im Dienste für das Vaterland eingeschränkt zu werden, daß die Ueberlebenden für die Weiber und Kinder der im Kampfe Umgekommenen zu sorgen hätten. Dies Actenstück, das die berühmtesten Namen der damaligen Universität trägt, scheint uns ebendeshalb einen Platz in der Geschichte jener Zeit zu verdienen, als Zeugniß ihrer Gesinnung für das Vaterland. **) Und auch während des Waffenstillstandes war es die einzige Besorgniß, daß man, durch den bisherigen zweifelhaften Kriegserfolg zaghaft und bedenklich geworden, jetzt etwa Frieden schließen möchte. Nur Ausdauer und Muth sei nöthig — so äußerte sich Fichte schriftlich und mündlich bei allen Gelegenheiten: man müsse, des Kriegs ungewohnt, erst siegen lernen, und was der erste Feldzug nicht erreiche, könne der zweite vollenden. „Ein frisches Herz und keinen Frieden" — Worte, mit denen er damals den Brief an einen Freund schloß — dies war auch die Losung aller Wackern und Einsichtigen, die da wußten, daß der Moment der Befreiung, jetzt versäumt, nie also wiederkehren werde.

---

*) „Ueber den Begriff des wahren Kriegs" (Stuttgart 1815), später der „Staatslehre" einverleibt. „Werke", IV, 401 fg.

**) S. Beilage XI des zweiten Theils.

Neuntes Kapitel.

Fichte's letzte Krankheit und Tod. Seine hinterbliebene Witwe.

Endlich war nach Ablauf des Waffenstillstandes der Wiederausbruch der Feindseligkeiten entschieden, deren erste Ereignisse Berlin selbst in nahe und drohende Gefahr brachten. Aber die entscheidenden Siege bei Großbeeren und Dennewitz wendeten sie ab, noch ehe sie die meisten in ihrer Größe auch nur geahnt hatten. Früher, solange der Landsturm in Berlin bestand, war es Fichte's Plan, für seine Person sich nicht zu entfernen, sondern an dem Schicksale der männlichen Bürgerschaft theilzunehmen, welche man bei Annäherung des Feindes mit den Linientruppen zum Widerstande bestimmt glaubte, seine Gattin aber fortzusenden; und es war sein fester Vorsatz, weder sich noch die Seinigen in die Hand des Feindes fallen zu lassen. Jetzt war indeß die Gefahr so rasch abgewendet worden, daß noch kein Entschluß darüber hätte gefaßt werden können. Aber eben diese Nähe des Kriegs führte ein Uebel herbei, das in seinen Folgen leider Fichte's frühzeitigen Tod veranlaßte. Bald wurden nämlich durch die blutigen Gefechte in der Nähe Berlins die Miliärhospitäler der Stadt mit Verwundeten und wegen der gewaltigen Mühseligkeiten des Feldzugs auch mit Kranken, besonders Nervenkranken überfüllt; die öffentlichen Anstalten konnten nirgends Genüge leisten, und die Behörden selbst forderten durch die Zeitungen die Frauen zur Pflege der Kranken, die Bewohner zu Beiträgen auf. Da war Fichte's Gattin eine der ersten, die aus eigenem Entschlusse wie mit dem Willen ihres Gatten dazu sich erbot. Sie überwand mühsam den Widerwillen, den sie anfangs empfand, unbekannten Kranken sich

zu nahen; und bald schien dies Geschäft ihr der heiligste Beruf, dem sie alle Kräfte, auf jede Gefahr hin, zu widmen entschlossen war.

Aber es war noch ein höherer Geist, welcher sie dabei erfüllte. Daß sie Erfrischungen, Arzneien, Kleidungsstücke an die Kranken vertheilte, daß sie unermüdet und unabweisbar in ihrer Pflege jeder Gefahr der Ansteckung sich aussetzte, nicht dies erschien ihr die Hauptsache. Wichtiger war es ihr, den geistig Verschmachtenden den innern Quell des Trostes zu zeigen. Wenn alle Bilder irdischen Leidens vor ihr vorübergingen, konnte sie selbst nur Ruhe finden in dem Gedanken an die göttliche Gnade, die allen gleich nahe sei; und wie wäre es ihr nicht gelungen, was ihr eigenes Gemüth durchaus erfüllte, auch jenen Verlassenen nahe zu bringen, die oft schon ein freundliches Wort gewöhnlicher Theilnahme wunderbar aufrichtete. Besonders empfand sie Mitleid mit halberwachsenen Jünglingen, die, von dem furchtbaren Uebel des Heimwehs befallen, jede Erquickung zurückwiesen und zu sterben wünschten; und manchen von ihnen hat sie durch unablässigen Zuspruch, durch Mittheilungen aus dem Aelternhause, wohin sie geschrieben, ins Leben zurückgeführt oder wenigstens getrösteter hinübergeleitet. Abends endlich in den kurzen Wintertagen, nachdem sie vormittags und nachmittags dieser Pflege obgelegen, ging sie oft noch durch die Stadt, um bei Bekannten und Freunden Beiträge zu sammeln und das unmittelbar Nöthige sogleich herbeizuschaffen, was ihr besser schien als ein allgemeiner Geldzuschuß. Wenn es verwundern mußte, wie eine keineswegs starke Frau auch nur körperlich so ungewohnte Anstrengung ertragen habe, so wollen wir uns erinnern, daß wahre Begeisterung auch dem Körper gesteigerte Kraft verleiht. Und als eine solche wahrhaft Begeisterte erschien sie uns, wenn ihr das Ungewohnte leicht wurde, das Beschwerliche und Zurückschreckende unbemerkt an ihr vorüberging; und ganz aufgegangen in diesem Bedürfniß zu helfen, durfte man sie darin glücklich, ja selig nennen. Selbst späterhin, wenn sie daran dachte, wie sie den Tod ihres Gatten dadurch veranlaßt, konnte sie nicht bereuen, also gethan zu haben. Im Bewußtsein der tiefen Nothwendigkeit, welche sie dazu getrieben, war sie völlig versöhnt mit ihrem Schicksal.

Indeß war, nach den Schlachten von Leipzig und Hanau,

der Feind über die Grenzen Deutschlands hinausgetrieben worden; es regte sich wieder an der Universität das Bedürfniß friedlicher Beschäftigung, und Fichte konnte von neuem einen ziemlich bedeutenden Kreis von Zuhörern um sich versammeln. Aber die erhöhtere Weihe und Energie, welche die Größe des Augenblicks in ihm erregt hatte, brachte er auch zu seiner Forschung mit. Wie seine Hoffnungen für das Vaterland wiedererwacht waren, so fühlte er sich auch wie von neuer Jugendkraft durchdrungen, während er unbewußt an der Schwelle seines Lebens stand. Das Alte schien weit hinter ihm zu liegen, und er glaubte auf neuen Wegen der Entdeckung zu sein. Er entwarf einen völlig veränderten Plan seiner Vorlesungen. Es war eine neue Einleitung in die Philosophie, von welcher aus er die Fähigern also vorbereitet desto leichter und rascher zum Vortrage seines Systems fortzuführen gedachte. Während derselben steigerte sich immermehr die Lust an dem begonnenen Werke; und wie er überhaupt stets aus frischer Meditation arbeitend denselben Erkenntnißstoff in immer neue Formen zu bringen wußte, so glaubte er besonders jetzt eine faßlichere Darstellungsweise als je vorher gefunden zu haben. Alles erschien ihm größer und umfassender, wie in neuem Lichte, und mehrmals äußerte er gegen den Sohn, daß er dem jetzigen Vortrage eine Klarheit zu geben hoffe, daß auch ein Kind — seine eigenen Worte — ihn fassen solle. Jetzt sei aber auch der Augenblick gekommen, mit der längst von ihm beabsichtigten Darstellung seines Systems öffentlich hervorzutreten. Er wolle daher den nächsten Sommer (1814), ohne Vorlesungen zu halten, und ganz abgesondert von jeder störenden Umgebung, an einem ruhigen Orte auf dem Lande zubringen (er bezeichnete dabei die herrliche Gegend zwischen Dresden und Meißen, an welche sich seine liebsten Jugenderinnerungen knüpften), um so in tiefster Einsamkeit jenes lange vorbereitete Werk auszuführen. Dann — setzte er hinzu — wenn es ihm gelungen sei, seine Lehre in der Vollendung darzustellen, nach welcher er seine ganze schriftstellerische Laufbahn hindurch gerungen, dann halte er die Aufgabe seines Lebens für erreicht; sein Vermächtniß an Gegenwart wie Nachwelt sei darin niedergelegt. Er gedenke dann nichts mehr zu schreiben, sondern wolle den Rest seines Lebens nur noch der Bildung von Jünglingen widmen, die er zur Fort-

pflanzung des wahren philosophischen Geistes tüchtig zu machen hoffe.

Unterdeß hatte seine Gattin, nach fünfmonatlicher ununterbrochener Krankenpflege in den Lazarethen, wachsendem Uebelbefinden weichen müssen. Am 3. Jan. 1814 warf sie ein heftiger Ausbruch des Nervenfiebers, das sie sich durch Ansteckung zugezogen hatte, aufs Krankenlager, und bald entwickelte sich das Uebel zu einer so furchtbaren Höhe, daß fast keiner Hoffnung mehr Raum gegeben wurde. An dem Tage der dringendsten Gefahr wollte Fichte seine Vorlesungen über die Wissenschaftslehre beginnen. Fast den ganzen Tag hatte er selbst sorgend und pflegend im Krankenzimmer hingebracht. Endlich gegen Abend mußte er sich vorbereiten, seine Vorträge anzufangen, die er, aufs Unvermeidliche gefaßt, nicht aufschieben wollte. Er nahm Abschied von der schon bewußtlosen Kranken, und vom Schmerze gebeugt, hatte sein Geist doch noch die Selbstbeherrschung, einen Vortrag über die abstractesten Gegenstände zwei Stunden hintereinander fortzusetzen, sodaß wol niemand ahnen mochte, er sei vom Sterbebette seiner geliebten Gattin gekommen, und der Gedanke begleite ihn nach Hause, sie vielleicht todt anzutreffen.

Aber gerade während der höchsten Gefahr hatte sich eine wohlthätige Krise vorbereitet, sodaß die Aerzte zum ersten mal Hoffnung schöpften; und wir vergessen den Augenblick nicht, wo Fichte, von Freude überwältigt, mit Inbrunst über seine Gattin sich hinneigte und sie als gerettet, als neu ihm geschenkt begrüßte. Aber vielleicht war dies gerade der Augenblick, wo sie unschuldig und unbewußt selbst ihm den Keim der Krankheit einflößte. Schon am andern Tage fühlte er bedeutendes Uebelbefinden, ohne jedoch seine Vorlesungen auszusetzen, oder mit geringerer Anstrengung sich auf sie vorzubereiten. Es begann mit anhaltender Schlaflosigkeit, die selbst nicht Bädern und innern Mitteln weichen wollte, und bald konnte man sich über den Charakter und die Gefahr der Krankheit nicht mehr täuschen. Indeß hatte das Uebel besonders den Kopf betäubend ergriffen, und im Fortgange der Krankheit wurden die lichten Augenblicke immer seltener und kürzer. In einem der letzten brachte ihm sein Sohn aus den Zeitungen noch die Nachricht an das Bett von Blücher's Rheinübergange und von dem raschen Vordringen der

Verbündeten in Frankreich. Da erwachte sein Geist noch einmal zu alter Kraft; es war die letzte Freude, die ihm auf Erden wurde, während ihm das plötzliche Stocken des Feldzugs im verflossenen Herbste und manche Nachrichten von dem Einflusse einer gewissen Friedenspartei wieder einen Rückfall in die alte Zweifelhaftigkeit und Halbheit zu verrathen schienen, die ihn mit bitterm Unmuth erfüllte. Nun aber, wo er den Erbfeind der Deutschen endlich auf eigenem Boden angegriffen sah, erhob er sich wieder zum alten Vertrauen auf eine bessere Zukunft seines Vaterlandes. Und diese Freude, diese neue Hoffnung verflocht sich auch nachher so eigen mit den Phantasien seiner Krankheit, daß er selbst am siegreichen Kampfe theilzunehmen glaubte, daß es ihm dann aber doch wieder sein eigenes Uebel schien, was er bekämpfte, und das nur durch Willenskraft und festen Entschluß zu besiegen sei. So blickte fast immer freudige Hoffnung und Zuversicht durch seine Phantasien; und einmal kurz vor seinem Tode, als der Sohn mit Arznei sich nahte, schien noch zuletzt für einen Augenblick seine Seele mit ganzer Klarheit hervorzustrahlen. „Laß das“, sagte er mit dem gewohnten Blick inniger Liebe, mit welchem er die Seinigen in traulichen Augenblicken grüßte: „ich bedarf keiner Arznei mehr, ich fühle, daß ich genesen bin!“ Und bald darauf erfüllte es sich auch also. Der Schlaf, der ihn umfing, wurde immer tiefer und unerwecklicher, manchmal nur von leise gesprochenen Worten begleitet, und endlich, am elften Tage nach Ausbruch der Krankheit, in der Nacht des 27. Januar, gegen 5 Uhr, waren alle Zeichen des Lebens verschwunden. Er starb im nicht ganz vollendeten zweiundfunfzigsten Lebensjahre, aber in ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft. Er hatte noch keinen Zahn verloren, und fast kein Grau färbte den dunkeln Haarwuchs des kräftig emporgerichteten Hauptes.

Wir können den Bericht von seiner letzten Krankheit nicht passender schließen, als indem wir die Worte mittheilen, die sein Arzt und Freund, der ehrwürdige Hufeland, auf unsere Bitte uns darüber schrieb. Sie sind zugleich ein Denkmal ihrer Freundschaft und beiden gleich ehrenvoll:

„Die letzte Krankheit, die ihn uns leider so frühzeitig und so schmerzhaft entriß, war das bösartige Nerven- oder vielmehr Lazarethfieber, ihm durch Ansteckung mitgetheilt von seiner lie-

benden Gattin, die, hauptsächlich auf seinen Antrieb, die kranken Krieger im Lazareth mit unermüdeter und wahrhaft christlich-frommer Treue gewartet und gepflegt hatte.

„Es kündigte sich gleich durch bedeutende Lähmungen innerer Organe an, die wenig Hoffnung schöpfen ließen. Doch kämpfte seine kräftige Natur und besonders sein Herz und seine Respirationsorgane lange dagegen. Auch der Geist, trotz der mit dieser Krankheit verbundenen Betäubung des Kopfes, blickte immer von Zeit zu Zeit wunderbar lichtvoll hindurch; und ich vergesse nicht, wie er einst seine Krankheit mit einem Aufruhr der physischen Natur gegen sein höheres Geistiges verglich, welches aber gewiß siegen werde!“

Zum Schlusse noch ein zusammenfassendes Bild seines Charakters zu entwerfen, kann überflüssig erscheinen und sogar unmöglich, wenn es dem ganzen Werke nicht gelungen. Aber seines Aeußern gedenken wir noch kurz, denn dies war nur der vollständige und der bezeichnendste Abdruck seines Innern; es verrieth, daß hier ein Mann aus einem Gusse und von eherner Selbständigkeit vor uns stehe. Klein, aber von kräftig zusammengedrängter Statur, blutreich und muskelstark, deutete sein Körper auf zurückgehaltenen Wuchs, wie er durch die ungünstigen Verhältnisse seiner Jugend sich nicht gehörig hatte entwickeln können. Sein Gang war fest, sein Auftreten kräftig wurzelnd, ankündigend die Geradheit und Entschiedenheit seines Charakters, und wer ihn reden hörte, kräftig und mit starkem Nachdruck, mußte fühlen, daß Ueberzeugung und Offenheit jedes seiner Worte eingaben und begleiteten. Seine Gesichtszüge hat der Bildhauer Karl Wichmann in der Marmorbüste, welche die Aula der berliner Universität bewahrt, am treuesten und charakteristischsten wiedergegeben. Nach ihr ist das Medaillon gefertigt, welches das Grabdenkmal auf dem oranienburger Kirchhofe schmückt und das wir seiner Aehnlichkeit halber hier haben nachbilden lassen. Nach Schinkel's Urtheil aber, des genialsten Künstlers, den Berlin damals besaß, war sein ähnlichstes Bildniß der Kopf des Großen Kurfürsten, wie ihn das erzene Denkmal auf der Langen Brücke zu Berlin darstellt.

Fichte starb im vollen Bewußtsein seiner Kraft und seines Wirkens, und so hat er auch sein Bild der Nachkommenschaft hinterlassen. Selten jedoch wird uns Gelegenheit, treu und tief

genug in die innere reifende Entwicklung eines großen Charakters hineinzuschauen. Bei Fichte war dies uns vergönnt, und zwar nicht durch fremde Schilderung, sondern durch sein eigenes Wort und Zeugniß. Sein Stolz, ausgebildet und genährt durch das Gefühl geistiger Ueberlegenheit, war ursprünglich nicht ohne Selbstüberhebung, sein Urtheil nicht frei von Unbiegsamkeit und Uebereilung. Dies alles aber mildert und berichtigt sich vor unsern Augen in der fortschreitenden Reife des Lebens, nicht jedoch zu weichlichem Gehenlassen, zu philisterhafter Ermüdung am Kampfe — schrieb er doch noch 1813 die Worte der Selbstbetrachtung: „Mein Haß und Empörung gegen das Schlechte kann nicht größer werden!" — sondern weil eine höhere sittliche Zucht über ihn gekommen war; wir sprechen die psychologisch tiefbegründete Wahrheit aus: weil er sich vom Standpunkte selbstgenügsamer Moral und Pflichtmäßigkeit in die Höhe der Religion erhoben hatte. Ohne an Kraft der Ueberzeugung das Geringste einzubüßen oder zu irgendeiner Schwäche herabzusinken, hatte er dennoch immer entschiedener das Haften an sich und seinem Willen aufgegeben: Ergebung war über ihn gekommen. Ohne zu prunken, mit antiker Einfachheit sehen wir ihn sein Leben dem Vaterlande zum Opfer weihen, will er ausdrücklich seine Mitwirkung bei der wichtigsten Angelegenheit verschwiegen wissen, damit nicht etwa sein Name ein Hinderniß werde, warnt er ausdrücklich davor, ihn zum Leiter der Universitätsangelegenheiten zu wählen; da er aber einmal die ihm widrige Aufgabe unternommen, führt er sie nach eigener unbeugsamer Ueberzeugung durch; sobald dies nicht mehr geht, dringt er auf seine Entlassung, um „ein ehrlicher Mann zu bleiben".

Damit hat er aber nur das echt und allgemein Menschliche in sich zur Anschauung gebracht: Entselbstung, völlige Demüthigung vor der höhern Idee, die als „Beruf" sich ihm darstellt. Dadurch rückt er aber menschlich uns näher und stellt sich neben den schlichten Mann, der „in der Furcht Gottes" sein niederes Tagewerk mit Gewissenhaftigkeit treibt. Jede falsche Vornehmheit, jedes persönliche Prunken mit den Vorrechten einer „höhern Natur", dergleichen Prätensionen er auch sonst innigst abhold war, verschwinden vor dieser Größe einfacher Menschlichkeit.

Jedem starken Charakter und gewaltigen Willen ist aber ein Hemmendes angeheftet, welches zugleich doch aus der Wirkung seines eigenen Wesens entspringt und so dem Glanze seiner Erscheinung ein Tragisches beimischt. Die Alten waren tief durchdrungen vom Befremdlichen dieser Erfahrung; sie warfen dies ihnen Unerklärbare in den „Neid der Götter" zurück. Auch in Fichte's Leben tritt dieser tragische Nebenzug stark und unverkennbar hervor. Aber der Quell davon lag in ihm selbst: sein Geist war nicht dazu geartet und darum wenig geübt, in der fremden Meinung das ihm Verwandte herauszufinden, überhaupt glückliche Anknüpfungspunkte seines Wirkens zu suchen. Er verachtete meist seine Umgebung, und im allgemeinen Umrisse betrachtet mochte er damit recht haben. Nur darf, wer wirken will, bei der Verneinung nicht stehen bleiben; er muß dies widerstrebende Element durchaus verstehen lernen, statt ungeduldig es abzulehnen. So geschah es, daß seinem unablässigen und unermüdbaren Kraftaufwande der äußere Erfolg fast niemals proportional war, daß fast beständig eine ebenso starke Gegenwirkung sich regte, für die er, weil er des reinen Willens und der scharfen Einsicht des eigenen Ziels bewußt war, allerlei Erklärungsmittel außer sich selbst fand: in der letzten Wurzel die allgemeine Versunkenheit und absolute Sündhaftigkeit des Zeitalters, worin er fast an Luther erinnern könnte, welcher dem Aberglauben seiner Zeit gemäß bei jedem Miserfolge und überhaupt in seinen Widersachern nur die Wirkungen des Teufels sah.

Es ist erklärlich, wie beide so denken und empfinden konnten; dennoch war es nur der Conflict ihrer Individualität mit der Umgebung, welcher dies getrübte Bild ihrer Umgebung in sie hineinwarf.

Für die Nachkommen aber und bei Betrachtung der gesammten Geistesgestalt reinigt sich dies alles. Auch jener Mangel, der von der andern Seite ihre größte Stärke war, wird zum charakteristischen Zuge, der ihre Eigenthümlichkeit gerade uns werth macht, denn in jenen ewigen, den zufälligen Zeitbedingungen entrückten Verhältnissen der Persönlichkeit wird der Geist nicht danach gemessen, was er äußerlich sichtbar vollbrachte, und ob er Lob oder Tadel erfuhr, sondern nach dem, wie stark und treu er die innere Kraft und Eigenthümlichkeit übte, ob er ein getreuer

Kämpfer war. Von Fichte dürfen wir wohl es sagen: er hat allezeit einen guten Kampf gekämpft und durfte getrost eingehen zur Ruhe der Vollendeten!

* * *

Seine Gattin überlebte ihn noch fünf Jahre. Die Gnade des Königs hatte ihr mit ausdrücklicher Hindeutung auf die Verdienste ihres Mannes und ihre eigenen Aufopferungen eine angemessene Pension bewilligt, und zwei edle Prinzen des königlichen Hauses, unaufgefordert und aus eigener höchster Bewegung, trugen bei zu ihrer Unterstützung, sodaß bei ihren wenigen Ansprüchen ihr ein sorgenfreies Leben zu Theil wurde. Zugleich war sie unter den ersten, welchen das Kreuz des Luisenordens verliehen wurde, der für die Frauen gestiftet worden war, welche sich durch Pflege der Verwundeten und Kranken ausgezeichnet hatten.

Der Rest ihres Lebens floß ernst=heiter dahin, voll von herrlichen Erinnerungen, voll von erhebender Hoffnung. Sie hatte sich völlig ergeben in ihr Geschick, ihren Gatten überleben zu sollen, und in einem Gemüthe, wie das ihrige, konnte kein dauernder Mismuth aufsteigen über ein Verhängniß, in dem sie eine höhere Leitung sah. Ihre Liebe war jetzt ungetheilt ihrem Sohne zugewendet, der mit tiefer Verehrung an ihr hing und dem ihr Andenken keine Stunde seines Lebens entschwunden ist, noch je entschwinden wird. Denn ihr und ihrer stillwirkenden Gesinnung verdankt er, was keinem Buche, keinem Unterrichte sonst, eine innerste unverrückte Gewißheit, die ihn durch alles Wagniß des Forschens, durch alle Verwirrung des Lebens sicher bisher hindurchgeleitet; und was ihm selbst zu erkennen und darzustellen gelang, es ist nur die Nachwirkung des Vermächtnisses, welches die Geister der Aeltern, besonders der Mutter, in ihn gelegt. *)

In den heitersten Stunden ihres Lebens schrieb sie Erinnerungen aus dem Leben ihres Gatten nieder, die unserer Erzählung besonders über die ersten Jugendjahre zu Grunde liegen.

---

*) In wie eigentlichem Sinne dies zu verstehen sei, darüber findet der Leser Aufschluß, falls er dessen begehrt, in des Verfassers Schrift: „Zur Seelenfrage" (1859), S. 185—186.



Auch konnte sie allein oft über die wahren Motive in seinen Handlungen Aufschluß geben, weil sie, wie er selbst in einem seiner Briefe ihr bezeugt, ganz ihn kannte, und auch als Frau seiner würdig und ihm ebenbürtigen Geistes, alles Bedeutende mit ihm durchsprach und in den wichtigsten Fällen rathend und scharfe Entschlüsse mildernd den selbständigsten Mann bestimmte. — Sonst war das Studium der Bibel und religiöser Schriften ihre fast ausschließliche Beschäftigung; mannichfachen äußern Umgang bedurfte sie wenig bei ihrem ruhig in sich selbst gegründeten Leben. Aber auch in dem, was ihr als das Höchste galt, war sie tolerant und frei; deshalb vermied sie auch nicht den Umgang mit Personen von entgegengesetzter religiöser Denkart, wenn sie nur jenes Leben zu besitzen oder zu suchen schienen. In Merz' „Christlichen Frauenbildern", welche einen nach Auszügen aus gegenwärtiger Biographie gefertigten Lebensabriß von ihr enthalten, ist ein Schreiben abgedruckt, welches ihre ganze religiöse Denkweise charakterisirt. *) Ein ähnliches findet sich in der Briefsammlung aus Fouqué's Nachlaß, und im zweiten Theile werden wir eine Reihe von Familienbriefen an Schiller's Gattin mittheilen, welche zeigen, wie geistig bedeutend sie zwischen den hohen Männern stand.

Eine besondere Freude wurde ihr noch im letzten Lebensjahre zu Theil, als sie auf einer Sommerreise nach dem Harz zu Halberstadt in Körte's Hause die Bekanntschaft des gemüthvollen Dichters Klamer Schmidt machte. Dieser verehrte ihr eine durch ihn veröffentlichte Briefsammlung von ihrem Oheim Klopstock und seiner Meta, von ihrem Vater und mehreren andern längst verstorbenen Verwandten, welche sie mitten in ihre früheste Jugend hineinversetzten. **) Und wie das verklingende Leben am liebsten zu den ersten Erinnerungen zurückkehrt, so wurde ihr noch am Ende desselben das Glück zu Theil, die Vorbilder ihrer kindlichen Ehrfurcht, ihrer frühesten Liebe wie gegenwärtig zu erblicken, und noch einer ihrer letzten Briefe war ein Dank an den trefflichen Mann für die Freude, die er ihr durch jene Mit-

---

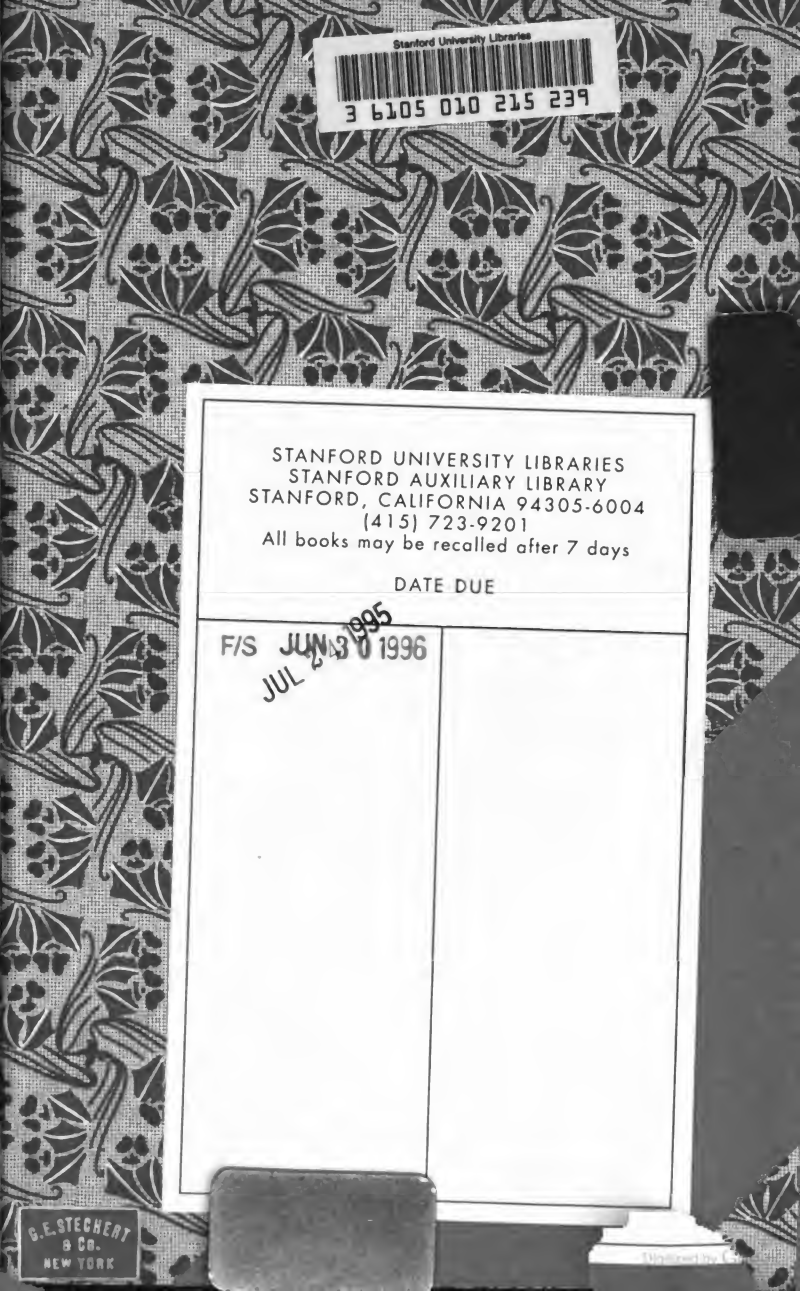
*) Merz, „Christliche Frauenbilder" (3. Aufl., Stuttgart 1861), II, 290—308. Das Schreiben befindet sich S. 306.

**) „Klopstock und seine Freunde, aus Gleim's brieflichem Nachlaß, herausgegeben von Klamer Schmidt" (2 Bde., Halberstadt 1810).

theilungen verschafft habe. Zugleich aber spricht sie die Vorahnung aus, bald mit ihrem Gatten vereint die wiederzusehen, deren Andenken sie ihr ganzes Leben hindurch begleitet habe. Und sie betrog sich nicht in ihrer Ahnung, wiewol ihre Gesundheit äußerlich nicht abgenommen zu haben schien. Nur einen Katarrh hatte sie von der Sommerreise zurückbehalten, der, nachher immer hartnäckiger und angreifender, sich plötzlich in eine heftige Lungenentzündung verwandelte. Schon am siebenten Tage der Krankheit, den 29. Jan. 1819 vormittags um 10 Uhr, starb sie bei vollkommenem Bewußtsein, nachdem sie lange vorher alles für den Fall ihres Todes angeordnet hatte, um selbst noch über ihr Leben hinaus ihrem Sohne sorgend und hülfreich gegenwärtig zu sein. Sie hatte sich ihre Grabstätte neben der ihres Gatten gewählt: beide ruhen vereint auf dem ersten Kirchhofe vor dem Oranienburger Thore zu Berlin, ihr Gatte obenan, sie zu seinen Füßen, wie sie selbst es geordnet. Ein hoher Obelisk bezeichnet die vielbesuchte Stätte mit der Inschrift, die auch hier beschließen möge: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ (Dan. 12, 3.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.




Stanford University Libraries
3 6105 010 215 239
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE
F/S JUN 3 0 1996
JUL 2 1995
G.E.STECHERT & CO. NEW YORK